

# **HISTORISCHE THEORIE DER SUBSISTENZ**

**Grundlagen, Geschichte und Gegenwartsbedeutung  
selbsterhaltenden Lebens und Arbeitens**

**Dissertation  
zur Erlangung der Doktorwürde  
durch den  
Promotionsausschuss Dr. phil.  
der Universität Bremen**

**vorgelegt von  
Christian Boldt-Mitzka  
Bielefeld, den 06.01.2014**

**Gutachter:  
Prof. Dr. Jörg Schmidt  
Prof. Dr. Uwe Schimank**

**Promotionskolloquium am 27.01.2015**



<b>I. Einleitung</b>	1
<b>II. Ausgangspunkt und These der Untersuchung</b>	10
1. Ausgangspunkt: Die Aktualität vormodernen Wirtschaftens – Widersprüche von Modernisierungsprozess und „Wachstumsparadigma“	10
2. These und Erkenntnisinteresse: Subsistenz als ein „roter Faden“ der Geschichte?	17
3. Geschichtstheoretische Positionierung: Warum die Kritik des „Wachstums- paradigmas“ als Ausgangspunkt der Untersuchung gerade in der Postmoderne aktuell bleibt	22
<b>III. Forschungsstand</b>	29
1. Überblick: Unterschiedliche Subsistenzbegriffe, disziplinäre Einzelperspektiven	29
2. Probleme der Empirie: Quellen, Fallstudien, Daten	36
<b>IV. Theoretische Grundlagen der Untersuchung</b>	42
1. Ein aktualisiertes Verständnis von Universalgeschichte – Grundlegende Fragen an die Geschichte stellen	42
2. Auswertung universalgeschichtlicher Modernisierungstheorien	50
<b>V. Merkmale der Subsistenz in universalgeschichtlicher Perspektive</b>	53
<b>1. Sozial-ökologische Aspekte: Subsistenz als spezifischer Mensch-Natur-Austausch</b>	53
1.1 Grundlagen des Mensch-Natur-Austausches: Evolutionäre Strukturbildung	53
1.2 Sozialmetabolismus und kulturelle Evolution: Anpassungen und Freiheitsgrade zwischen natürlicher und sozialer Umwelt	58
1.3 Sozialmetabolismus der Subsistenz	66
1.3.1 Flächen- und Zeitgebundenheit	67
1.3.1.1 Flächen- und Zeitgebundenheit als Grenzen des vormodernen Energiesystems	67
1.3.1.2 Sozialmetabolische Grenzen und das Problem von Knappheit und Mangel in vormodernen Subsistenzökonomien	75
1.3.1.3 Knappheit und koevolutive Selbststeuerungsmechanismen bei den Kulturen der Jäger und Sammler	78
1.3.1.4 Der Boserup-Ansatz: Mangel als steinzeitlicher „Innovationsmotor“?	80
1.3.1.5 Möglichkeiten koeolutiver Selbststeuerung und Mangelvermeidung in Agrargesellschaften	83

1.3.1.6	Zum Ausmaß von Mangel in Agrargesellschaften	91
1.3.1.7	Flächen- und Zeitgebundenheit der Surplusabschöpfung durch agrargesellschaftliche Herrschaftsstrukturen	102
1.3.2	Kleinräumig-vielfältige Struktur: Risikominimierung, lokal angepasster Sozialmetabolismus und „biokulturelle Vielfalt“	107
1.3.3	Selbstbezüglichkeit und Reflexivität	112
1.3.3.1	Selbstbezüglichkeit: Die gesellschaftliche Bindung des Sozialmetabolismus an seine dezentralen Subjekte	113
1.3.3.2	Reflexivität: Zum Zusammenhang der „Eigenmächtigkeit der Natur“ und der „Daseinsmächtigkeit“ der Subsistenzökonomien	121
1.3.3.3	Beispiele für reflexive Natur-Ökonomie-Verbindungen: vormoderne Agrikulturlandschaften	129
1.3.3.4	Die Reflexivität der Naturprozesse als strukturierendes Element von Subsistenztätigkeiten: Reflexive Stoffkreisläufe und „Labor-Consumer-Balance“	131
<b>2.</b>	<b>Technik und Arbeit in der vormodernen Subsistenz</b>	<b>137</b>
2.1	Technik und Arbeit als anthropologische Kategorien	137
2.2	Persönliche Rückkopplung und „Konvivialität“: Die enge Bindung von lebendiger Arbeit und Technik an die produzierenden Individuen und ihren sozialen Kontext	142
2.3	Gesellschaftliches Artefakt und Eigen-„Logik“: Koevolutive Wechselwirkungen und Anpassungsprozesse von Werkzeug, Arbeit und Sozialmetabolismus	147
2.4	„Sich zu helfen wissen“: Polytechnische Daseinsmächtigkeit im Alltag	150
2.5	Technik und Arbeit als „Kooperation“ mit der Natur: Umriss ökologisch-technischer Rationalität in Subsistenzkulturen	156
<b>3.</b>	<b>Der Haushalt als soziale und ökonomische Grundeinheit der Subsistenz</b>	<b>163</b>
3.1	Materielle Produktion und gesellschaftliche Reproduktion im vormodernen Haushalt	163
3.2	Der Zusammenfall materieller und sozialer Interessen: Die soziale Logik der Ökonomie bei Karl Polanyi	172
3.3	Status, Normintegration und gesellschaftliche Stabilität: Die soziale Logik der Beziehungen des Oikos zu seiner gesellschaftlichen Umwelt bei Pierre Bourdieu	174
3.4	Reziprozität und Redistribution in der lokalen Risikogemeinschaft: die „moralische Ökonomie“ der Subsistenz	180
3.5	Haushalt, Familie und Verwandtschaft: Soziale Beziehungen als Produktionsverhältnis bei Maurice Godelier und Dieter Groh	189
3.6	Soziale Selbstorganisation im vormodernen Haushalt? – Grenzen eines Begriffes	192

3.7	Gemeingüter: Regulierte Ressourcennutzung in der vormodernen Risikogemeinschaft	196
3.8	Weiden, Wälder und Liegestühle: Merkmale und Leistungsfähigkeit der Gemeingüterbewirtschaftung	196
3.9	„Win-Win-Situation“: Gemeingüter als Brücke zwischen Selbstbezüglichkeit und Kooperation	200
<b>VI. Transformation der Gesellschaft – Transformation der Subsistenz</b>		<b>206</b>
1.	Systemtheoretisch-evolutionäre Perspektive: Die Emergenz der Moderne im Wechselspiel von energetischer und gesellschaftlicher Transformation	206
2.	Sozialmetabolische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen für Subsistenzformen in der Moderne	213
3.	Subsistenzformen in der modernen Weltökonomie	221
3.1	Typ 1: Im Zentrum der globalen Ökonomie – der vollständig marktintegrierte Konsumentenhaushalt ohne Subsistenzanteile	227
3.2	Typ 2: Der industriegesellschaftliche Hausfrauenhaushalt – zwischen Proletarisierung, Schattenarbeit und versteckter Subsistenz	235
3.3	Typ 3: Zwischen Marginalisierung und kleinmaßstäblicher Kapitalisierung: Die Vielfalt der Haushaltsformen mit kleinbäuerlicher und gärtnerischer Produktion	252
<b>VII. Fazit und Ausblick: Kontinuität, Wandel und Steuerbarkeit der Subsistenz in der Geschichte</b>		<b>275</b>
<b>VIII. Anhang: Praxisbeispiel für „moderne Vernunft und unmodernes Leben“ – Das Projekt „Oikos“ an der Universität Bremen (1987-2004)</b>		<b>297</b>
<b>IX. Literatur</b>		<b>300</b>

## I. Einleitung

„ They would ask, 'how do you make gardens, what do you eat?' Added another, 'How might it be, then, do they live just from machines?'“

*Fragen von Piro-Indianern an einen britischen Anthropologen<sup>1</sup>*

Ökonomie – das Wort bewahrt in seiner Etymologie einen Erinnerungsrest an die Wirtschaftsweise der Vormoderne, deren Grundeinheit die einzelne Haus- und Hofwirtschaft, griechisch „oikos“, bildete.<sup>2</sup> Die „oikonomia“ des vormodernen Haushaltes kann treffend als eine Ökonomie der Subsistenz beschrieben werden – der weitgehenden (nicht zwingend ausschließlichen) selbstversorgerischen „Daseinsmächtigkeit“<sup>3</sup>, in der Individuen und Gemeinschaften sich die Mittel und Güter für den alltäglichen Gebrauch eigenmächtig schufen. Doch in den Formen der Subsistenz überlieferten sich nicht nur unmittelbar überlebenswichtige Fähigkeiten der materiellen Produktion und individuellen Reproduktion, sie waren zugleich Grundlage kultureller Vielfalt und darauf aufbauender komplexer Sozialsysteme sowie Schlüssel zu einem bestimmten Austausch mit der Natur. Subsistenz bildete den Kern der alltäglichen Ökonomie, das „materielle Leben“<sup>4</sup>, wie Fernand Braudel es treffend nannte, das wiederum über Überschüsse und kleine Warenproduktion häufig die Grundlage räumlich und materiell begrenzter „Marktwirtschaften“ bildete.<sup>5</sup> Mindestens 98 Prozent der Menschheitsgeschichte sind von diesen ökonomischen, sozialen und ökologischen Rahmenseetzungen vielfältiger subsistenter Lebensweisen geprägt. Erst die von Europa ausgehende industrielle Transformation der Welt in ökonomischer, sozialer, kultureller und ökologischer Hinsicht durchbricht dieses Kontinuum weitgehend subsistenter Agrar- und Wildbeutergesellschaften. Die hier zu Grunde gelegte *universalgeschichtliche* Modernisierungstheorie begreift das „Projekt der Moderne“ (Jürgen Habermas) als ein vorläufiges und entwicklungs-offenes Ergebnis der Evolution „gesamtgesellschaftliche[r] Rationalität“<sup>6</sup>, das sich im Raum der historischen Formen und Möglichkeiten zeitlich, räumlich und strukturell abgrenzen lässt – auch wenn angesichts seiner Dynamik das Erreichen eines stabilen „Endzustands“ nicht absehbar ist.<sup>7</sup> „Moderne“ bezieht sich als allgemein-deskriptiver Begriff in den Worten von Anthony Giddens...

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Watkins (2011), S. 195. Die ungläubigen Fragen wurden dem Anthropologen Peter Gow gestellt. Watkins vermerkt a.a.O. noch, dass die Welt der „Gringos“ den Piro laut Gow „deeply unattractive“ erschien.

<sup>2</sup> Vgl. Brunner (1968), S. 107.

<sup>3</sup> Gronemeyer (1988), S. 31

<sup>4</sup> Braudel (1986a), S. 18.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 15f. und Braudel (1991), S. 15, 36f.

<sup>6</sup> Schweppenhäuser (2010), S. 64.

<sup>7</sup> Vgl. Siefertle (1997a), S. 160ff.

„[...] auf Arten des sozialen Lebens oder der sozialen Organisation, die in Europa etwa seit dem siebzehnten Jahrhundert zum Vorschein gekommen sind und deren Einfluss seither mehr oder weniger weltweite Verbreitung gefunden hat.“<sup>8</sup>

Dieser expansive und „explosionsartig“<sup>9</sup> fortschreitende Modernisierungsprozess, der mit wissenschaftlich-technischer „Rationalisierung“, sozioökonomischer „Differenzierung“, ökologischer „Domestizierung“ und gesellschaftlicher „Individualisierung“ einhergeht,<sup>10</sup> integriert im weiteren Verlauf der Geschichte die Vielfalt vormoderner Strukturen in die Megastruktur des „Marktes“, eines großmaßstäblichen ökonomischen Vergesellschaftungszusammenhangs mit Versorgungsnetzwerken für Stoffe, Energie und Information, der strukturell scheinbar wenig mit den über kleine Märkte vermittelten vormodernen Formen des Austausches gemeinsam hat. Daher endet, einem verbreiteten gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Urteil zufolge, zusammen mit der Transformation der vormodernen sozialen und ökonomischen Systeme, die alltagspraktische Bedeutung subsistenter Existenzsicherung. Die Metaphern, mit denen diese fortdauernde Transformation beschrieben werden, charakterisieren sie dann auch als nicht-zurücknehmbare „Entwicklung“ (= also als irreversible Entfaltung und zugleich Erklärung etwas zuvor Gebundenen, Unverstandenen<sup>11</sup>), als „Fortschritt“ (= d.h. als linear-logische Bewegung des Fortschreitens vom zeitlich und materiell Alten zum Besseren) und als sich von der Vergangenheit abgrenzende „Modernisierung“ (= von spätlat. *modernus*: derzeitig, gegenwärtig, neu<sup>12</sup>). Diese Metaphern einer dynamischen Bewegung, die ebenso wenig erklärungsbedürftig wie aufhaltbar oder steuerbar erscheinen wie das Fließen der Zeit selbst, legen auch eine bestimmte Sicht auf die Friktionen, Probleme und Widersprüchlichkeiten dieser geschichtlichen und gegenwärtigen Abläufe zumindest nahe. Wo entgegen den Erwartungen, die diese Sichtweise transportiert, dennoch weiterhin vormodern anmutende Wirtschafts- und Lebensweisen ausgemacht werden, werden diese – speziell wenn sich die Beobachter in den Zentren der globalen Wirtschaft befinden – in einer Weise gedeutet, die charakteristischen Mustern folgt. So gelten agrarische Subsistenzformen, die etwa in den „Entwicklungsländern“ fortbestehen, meist als

---

<sup>8</sup> Beck/Giddens/Lash (1996), S. 9. Modernisierung (bzw. Moderne) und Industrialisierung (bzw. Industriegesellschaft) werden in der vorliegenden Untersuchung weitgehend synonym verwendet, um zu betonen, dass andere Aspekte der Moderne (z.B. Rationalisierung, Individualisierung) sich in den Kontext einer gewandelten industriellen Produktionsweise einordnen lassen. Diese Sichtweise beansprucht aber nicht, immateriell-kulturelle Prozesse und Güter ausschließlich von materiellen Gegebenheiten *abzuleiten*. Ohne in die damit verbundenen erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen einzusteigen, wird im Abschnitt V.1.2 am Verhältnis von gesellschaftlichem Stoffwechsel und kultureller Evolution dieses Problem soweit aufgegriffen, wie es das Thema Subsistenz berührt.

<sup>9</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 161.

<sup>10</sup> Vgl. die um diese vier Schlagworte gruppierte Darstellung bei Degele/Dries (2005), S. 20ff.

<sup>11</sup> Vgl. Kluge (2002), Artikel „entwickeln“, S. 249.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., Artikel „modern“, S. 626.

Indiz für das Verfehlen des als selbstverständlich vorausgesetzten Ziels der Modernisierung: Kapitalisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft, Aufbau von Industrie sowie (globale) Marktintegration nach europäischem Vorbild. Die „World Development Reports“ der Weltbank sprechen beispielsweise eine deutliche Sprache in dieser Hinsicht.<sup>13</sup> Subsistente Lebensweisen werden auch (sowohl ex- wie implizit) als Störung eines seiner eigenen Gesetzmäßigkeit folgenden Prozesses der Marktintegration betrachtet, die zu Armut und anderen sozialen wie ökologischen Problemen führt: Die „Zählebigkeit alter Existenzweisen“ macht etwa der neoklassisch argumentierende Wirtschaftshistoriker David S. Landes neben der politischen Unterdrückung von „unternehmerische[r] Initiative“ und dem nach Entfaltung drängendem „technologischem Potential der Gesellschaft“<sup>14</sup> als Ursachen für eine scheiternde Modernisierung aus. Aber auch ein marxistischer Historiker wie Eric Hobsbawm wirft Subsistenzbauern in Afrika vor, ihre ökonomischen Chancen auf den postkolonial sich eröffnenden Märkten aus Gründen kultureller Borniertheit in traditionellen Lebens- und Denkweisen ungenutzt gelassen zu haben – so sei die Moderne an ihnen vorbeigegangen.<sup>15</sup> Diese Interpretationen unterstellen damit letztlich, dass „die Geschichte der Not, des Hungers und des Elends“<sup>16</sup>, als die die Vormoderne mitunter pauschal gesehen wird, gerade *auf Grund* fortdauernder „unmoderner“ subsistenter Produktions- und Reproduktionsformen vielerorts auch im 21. Jahrhundert nicht endet.

Aus der darin enthaltenen Unterstellung folgt zweierlei. Zum einen gerät bei der Suche nach Ursachen der wachsenden sozialen Ungleichheit, mangelnder Versorgung und des Hungers zunehmend die hegemoniale Struktur der modernen Weltwirtschaft mit ihren teils desaströsen ökologischen und sozial-desintegrativen Konsequenzen aus dem Blick. Darüber hinaus wird den vorwiegend subsistenzwirtschaftlich geprägten Kleinbauern an der ökonomischen Basis des Trikont aber auch noch eine erhebliche Mitverantwortung für die aus dem Modernisierungsprozesses resultierenden Folgen zugesprochen: Mangelnde Flexibilität und Anpassungsbereitschaft vor Ort verhindern, dass sich die positiven Aspekte der Modernisierung bemerkbar machen können.<sup>17</sup> Das Fortschrittsversprechen der Moderne kann in dieser Sichtweise und in Anbetracht drängender humanitärer Probleme in der „Dritten

---

<sup>13</sup> Vgl. z.B. Weltbank (2008), S. 1ff. (Zusammenfassung).

<sup>14</sup> Landes (1999), S. 495. Dass ein „technologisches[s] Potential“ (= eine technische Fähigkeit/Möglichkeit) u.U. auch aus guten Gründen (z.B. der Risikomaximierung) ungenutzt bleiben kann, bleibt bei Landes unreflektiert.

<sup>15</sup> Vgl. Hobsbawm (1994), S. 352. Zum Hinweis auf Hobsbawms Position zum Entwicklungsmodell vgl. Bello (2010), S. 20.

<sup>16</sup> Wilhelm Abel, zitiert nach Pierenkemper (2005), S. 15.

<sup>17</sup> Hinsichtlich der ideologischen Funktion dieser Argumentation ist es bezeichnend, dass eine Variante davon auch in den führenden Industriestaaten regelmäßig gegenüber Arbeitnehmern verwendet wird, um die Bereitschaft zu Lohnverzicht, Annahme „flexibler“ Beschäftigungsverhältnisse und der Unterordnung der privaten Ansprüche unter die von Großökonomie und Staat zu einzufordern.



Welt“ nur dadurch noch realisiert werden, dass etwa die hinderlichen kleinbäuerlichen Strukturen vor Ort jetzt *forciert* von hocheffizienten kapitalisierten Industriestrukturen abgelöst werden – so die Sicht eines der Weltbank nahestehenden Ökonomen wie Paul Collier.<sup>18</sup> Verblüffenderweise wird damit allen Ernstes unterstellt, dass gerade diejenigen, die den Modernisierungsprozess in seiner derzeitigen Form *erleiden*, indem sie seinen teils katastrophalen Folgen ausgesetzt sind, letztlich für das Verfehlen der Entwicklungsziele *verantwortlich* zu machen seien: die Opfer sind angeblich auch die Täter. *Um der widerstrebenden Menschen selbst willen* ist es aus dieser „Logik“ heraus nötig, die Umsetzung der Ziele zu intensivieren, wenn nötig muss das orthogenetische Muster auch über die Köpfe der Beteiligten hinweg durchgesetzt werden.

Die vorliegende Arbeit deutet den geschichtlichen Ablauf der Industrialisierung und die Bedeutung subsistenter Lebens- und Produktionsformen anders. Sie geht davon aus, dass es sich bei den oben skizzierten Deutungen der Modernisierung im Kern um das handelt, was Ivan Illich als „Fortschrittsmythen“<sup>19</sup> bezeichnete. Dieses Paradigma der Modernisierung ist in zu starkem Maße Ausdruck eines nur begrenzt vernünftigen, nicht argumentativ oder empirisch abgeleiteten gesellschaftlichen Selbstverständnisses, als dass es in der Lage wäre, die historischen Voraussetzungen, die Struktur und die Folgen des riskanten Vergesellschaftungsexperiments „Moderne“ zu klären. In diesem Sinne sind diese (Selbst-) Deutungen der Moderne Teil ihrer eigenen „blinden“ Verselbständigung. Derartige Deutungen verstellen, wie diese Arbeit zu zeigen versucht, in fataler Weise besonders den Blick auf die Bedeutung subsistenter Produktionsformen und Lebensweisen in der Geschichte und Gegenwart. Im Rahmen dieser Arbeit werden aber historische Argumentationen vorgestellt, die zeigen sollen, dass eine gesellschaftliche Verständigung um Mittel, Wege und Ziele einer vernünftig und demokratisch gesteuerten gesellschaftlichen Entwicklung das Mitdenken grundlegender sozialer und ökonomischer Alltagspraxen in Vormoderne und Moderne erfordert – nicht im Sinne eines ökonomischen und sozialen „Zurück zur Natur“ à la Rousseau, sondern als Kern einer Moderne, die sich ihrer gefährlichen Dialektik bewusst ist. Das grundlegende Erkenntnisinteresse dieser Untersuchung zielt daher auf eine historisch-theoretische Analyse ab, die Subsistenz als Struktur menschlicher Überlebenssicherung in verschiedenen historisch-sozialen Kontexten diachron erfasst und zugleich theoretische Schlussfolgerungen für mögliche zukünftige „Entwicklungspfade“ der Moderne gewinnt.

---

<sup>18</sup> Vgl. Bello (2010), S. 14ff. Colliers Deutung wurde 2008 in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ veröffentlicht (nicht eingesehen).

<sup>19</sup> Illich (1978), Buchtitel.

Der Ausgangspunkt und die These der Untersuchung werden in Abschnitt II vorgestellt. Einleitend geht es darum, die Widersprüche zwischen der gesellschaftlich-praktisch vorherrschenden Modernisierungstheorie und der krisenhaften empirischen Realität der Moderne herauszuarbeiten. In diesem Kontext wird dann die Rolle der Subsistenz dargestellt, die sich zunächst nur wie ein Schlaglicht auf die strukturelle Widersprüchlichkeit der globalen Strukturen ausnimmt, im Kontext der Krise jedoch noch eine viel weiter reichende Bedeutung hat. Die strukturell widersprüchliche Konstellation, in der subsistenzförmig anmutende Lebens- und Produktionsformen neben den großmaßstäblichen Versorgungsnetzwerken der Industriegesellschaft fortexistieren, provoziert hier eine Reihe von Fragen, die die weitere Arbeit strukturieren:

- Wie lässt sich Subsistenz universalhistorisch theoretisch fassbar machen – als Struktur eines spezifischen Stoffwechsels mit der Natur, als soziale und ökonomische Form?
- Bildet das Vorhandensein von Subsistenzformen als basaler Alltagspraxis der Produktion und Reproduktion in verschiedenen sozialen, ökonomischen und ökologischen Kontexten einen „roten Faden“ der menschheitlichen Geschichte, der auch von der industriellen Transformation nicht abgerissen wird? Lassen sich ggf. Aussagen darüber machen, in welchem Zusammenhang diachron zu verzeichnende Subsistenzformen und die Krise der Moderne stehen?
- Und schließlich: Bietet die Vielzahl der Subsistenzformen Beispiele und theoretisch-strukturelle Anhaltspunkte für eine Bewältigung der sozialen und ökologischen Risiken des Industriesystems?

Dass Subsistenz als spezifische Form alltäglicher Sorge um den Lebensunterhalt bislang in Geschichts- und Sozialwissenschaften nicht angemessen theoretisch gewürdigt worden ist, klang oben bereits am Beispiel bestimmter Aussagen der Modernisierungstheorie an. In Abschnitt III soll der Forschungsstand zur Subsistenz aus interdisziplinärer Sicht dargestellt werden. Die entsprechenden Schlussfolgerungen für die weitere Strukturierung und methodisch-theoretische Herangehensweise der Arbeit bilden den zweiten Schwerpunkt dieses Abschnitts.

Ein ernsthaftes Hindernis bei der theoretischen Grundlegung dieser Untersuchung bildet dabei der sich aus dem Forschungsstand ergebende Umstand, dass sowohl geeignete theoretische und methodische Konzeptionen zur Analyse und Interpretation der Subsistenz in einem makrohistorischen, diachronen Rahmen bislang fehlen, als auch Wege zur Bewältigung der Fülle des empirischen Materials und zur notwendigen Reduzierung und Verdichtung zu

Theorie geschaffen werden müssen. Die „Werkzeuge“ zur Bewältigung dieser Schwierigkeiten müssen daher in einer methodisch-theoretischen Vorarbeit zunächst in zwei Schritten hergestellt werden.

Der erste, in Abschnitt IV 1 vorgestellte Schritt erarbeitet eine theoretische und geschichtsphilosophische Grundlage der diachronen Untersuchung von Subsistenz. Es handelt sich dabei um eine auf die Fragestellung und das Erkenntnisinteresse der Arbeit bezogene Aktualisierung des Konzepts der Universalgeschichte. Als theoretisches „Werkzeug“ erscheint sie zunächst denkbar ungeeignet: Oft wird Universalgeschichte heute mit ihren ideologisch-teleologischen Aussagen des 18./19. und frühen 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht – z.B. jenen linear-„fortschrittlichen“ Entwicklungstheorien, deren Unhaltbarkeit oben ja gerade der Ausgangspunkt der Argumentation war.<sup>20</sup> Es zeigt sich aber, dass die davon durchaus trennbaren geschichtsphilosophischen Grundsätze und Untersuchungsmethoden, die, wie ich zeigen möchte, den Kern der Universalgeschichte ausmachen, nicht nur ein „Recycling“ verdienen, sondern auch präzise auf das Erkenntnisinteresse dieser Untersuchung ausgerichtet sind. Die universalgeschichtliche Perspektive auf die „Einheit der Geschichte“ hilft gerade auch in Zeiten von vermeintlichen „Multiple Modernities“<sup>21</sup> elementare Strukturen zu identifizieren und diachron zu deuten.

Zum zweiten Schritt: Die Struktur der Subsistenz in einer Theorie zu erfassen, kann kaum ausschließlich auf dem Weg ausgewählter primärer Quellenauswertung erfolgen, da dies bei der angestrebten theoretischen Reichweite der Fragestellung sowohl einen im Rahmen dieser Arbeit kaum aufzubietenden Materialkorpus (Fallstudien, Einzelbeispiele) erforderte als auch die Abstraktion vom Einzelfall zum Allgemeinen zu umfangreich gestaltete. Andererseits neigen theoretische Vorhaben nicht selten zur Verselbständigung und „Immunisierung“ gegenüber den Fragen und Widersprüchlichkeiten des historischen Prozesses. Das gilt umso mehr für geschichtliche Makroentwürfe wie eine historische Theorie der Subsistenz. Als Konsequenz stelle ich in Abschnitt IV 2 ein methodisches „Werkzeug“ vor, von dem ich hoffe, dass es diesen Schwierigkeiten Rechnung trägt und ein theoretisch „verdichtetes“ Arbeiten mit verstärkter Rückbindung an die Empirie ermöglicht.

Im Kern geht es bei der hier vorgeschlagenen universalhistorischen Vorgehensweise um die Herausarbeitung einer Systematik von diachron nachweisbaren Merkmalen der Subsistenz (Abschnitt V). Auf der Grundlage dieses Rasters ist es möglich, die Frage nach der diachronen Bedeutung subsistenten Lebens bis in die Gegenwart glaubwürdig und ohne

---

<sup>20</sup> Zum Beispiel bei Kolmer (2008), S. 24ff.

<sup>21</sup> Knöbl (2007); Conrad/Eckert (2007).

begriffliche Unschärfen zu beantworten. Diese Systematik bildet ein begriffliches Raster, das auf historisch-theoretische Überlegungen gestützt, drei analytische Hauptfelder benennt, in denen sich spezifisch subsistenzförmige Zusammenhänge nachweisen lassen. In der Reihung dieser Untersuchungsbereiche ist durchaus eine Hierarchisierung impliziert: So wird der erste Untersuchungsbereich zum gesellschaftlich organisierten Stoffwechsel des Menschen mit der Natur sehr eingehend analysiert, während der technologisch-gesellschaftliche und der sozioökonomisch-kulturelle Untersuchungsbereich etwas nachgeordnet erscheinen, da sie, wie ich zeigen möchte, auf den Strukturen des materiell-energetischen Stoffwechsels aufbauen und besser als theoretisch-systemisch, evolutionär und geschichtlich nachgeordnete und *teilweise* von diesen Basisstrukturen „ableitbare“ Bereiche verstanden werden können. Der zweite Untersuchungsbereich beleuchtet die Merkmale subsistenter Technologienutzung und ihre gesellschaftlichen Konsequenzen im Spannungsfeld von gesamtgesellschaftlicher Kompetenz und individueller „Daseinsmächtigkeit“. Der dritte Untersuchungsbereich des Rasters verortet die Subsistenztätigkeit in den historisch sich wandelnden Formen des Haushaltes. Hier kann gezeigt werden, welche sozialen Zusammenhänge zwischen der Haushaltsstruktur und ihrer Ökonomie einerseits und der umgebenden sozialen Umwelt und ihren kulturellen Prägungen andererseits bestehen.

Diese Analyse muss gleichwohl mitdenken, dass das, was hier der Untersuchung und Darstellung halber begrifflich getrennt erscheint, in subsistenten Lebensformen und Gesellschaften eng verwoben ist - die Verflechtung von Ökonomie und gesellschaftlichen Beziehungen als *konstitutives* Merkmal vormoderner Gesellschaften wurde bereits von Karl Polanyi hervorgehoben,<sup>22</sup> ökonomische Subsistenzformen sind nicht zuletzt eine Anpassung an die örtliche Ökologie (Ressourcen, natürliche Zyklen etc.).

Dieses systematische Raster wird im Laufe der Arbeit schrittweise mit der empirischen Realität geschichtlicher und aktueller Formen der Subsistenz konfrontiert und zwar sowohl in der Form von stärker theoretischem Material als auch ausgewählten empirischen Einzelstudien, die als Lösung des oben umrissenen Problems die theoretische Verdichtung empirischer Realität zu Theorie mit ausgewählten historischen Fallbeispielen und sozialwissenschaftlichen, soziologischen, ethnologischen und Studien kombiniert. Dabei kommt dem empirischen Material gegenüber den theoretischen Konzeptionen und Aussagen die Rolle eines „Kritikwerkzeugs“ zu, das die Theorieauswertung korrigierend begleitet und gleichzeitig theoretische Aussagen zu konkretisieren vermag. Die Systematik der Subsistenz greift folglich zur Gewinnung einer diachronen Perspektive auf Subsistenz sowohl auf

---

<sup>22</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 75.

theoretisches Material zurück, das selbst bereits eine diachrone Perspektive aufweist, es zieht aber auch solche Theorieelemente zur Auswertung heran, die für sich genommen nur eine beschränkte theoretische Reichweite haben und ordnet sie in einen universalgeschichtlich-systematischen Kontext ein.

Die diachrone Sicht auf Subsistenz bezieht explizit auch die Gegenwart mit ein, in deren eingangs genannten Entwicklungsdebatten und Krisen sich die Frage nach der Bedeutung der Subsistenz neu stellt. Daher schließt die systematische Darstellung der universalgeschichtlichen Subsistenzmerkmale mit einem Abschnitt zu Modifikationen dieser Merkmale in der Moderne und einem darüber hinausgehenden Fazit zum diachronen Charakter und gesellschaftspolitischen Perspektiven der Subsistenz ab. Die Ergebnisse zum diachronen Charakter und Zukunftspotential der Subsistenz in einem weiteren Abschnitt zusammenzufassen, ist dabei Ausdruck der Grundkonzeption der hier vorgelegten Analysen: Die von den historischen und gegenwärtigen Sachverhalten ausgehende, empirisch begründete Theorie führt abschließend zu einer wertenden Argumentation für einen Prozess der Selbstreflexion und Selbstverständigung in der gegenwärtigen „Risikogesellschaft“<sup>23</sup> (Ulrich Beck). Geleitet wird diese Argumentation von der objektivierenden Frage, „über welche *Möglichkeiten* eine Gesellschaft jeweils verfügt“<sup>24</sup> [Hervorhebung im Original; C.B.], was konkret auf die Rolle der Subsistenz bezogen heißt: Eröffnen sich einer ihrer eigenen destruktiven Züge bewussten Industriegesellschaft auf der Grundlage historisch-theoretischen Wissens um Subsistenz Zugänge zu sozial und ökologisch vernünftigen „Zukünften“ (Jörg Schmidt), die den unzureichend eingelösten emanzipatorischen Anspruch der Aufklärung „retten“, indem sie ihn bewusst mit Elementen einer subsistenzförmigen Produktions- und Lebensweise verbinden?

Die vorläufigen Antworten und Schwierigkeiten, mit denen diese Untersuchung schließlich konfrontiert wurde, sollen in den Abschnitt VII und VIII vorgestellt werden, die mit einem Ausblick auf bereits existierende Ansätze entsprechender gesellschaftlichen Handelns schließen.

#### *Begrifflicher Nachtrag:*

Ich habe oben den „uneindeutigen“ Gehalt von Begriffen wie „Modernisierung“, „Moderne“, „Fortschritt“ und „Entwicklung“ kritisiert, die sowohl eine objektiv-deskriptive als auch

---

<sup>23</sup> Beck (1996), Buchtitel.

<sup>24</sup> Hofmann (1969), S. 19.

normativ-suggestive Ebene beinhalten.<sup>25</sup> Der Sprachgebrauch, der diesen Umstand nicht reflektiert, droht in die Affirmation der kritisierten Verhältnisse überzugehen.

„Es gehört zu den tückischsten und erfolgreichsten Winkelzügen der Macht, die Wörter nur so zu gebrauchen, dass sie haargenau das bezeichnen, was ist; dass sie zu einem Spiegelbild der Verhältnisse werden und sie so bestätigen. Ihr kritischer Sinn, der über die gewordenen Verhältnisse hinausweist und andere denkmöglich macht, wird unterdrückt.“<sup>26</sup>

„Kritischer Sinn“ und Reproduktion des Bestehenden liegen in den Begriffen dicht beieinander. Einerseits ist z.B. die reale Dynamik sozioökonomischer „Entwicklung“ im Sinne des Auftretens und der beständigen Modifikation industriegesellschaftlicher Strukturen unmittelbar einsichtig und angesichts der dabei produzierten Destruktivität eine einzige Aufforderung zum Griff nach der „Notbremse“ (im Sinne Walter Benjamins<sup>27</sup>), andererseits eignet sich der Begriff in der Praxis auch für die Unterstellung einer quasi „naturgesetzlichen“ Unsteuerbarkeit der *sich selbst* „entwickelnden“ Geschichte. Ein sinnvolles Vorgehen könnte in dieser Situation darin bestehen, die Begriffe eben nicht fallen zu lassen und nach Alternativen zu suchen, sondern die uneindeutigen Begriffe in einem dialektischen Sinn aufzuheben und zu einem Mittel der Kritik zu machen. Die Kritik, die sich sowohl auf die „Blindheit“ des realen geschichtlichen Prozesses wie auch der ihn begleitenden begrifflichen Setzungen bezieht und letztere als den unmittelbar veränderbaren Teil der gesellschaftlichen Problemlage selbst zu identifizieren und damit aufzuheben in der Lage wäre, würde derartige Begriffe wieder für eine Selbstreflexion der Industriegesellschaft nutzbar machen und damit den Weg nicht nur für einen „Paradigmenwechsel“<sup>28</sup>, sondern auch für eine veränderte gesellschaftliche Praxis freimachen. Eben das soll in der vorliegenden Arbeit versucht werden.

---

<sup>25</sup> Ähnliches gilt für den an dieser Stelle noch nicht einbezogenen Begriff der „Krise“, dessen kritischer Gehalt durch einen Diskurs um das „richtige“, d.h. den Interessen der industriegesellschaftlichen Eliten nach Fortschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse dienende „Krisenmanagement“ überdeckt wird. Damit unterstellt der Begriff der „Krise“ in diesem Sinne immer auch bereits ein *positives* Urteil über die bestehende Gesellschaft, deren Grundstruktur in Krisenzeiten gerade nicht hinterfragt werden soll. Besonders deutlich erkennbar ist diese diskursive Umdeutung realer Krisen am Beispiel der Ökologiedebatte, vgl. Spehr (1996).

<sup>26</sup> Gronemeyer (1988), S. 11.

<sup>27</sup> Benjamin schrieb in seinen Notizen zum „Begriff der Geschichte“: „Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotive der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesen Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.“ Zitiert nach Ji-Hyun Ko (2005), S. 345.

<sup>28</sup> Vgl. zum Konzept des „Paradigmenwechsels“ Kuhn (2001).

## II. Ausgangspunkt und These der Untersuchung

### **1. Ausgangspunkt: Die Aktualität vormodernen Wirtschaftens - Widersprüche von Modernisierungsprozess und „Wachstumsparadigma“**

*„Überfluss oder Mangel an Gütern dürfte vorwiegend von der Produktivität der Arbeit abhängen. In primitiven Völkern ist jeder Arbeitsfähige zumeist als Jäger oder Fischer mehr oder weniger nützlich tätig. Er ist dabei bestrebt, so gut er kann, sich selbst und die Angehörigen der Familie und des Stammes zu versorgen [...]. Solche Völker leben in jedoch in so großer Armut, dass sie häufig aus schierer Not gezwungen sind oder es zumindest für notwendig erachten, Kinder, Alte und Sieche bedenkenlos umzubringen oder auszusetzen [...]. In zivilisierten und wohlhabenden Gemeinwesen ist das Sozialprodukt hingegen so hoch, dass alle durchweg reichlich versorgt sind, obwohl ein großer Teil der Bevölkerung überhaupt nicht arbeitet [...]. Selbst ein Arbeiter der untersten und ärmsten Schicht, sofern er genügsam und fleißig ist, kann sich mehr zum Leben notwendige und angenehme Dinge leisten, als es irgendeinem Angehörigen eines primitiven Volkes möglich ist.“<sup>29</sup>*

*Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen (1776)*

*„Die Hauptursache für die ungeheure Reichthumsvermehrung innerhalb der westlichen Welt in den letzten zweihundert Jahren sehe ich darin, dass es den Menschen hier bei uns gelungen ist, sich der gegebenen Ressourcen in immer effizienterer Weise zu bedienen und sie zur Generierung gesellschaftlicher Wohlfahrt zu nutzen.“<sup>30</sup>*

*Toni Pierenkemper: Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung – oder: Wie wir reich wurden (2005)*

In den mehr als zweihundert Jahren, die zwischen den oben zitierten Publikationen liegen, erstreckt sich die Entstehung und Ausbreitung eines Verständnisses von ökonomisch-gesellschaftlicher Entwicklung, dessen Grundkoordinaten an Hand der Begriffe „Fortschritt“ und „Wachstum“ beschrieben werden können. Aus dem Gedankengut der Aufklärung entstammt sowohl die Überzeugung einer zielgerichteten, linearen Verbesserbarkeit der sozialen, materiellen und kulturellen Umwelt des Menschen („Fortschritt“<sup>31</sup>) als auch die Erwartung von zu allgemeinem „Wohlstand“ führenden wirtschaftlichen Produktivitätssteigerungen, die den eng gewordenen Rahmen der materiellen und energetischen Beschränkungen agrargesellschaftlicher Produktion dauerhaft überwinden („Wachstum“). Seither bildet auch das damit verknüpfte Verständnis von der Entstehung der modernen Industriegesellschaft und ihrer historischen Überlegenheit ein auch in den Geschichts- und Sozialwissenschaften verbreitetes Paradigma, das als Selbstverständnis der Moderne gelten kann.<sup>32</sup> Die moderne Industriegesellschaft befreie den Menschen mittels Wissenschaft und Technologie fortschreitend aus der Abhängigkeit von den unverstandenen Kräften der Natur,

---

<sup>29</sup> Smith (1978) [1776], S.3.

<sup>30</sup> Pierenkemper (2005), S. 171.

<sup>31</sup> Vgl. zur Begriffsgeschichte des „Fortschritts“: Rapp (1992).

die industrialisierte Gesellschaft erlange dabei einen dynamischen Zustand ökonomischen „Wachstums“ und ermögliche so – wenn auch mit zeitlichen und räumlichen Asymmetrien - eine Hebung des allgemeinen Lebensstandards (mehr Freizeit, längere Lebenszeit, Gesundheit, Sicherheit, Konsumgüter etc.). Die „carrying capacity“ der Erde werde auf der Basis einer innovativen, industriell organisierten Hohertrags-Landwirtschaft erheblich erhöht, effizienzorientierte Mechanisierung und Maschinisierung aller Produktionsprozesse verdränge die mühsame Handarbeit, neue Rohstoffe und Arbeitsmaterialien würden in den Dienst menschlicher Bedürfnisse gestellt.<sup>33</sup> In diesem fortschreitenden Prozess würden die traditionellen vormodernen Formen der Ökonomie, insbesondere kleinräumig-selbstversorgerische Subsistenzwirtschaften und die zugehörigen sozialen Strukturen aufgelöst und weltweit durch die „fortschrittliche“, evolutionär überlegene Struktur großmaßstäblicher, hochspezialisierter Versorgungsnetzwerke abgelöst. Die moderne „Wirtschaftsgesellschaft“, die die sozialen Beziehungen maßgeblich ökonomisch über Geldzirkulation und Warenförmigkeit der Güter organisiert („marktförmig“ im Sinne von Adam Smith<sup>34</sup>), breitet sich schließlich weltweit aus - wenn auch unter unterschiedlichen politischen Vorzeichen und kulturellen Modifikationen.<sup>35</sup> Die Geschichte des materiellen Mangels endet in dieser Sicht konsequent vor den Toren der industrialisierten Moderne, der mit der technisch-rationalen Naturbeherrschung (besonders dem technologischen Zugriff auf fossile Energien) der Schlüssel zur bestmöglichen menschlichen Existenzsicherung in einer individualisierten, rational geordneten Gesellschaftsform gegeben ist.<sup>36</sup>

Dieses Bild der Geschichte wird, nachdem es die Industrialisierung der Triade (Europa, Nordamerika, Japan) im 19. Jahrhundert programmatisch flankiert hatte, in seiner Anwendung auf die Entwicklungspolitik des 20. Jahrhunderts global wirkmächtig. Die Geschichte der europäisch-amerikanischen „Entwicklungspolitik“ und der parallel verlaufenden politikberatenden sozialwissenschaftlichen Forschungen ist von dem Versuch geprägt, dieses Muster ökonomisch-technologischer und sozialer Transformation zur universellen Richtschnur für die Industrialisierung der übrigen Gesellschaften weltweit zu erheben und diese in die expansiven Marktstrukturen einzubinden. Dies gilt in besonderer Weise für die Jahrzehnte nach 1945.<sup>37</sup> Hinterlegt war diese Fortsetzung der historischen kolonial-

---

<sup>33</sup> Vgl. Fischer-Kowalski (1997), S. 206.

<sup>34</sup> Smith verwendete 1776 erstmals den Begriff „Markt“ im modernen Sinne für den „gesellschaftsweiten Raum, in dem alle Preise miteinander kommunizieren“, stellte Sachs (1992), S. 66, fest.

<sup>35</sup> Vgl. Stamm (1982), S. 10. Stamm bezieht in den Begriff der Wirtschaftsgesellschaft ausdrücklich auch realsozialistische Gesellschaften mit ein.

<sup>36</sup> Dieses Paradigma entspricht weitgehend den bei Beck (1996), S. 40ff. aufgezeichneten „Grundannahmen einfacher Modernisierungssoziologie“.

<sup>37</sup> Vgl. Wehler (1975).



europäischen Modernisierungs- bzw. „Zivilisierungsmission“<sup>38</sup> mit dem „ethnozentrischen Vorurteil“<sup>39</sup> der eigenen Superiorität bzw. dem der Mangelhaftigkeit der subsistenzhaft wirtschaftenden außereuropäischen Kulturen.<sup>40</sup>

Das vorläufige Fazit dieses globalen Versuchs gibt in den Worten des mexikanischen „Entwicklungs“-Kritikers José María Sbert Anlass zur Skepsis:

„Es gab nur den Weg, kein Ziel, und selbst der Weg erwies sich letztlich als ungangbar.“<sup>41</sup>

Dem „Wachstumsparadigma“ stehen Erfahrungen entgegen, wonach das großmaßstäbliche Vergesellschaftungsexperiment der Moderne nicht nur keineswegs die Einlösung der oben dargestellten Versprechen ist und wonach die oben umrissene Perspektive zudem eine Reihe von offenen Widersprüchen in der industriegesellschaftlichen Gegenwart ausblendet. Die Gültigkeit des „Wachstumsparadigmas“ als Leitlinie der gesellschaftspolitischen und ökonomischen *Praxis* hat dies im Kern jedoch keineswegs getroffen, wie gleich noch gezeigt wird. So steht die reale soziale und ökologische Krise in der gegenwärtigen Industriegesellschaft, die bereits in einem kurzen Aufriss einiger Aspekte zu Tage tritt, in fataler Weise meist unvermittelt neben der weiterhin vorherrschenden gesellschaftlichen Fixierung auf „Wachstum“ und „Fortschritt“:

1. **„Soziale Desintegration“ als „Preis der wirtschaftlichen Integration“<sup>42</sup> in die globalisierte Wirtschaft:** Eine *beschleunigte* Zunahme von sozioökonomischen Desintegrationstendenzen und sozialer Ungleichheit als ungewollte Nebenfolge wirtschaftlichen „Wachstums“ ist seit den 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts in weiten Teilen der Welt zu beobachten,<sup>43</sup> selbst in führenden OECD-Staaten ist eine „große Kehrtwende“<sup>44</sup> hin zu zunehmender Einkommensungleichheit zu verzeichnen.<sup>45</sup> Wirtschafts- und Finanzkrisen wie jene, die 2008 begann, führen darüber hinaus zu

---

<sup>38</sup> Zur Struktur von „Zivilisierungsmissionen“ vgl. Schröder (2005), S. 26ff. Historische Beispiele imperialer „Zivilisierungsmissionen“ mit dem Ziel der Marktintegration untersucht Petersson (2005).

<sup>39</sup> Wehler (1975), S. 12.

<sup>40</sup> Das findet seine Entsprechung im Sprachgebrauch: Was im 18. Jahrhunderts als „Barbarei“ galt, wurde im 20. Jahrhunderts funktionalistisch als „Unterentwicklung“ etikettiert, vgl. Wehler (1975), S. 13. Zu den politischen Intentionen des US-Präsidenten Truman, mit dem 1949 geprägten Begriff der „Unterentwicklung“ in Zeiten des einsetzenden Kalten Krieges fortbestehende internationale Abhängigkeitsverhältnisse in ein Licht partnerschaftlich-demokratischer „Entwicklung“ zu rücken, vgl. Esteva (1993), S. 89ff. und Wehler (1975), S. 11.

<sup>41</sup> Sbert (1993), S. 127.

<sup>42</sup> Harvard-Ökonom Dani Rodrik (2000), S. 87, bezieht sich mit dem oben stehenden Zitat ausdrücklich auf Zeiten stabiler „Wachstums“.

<sup>43</sup> Vgl. Gresh/Radvanyi/Rekacewicz/Samary/Vidal (2007), S. 52f., Lummis (1993), S. 158ff. Ajami (2000), S. 33f., weist darauf hin, dass diese Entwicklung sich seit den 90er-Jahren rasant beschleunigt, jedoch auf einer jahrzehntelang sich schrittweise weitenden sozialen Schere aufbaut.

<sup>44</sup> Alderson/Nielsen (2003), S. 325.

<sup>45</sup> Vgl. den statistischen Nachweis bei Hradil (2005), S. 466ff.

Einbrüchen im formellen Sektor, Arbeitslosigkeit und Desintegration. Ökonomische Integration durch Einkommen aus Lohnarbeit, Sozialleistungen oder selbständiger Produktion ist die notwendige (aber zunehmend unsichere, s.o.) Voraussetzung für die Nutzung großmaßstäblich-marktvermittelter Versorgungs- und Dienstleistungssysteme. Entsprechend müssen gerade in Zeiten kollabierender Märkte und wegbrechender formeller Arbeitsverhältnisse wachsende Teile der Weltbevölkerung vormodern anmutende, marktunabhängige, informelle Wege zur Sicherung des Lebensunterhaltes finden.<sup>46</sup>

## 2. *Keine Gleichsetzung von industrieller Produktion und Ernährungssicherheit:*

Hungersnöte treten entgegen den fortschrittsoptimistischen Deutungen auch im 21. Jahrhundert auf: Obwohl global insgesamt genügend Lebensmittel vorhanden wären<sup>47</sup> starben beispielsweise im Jahr 2000 nach Schätzungen der Welternährungsorganisation (FAO) täglich 25.000 Menschen an den Folgen von Unterernährung und Armut. Die absolute Zahl der Unterernährten hat sich nach Angaben der FAO in den vergangenen Jahren auf über eine Milliarde bis 2010 erhöht, obwohl sich der relative Anteil der Hungernden an der Weltbevölkerung verringert hat.<sup>48</sup> Hauptursache des Hungers, der sich in den vergangenen Jahren zu einer Welternährungskrise ausgewachsen hat, ist laut FAO im Jahr 2012 *nicht* eine Insuffizienz der Landwirtschaft, sondern die Unfähigkeit einer wachsenden Zahl von Menschen, die auf dem Weltmarkt generierten, steigenden Preise für Lebensmittel zu zahlen, weil die Einkommen sinken und Arbeitslosigkeit in Folge der Weltwirtschaftskrise der letzten Jahre zunimmt.<sup>49</sup> Außerhalb der industriellen Ökonomie, in der Armut und Hunger teilweise monetär messbar sind, weil sie ursächlich mit dem Ausschluss von den „über Geld und Waren“ hergestellten „gesellschaftlichen Beziehungen“ zusammenhängen,<sup>50</sup> wäre ein solcher Sachverhalt schlicht nicht vorstellbar. Die modernen Hungersnöte

---

<sup>46</sup> Vgl. von Braun (2009), S. 2ff.

<sup>47</sup> ...sofern auf den flächenintensiven Anbau von Agrartreibstoffen verzichtet würde und eine bedarfsorientierte Verteilung stattfinden würde, vgl. Bello (2010), S. 15.

<sup>48</sup> Vgl. FAO (2010): <http://www.fao.org/english/newsroom/news/2002/9703-en.html>. Die Berechnungen aus dem Jahr 2002 (siehe Website) gehen auf einen Bericht der Weltgesundheitsorganisation WHO aus dem Jahr 2000 zurück und werden a.a.O. von einem leitenden FAO-Funktionär sogar als „relatively conservative estimate“ bewertet.

<sup>49</sup> Vgl. die Zusammenfassung des Welthungerberichts 2012: FAO (2012): o.S. Dieser Bericht deutet v.a. auf einen engen Zusammenhang von Hunger, Mangelernährung und unzureichendem Einkommen aus kleinbäuerlichem Landbau hin. Explizit wird auch darauf hingewiesen, dass Wachstumsprozesse die ländlichen und städtischen Armen nicht erreichen: <http://www.fao.org/docrep/016/i2845e/i2845e00.pdf>.

<sup>50</sup> Stamm (1982), S. 10.

sind damit – wie nicht selten schon im 19. Jahrhundert<sup>51</sup> - wesentlich gesellschaftlich-ökonomisch bedingt, Folge ökonomisch-politischer Interessen und damit prinzipiell *vermeidbar*. Dies gilt umso mehr für z.T. explosionsartige Steigerungen von Nahrungsmittelpreisen durch Börsenspekulation (etwa mit Agrar-„Futures“<sup>52</sup>) während die real gewachsene Nachfrage allein durchaus mittels Förderung der Landwirtschaft im Trikont hätte aufgefangen werden.<sup>53</sup> Die gegenwärtigen industriegesellschaftlichen Strukturen setzen weltweit hunderte Millionen Menschen tödlicher Gefahr aus, nachdem der Modernisierungsprozess (via Öffnung nationaler Agrarmärkte für billige Importe aus der Agrarindustrie des Nordens und umfangreichen einseitig marktöffnenden „Strukturanpassungsprogrammen“ von Weltbank und Internationalem Währungsfonds<sup>54</sup>) den Menschen zuvor häufig ihre weiterreichenden Selbstversorgungsmöglichkeiten durch traditionelle Formen der Subsistenzwirtschaft genommen hatte, die eine Chance nicht-marktvermittelter Überlebenssicherung geboten hätte.

3. **Die mögliche Fortdauer und Neukonstituierung von urbanen und ruralen Subsistenzformen:** Vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Krisenerscheinungen überrascht es nicht, dass es deutliche Hinweise für eine Fortdauer oder auch Neubildung von selbstversorgerischen Mikroökonomien in der Moderne gibt. Im ruralen Bereich der Entwicklungsländer gibt es verstärkt Anzeichen, dass es zu einer „repeasantization“<sup>55</sup> kommt, etwa dort, wo desintegrierte ehemalige Arbeiter aus den Städten und landlose Bauern auf partiell subsistente Tätigkeiten zurückgreifen und illegale Siedlungen und Anbauflächen anlegen.<sup>56</sup> Und möglicherweise kann auch die Ökonomie der Slumhaushalte in den wachsenden Städten der Südwelt als Form partieller, urbaner Subsistenz interpretiert werden,

---

<sup>51</sup> Vgl. Davis (2005) über den Zusammenhang von Kolonialpolitik, Marktintegration, El-Nino-Dürren und Hungersnöten im Trikont; Glavin (2008), 22f. stellt die Hungersnot 1845 in Irland in einen Kontext mit ökonomischer Entwicklung, die eine riskante Strategie der Monokulturen (hier: von Totalausfall betroffener Kartoffelanbau) forciert.

<sup>52</sup> Vgl. zur Welternährungskrise auch DER SPIEGEL (16/2008), S. 114ff. Börsenspekulationen trieben z.B. den Preis für Mais, Reis und Weizen in drei Jahren um 181% in die Höhe. Zur parallelen Zerstörung von Subsistenzmöglichkeiten: 2009 meldete DER SPIEGEL (31/2009), S. 86ff., dass Investmentfonds, Unternehmen und einige reiche Staaten großflächig landwirtschaftliche Anbauflächen in Afrika und Asien erwerben. Grundlage des Geschäfts: Erwartete Rendite aus Preissteigerungen für knapper werdende Lebensmittel und Biotreibstoffe und geopolitische Rohstoffinteressen. Das Land gehörte vorher häufig selbstversorgerischen Kleinbauern, die gewaltsam oder über juristische Konstrukte (keine Anerkennung des Landes als Privateigentum) vertrieben wurden.

<sup>53</sup> Vgl. Bello (2010), 12f. mit Verweis auf eine Studie der UN.

<sup>54</sup> Vgl. beispielhaft die Folgen der Strukturanpassungsprogramme für die kleinbäuerliche Landwirtschaft in Mexiko und vielen Staaten Afrikas ebd., S. 55ff. und 93ff.

<sup>55</sup> Jan Douwe van der Ploeg, zitiert ebd., S. 22.

<sup>56</sup> A.a.O.

nachdem eine Rückkehr zu oikoshafter Subsistenzwirtschaft durch den spezifischen Anschluss an moderne Marktstrukturen unmöglich gemacht worden war. Dabei ist die dem „Wachstumsparadigma“ geschuldete dichotome Wahrnehmung einer „entwicklungsbedürftigen“ Südwelt einerseits, in der – von krisenhaften „Rückschlägen“ überschattet - der Übergang vom „Anachronismus“ Subsistenzwirtschaft zur modernen Marktwirtschaft vollzogen wird und einer stabilen, industrialisierten, marktintegrierten Nordwelt mit formeller Lohnarbeit und reinen Konsumentenhaushalten andererseits in dieser Form offensichtlich falsch. Die Bruchlinien der Moderne verlaufen nicht mehr nur zwischen Nord und Süd, sondern dynamisch auf verschiedenen Ebenen ebenso innerhalb der jeweiligen Staaten, wo sie sich in der weltweit antagonistischen „Geografie der Einkommensverteilung“<sup>57</sup> niederschlagen und zu einer „Wiederkehr der Proletarität“<sup>58</sup> führen können. Besonderes Interesse verdient dabei die möglicherweise in einigen Bereichen zu verzeichnende „Rückkehr der Subsistenzwirtschaft“<sup>59</sup> selbst in die Zentren der Weltwirtschaft. Schon in der fordistisch integrierten Industriegesellschaft hatte man festgestellt, dass offenbar mehrere Formen der Arbeit nebeneinander bestehen können, wobei die abhängige Lohnarbeit längst nicht immer die wichtigste ist und auch als „vormodern“ gedeutete Produktions- und Eigentumsformen (etwa auf dem Lande) fortbestehen können.<sup>60</sup> Krisen des übergeordneten Industriesystems haben auch in der Vergangenheit Beispiele für eine breite Rückkehr der Subsistenz geboten, die in ganz unterschiedlichen Kontexten stattfand, von der staatlich verordneten Kriegswirtschaft bis hin zu unfreiwilligen „Regressionen“ im Zuge von Wirtschaftskrisen und radikalen Umstrukturierungen der Ökonomie.<sup>61</sup> Die postfordistische Gegenwart ist ebenfalls reich an Beispielen, die sich möglicherweise als Subsistenzformen deuten lassen. Das Alltagsphänomen der Hausfrauenarbeit etwa, entstanden aus der unbezahlten weiblichen Reproduktion der männlichen Lohnarbeit im Konsumentenhaushalt, könnte sich als subsistenzhafte Alltagspraxis erweisen, wenn aus eigenen Kräften und mit den verfügbaren Ressourcen konkrete oder auch weniger materiell greifbare Gebrauchswerte geschaffen werden: aus Waren werden Speisen zubereitet, Wohnungen werden geputzt, Kleidung ausgebessert und gereinigt, Kinder betreut,

---

<sup>57</sup> Firebaugh (2003), Titel.

<sup>58</sup> Roth (1994).

<sup>59</sup> Friedrich (2006), S. 244.

<sup>60</sup> Vgl. Lefèbvre (1969), S. 179ff. und van der Linden (2003), S. 26f.

<sup>61</sup> Vgl. zur Kriegswirtschaft Buchan (2013) und Pöppelmann (2012), S. 87ff, zu Wirtschaftskrisen und Struktur Anpassungsmaßnahmen besonders Nash (1994).

Alte und Kranke gepflegt. So hat im Jahr 2001 die unbezahlte und nicht vertraglich geregelte Haushaltstätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland den Umfang der bezahlten Zeiteinheiten um das 1,7-fache überstiegen – und diese unbezahlte Arbeit wird nach wie vor überproportional von Frauen verrichtet.<sup>62</sup> Wo im Postfordismus flexibilisierte oder marginale Arbeitsverhältnisse nach einer ebenso flexibel reproduzierten, billigen Arbeitskraft verlangen, wo gesellschaftliche Diskurse die Entlastung von Staat und Markt von „Soziallasten“ fordern oder die „Zivilgesellschaft“ ohne Bezahlung in die Bresche sozialer Desintegration springen soll, könnte sich gegenwärtig eine sehr grobe Schätzung Immanuel Wallersteins bestätigen, die besagt, dass nach mehreren Jahrhunderten kapitalistischer Entwicklung weniger als die Hälfte der globalen Arbeit „proletarisiert“, d.h. marktintegriert verrichtet würden.<sup>63</sup>

4. **Subsistenz als *Regelfall* menschlicher Nahrungsbeschaffung – auch heute:** Eine Schwierigkeit bei ihrer Untersuchung ist, dass Subsistenzformen so gut wie nie volks- oder weltwirtschaftlich erfasst werden und daher statistisch häufig „unsichtbar“ bleiben. Dennoch lässt sich vorab zumindest der grobe Rahmen, in dem sich Subsistenz bewegt, abstecken: Auch in Zeiten weltweiter Warenbewegungen bleibt selbstversorgerische Landwirtschaft offenkundig der *Regelfall* menschlicher Nahrungsbeschaffung. Der oben bereits erwähnte Weltagrarrat (IAASTD) konstatiert:

„Although agricultural inputs and outputs constitute the bulk of world trade, most food is consumed domestically, i.e., where it is produced.“<sup>64</sup>

Gleichzeitig erinnert der von Vereinten Nationen und Weltbank in Auftrag gegebene Bericht daran, dass 90% der landwirtschaftlichen Betriebe weltweit eine Größe von weniger als 2 Hektar haben – mit einem Wort, kleinbäuerlich und überwiegend selbstversorgerisch strukturiert sind.<sup>65</sup> An der globalen Dominanz dieser „small-scale-farms“ wird sich nach Aussage des Berichts auch in den nächsten 20 bis 30 Jahren voraussichtlich nichts ändern,<sup>66</sup> selbst wenn weiterhin durch wirtschaftspolitische Maßnahmen der International Financial Institutions (IFI) und damit einhergehende rurale Marginalisierung die Ausgangsbedingungen für Kleinbauern verschlechtert

---

<sup>62</sup> Vgl. Schäfer (2004), S. 251.

<sup>63</sup> Wallerstein (1984a), S. 18.

<sup>64</sup> IAASTD (2009), S. 2.

<sup>65</sup> Ebd.: S. 8.

<sup>66</sup> Vgl. ebd.: S. 9.

werden.<sup>67</sup> Dies steht in krassem Gegensatz zur teleologischen Perspektive des „Wachstumsparadigmas“: „Peasants [= Kleinbauern; C.B.] are portrayed as technologically backward and doomed by the forces of modernization and industrialization.“<sup>68</sup>

5. **Ökologische Destruktivität und soziale Konflikte:** Nach Aussage der UNEP-Zukunftsstudien GEO-3 und GEO-4 („Global Environment Outlook“ der Jahre 2002 und 2007) stellen die ökologischen Folgen industriellen Wirtschaftswachstums die Menschheit in naher Zukunft vor historisch singuläre Überlebensrisiken. So wird sich die ökologische Krise um Wasserknappheit, degradierte Böden, Klimawandel, Artensterben, Verlust der genetischen Vielfalt und der Primärwälder in den nächsten 30 Jahren voraussichtlich noch dramatisch zuspitzen (sofern nicht massive und grundlegende politisch-gesellschaftliche Kurskorrekturen erfolgen). Unmittelbar verbunden mit dem ökologischen Niedergang drohen hier auch humanitäre und soziale Katastrophen bislang ungeahnten Ausmaßes.<sup>69</sup> Mit diesen Szenarien stellt sich verschärft die Frage nach der Überlebenssicherung in einer Umwelt, die von ökologischen Zusammenbrüchen und sich zuspitzenden sozialen Konflikten bis hin zu „Klimakriegen“<sup>70</sup> geprägt ist. Insbesondere der Ausgestaltung landwirtschaftlicher Produktion für die unmittelbare Überlebenssicherung wie auch industrielle Ansprüche wird laut Weltagrarbericht 2008 in Zukunft eine Schlüsselrolle zukommen, um diesen Bedrohungen zu begegnen – dabei schlägt der Weltagrarbericht – offenbar als entwicklungspolitische Kompromissformel – eine Kombination explizit kleinbäuerlicher, subsistenznaher Entwicklung wie auch den Einsatz großindustrieller Biotechnologie als „Problemlöser“ vor.<sup>71</sup>

## **2. These und Erkenntnisinteresse: Subsistenz als ein „roter Faden“ der Geschichte?**

Die (sicherlich ergänzungsbedürftige) Sammlung von Ausschnitten krisenhafter industriegesellschaftlicher Wirklichkeit verbindet die hervorstechende und möglicherweise sogar wachsende Bedeutung subsistenzförmig anmutender Lebens- und Produktionsformen

---

<sup>67</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 304ff.

<sup>68</sup> Bryceson (2000a), S. 6.

<sup>69</sup> Vgl. zu GEO-3: UNEP(2002), besonders S. 320ff.; zu GEO-4 vgl. UNEP(2007), besonders S. 395ff.

<sup>70</sup> Welzer (2008), interpretiert die möglichen „Klimakriege“ als eine besonders gefährliche Verbindung moderner ökologischer und sozialer Krisen. In ihnen verschärft sich möglicherweise auch die soziale „Asymmetrie“ der Risiken weiter: Vor den ökologischen Katastrophenfolgen können sich jene am besten schützen, die auch jetzt bereits „global player“ sind, vgl. a.a.O., S. 56ff.

<sup>71</sup> IAASTD (2009), S. 2f.

inmitten der Moderne und steht im klaren Widerspruch zum einleitend skizzierten „Wachstumsparadigma“. Sowohl im Zentrum wie in peripheren Bereichen („Entwicklungsländer“) der gegenwärtigen Weltwirtschaft existieren in Zeiten der Globalisierung weiterhin nicht-marktförmige und gebrauchswertorientierte Produktionsformen und Überlebensstrategien. Ihre Existenz in Vormoderne und Moderne, sowohl in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität wie weltwirtschaftlicher Krisen, ihre Verortung an der Peripherie wie in den Zentren der Weltwirtschaft wirft weiterführende Fragen nach dem strukturellen Zusammenhang von (historischer) sozialer Umwelt und Subsistenzformen, nach der Rolle von Subsistenzformen in der Krise der globalen Wirtschaft und ihrem möglichen diachronen Charakter auf, macht aber ebenso deutlich, dass theoretische Ansätze zur Klärung dessen, was hier vorerst mit dem Arbeitsbegriff der Subsistenz bezeichnet werden soll, völlig fehlgehen, wenn sie diese als Archaismus und als starres Festhalten an traditionellen Lebensformen interpretieren. Zu deutlich sind diese Ansätze vor dem Hintergrund der Widersprüche der Moderne als „Fortschrittsmythen“ erkennbar. Sie stehen einem neuen, die Bedeutung subsistenter Lebens- und Produktionsformen in sich aufnehmenden Begriff von Moderne und einer geschichtswissenschaftlichen Einschätzung ihrer Fortdauer im Weg. Es bedarf – gerade angesichts der Dynamik industriegesellschaftlicher Entwicklung, der damit verbundenen „Unübersichtlichkeit“ und strukturellen Widersprüchlichkeit - mithin einer neuen umfassenden Theorie der Modernisierung, die sich eben nicht auf eine geschichtlich beobachtbare Produktivitätssteigerung mittels rationaler Naturbeherrschung und eine alle Bereiche des Alltags transformierende Machtentfaltung des Marktes und seiner Versorgungsnetzwerke reduzieren lässt.

Einen Beitrag dazu hofft die hier vorgelegte Untersuchung mit einer historischen Theorie der Subsistenz zu leisten, denn ein empirisch und theoretisch stichhaltiger Begriff der Modernisierung müsste neben diesen Teilaspekten auch die jetzt noch häufig als „Außen“ der Moderne fehlgedeutete Subsistenz in sich aufnehmen - die verschiedenen Formen der Subsistenz, die ihr historisch vorausgegangen sind und jene, die sie gegenwärtig in sich enthält. Somit ist auch die Wechselwirkung und möglicherweise gegenseitige Bedingtheit zweier auf den ersten Blick gänzlich unterschiedlicher Strukturen in der Moderne zu analysieren, die sich erst in einem *diachronen Kontext* erschließt.

Die Kernfrage lautet folglich: Inwiefern bildet Subsistenz einen „roten Faden“ der Geschichte auf der Ebene menschlicher Alltagspraxis, der letztlich auch in der Moderne nicht abreißt? Subsistenz als Phänomen diachron zu erfassen, bedarf im nächsten Schritt der theoretisch stichhaltigen Systematisierung, um einem metaphorischen Sprachgebrauch zu entgehen:

Ansonsten liefe die Untersuchung Gefahr, dass hier Unterschiedliches mit gleichen Begriffen zusammengefasst wird, ohne die strukturelle Gemeinsamkeit nachzuweisen bzw. Trennendes zu berücksichtigen. Die empirische Realität, an die diese Systematik herangetragen wird, bestätigt oder widerlegt dann die aus den oben genannten Anhaltspunkten gewonnene These vom diachronen Charakter der Subsistenz. Darüber hinaus ist zu prüfen, inwieweit das hier angestrebte Konzept einer historischen Theorie der Subsistenz auch Anhaltspunkte für ein ökologisch und sozial vernünftiges, problemlösendes Potential subsistenten Lebens und Wirtschaftens enthält.

Somit umfasst das Erkenntnisinteresse dieser Untersuchung zwei Hauptaspekte: die historisch-theoretische Überprüfung einer These zur Rolle der Subsistenz in der Geschichte sowie ein damit unmittelbar verbundenes gegenwarts- und zukunftsbezogenes, gesellschaftspolitisches Interesse. Aus dem ersten Aspekt ergeben sich drei aufeinander aufbauende Fragen:

1. *Wie lässt sich Subsistenz als Struktur des materiellen Alltagslebens fassen?* Welche sozialen, ökonomischen, ökologischen und sonstigen Strukturaspekte lassen sich auf der Ebene des materiellen Alltagslebens als spezifisch-subsistenzförmig ausmachen? Hierbei ist darauf zu achten, dass diese Aspekte von Subsistenz nicht zu allgemein gehalten werden – und so ein entsprechend „grobmaschiges“ theoretisches Raster entfalten, das später einen positiven Befund hinsichtlich der universalgeschichtlichen Rolle der Subsistenz erzeugt, dessen theoretische Tiefe aber nicht über ein pauschales „Menschen organisieren ihre Reproduktion im Rahmen des Haushaltes“ o.Ä. hinausreicht. In einer zu engen begrifflichen Rasterung dagegen könnten wichtige Vormoderne und Moderne verbindende Spezifika von Subsistenz dagegen ausgeklammert werden und die theoretische Reichweite der angestrebten universalgeschichtlichen Aussage stark einschränkt werden. Zugleich ist es wichtig, Subsistenz von anderen Formen informeller Ökonomie abzugrenzen: Nicht jede Form unbezahlter Arbeit oder nicht über den offiziellen Markt vermittelter Produkte und Dienstleistungen ist subsistenzförmig – das gilt offensichtlich z.B. für die elterliche Schularbeitenhilfe, den Weg zum Arbeitsplatz in der Fabrik oder die monetär abgewickelte „Schwarzarbeit“, die in der Illegalität die Strukturen des Marktes wiederholt. Es bedarf daher eindeutiger Merkmale, die Subsistenz auf verschiedenen Ebenen kennzeichnen: sowohl hinsichtlich des subsistenten Naturverhältnisses wie auch hinsichtlich der sozialen Strukturen und der Nutzung von Technik in subsistenten Lebensweisen.



2. *In welchem Verhältnis stehen Subsistenz und umgebendes gesellschaftliches System?*  
Welche Einflüsse und Mechanismen des gesellschaftlichen Systems bzw. der sozialen Umwelt wirken auf die Strukturierung des subsistenten Mensch-Natur-Austausches und seiner sozialen wie ökonomischen Form ein? Und umgekehrt: Welche „Freiheitsgrade“ bzw. welche strukturelle Autonomie besitzen Subsistenzformen in unterschiedlichen sozialen Umwelten? Inwiefern bildet Subsistenz die Basis für übergeordnete Gesellschaftssysteme (z.B. die moderne Weltwirtschaft)?
3. *Die Frage nach Kontinuität und Wandel der Subsistenzformen in veränderten historisch-gesellschaftlichen Kontexten:* Welchen Formen-, Funktions- und Bedeutungswandel erfährt Subsistenz im Zuge historischer sozialer Transformationen und insbesondere nach dem Übergang zur Moderne? Mit welcher Berechtigung kann dabei von einer diachronen Kontinuität gesprochen werden, inwiefern werden Subsistenzformen vom historischen „Bruch“ der vollzogenen Modernisierung erfasst?

Der zweite oben genannte Hauptaspekt meines Erkenntnisinteresses ist mit der Zielperspektive gesellschaftlicher Selbstreflexion verbunden. Die Leitfrage hier lautet: Inwieweit können die universalgeschichtlichen Untersuchungen der Subsistenz einen theoretischen Beitrag leisten zu einer gesellschaftlichen Selbstverständigung über eine mündig und verantwortungsbewusst gestaltete Geschichte?

Die Klärung, inwieweit und unter welchen Bedingungen subsistente Alltagspraxen zu einer sozial und ökologisch vernünftigen gesellschaftlichen Perspektive werden können – oder bereits sind – umfasst im Einzelnen weitere drei Hauptfragen:

4. *Die Frage nach der ökologischen Vernünftigkeit subsistenten Lebens:* Zum einen muss theoretisch abgeschätzt werden, unter welchen Bedingungen und in welcher Form Subsistenz mit ihren spezifischen Strukturen den Ausgangspunkt eines in ökologischer Hinsicht „sanften Weges“ weitgehend reversibler Eingriffe in Evolution und Biosphäre darstellen könnte. In welcher Weise könnten Subsistenzformen gesellschaftlich und individuell wünschbare ökologisch vernünftige Perspektiven darstellen, die der Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen ein widerständiges Potential entgegensetzen vermögen? Zu denken gibt hier auch, dass ökologische Destruktivität schon auf den ersten Blick hin keinesfalls auf die Moderne beschränkt erscheint<sup>72</sup>- vormoderne gesellschaftlich-ökologische Krisen und Zusammenbrüche sind hinsichtlich ihrer Besonderheiten noch zu untersuchen. Projektionen eines

---

<sup>72</sup> Vgl. Diamond (2008).

wünschenswerten ökologischen Bewusstseins auf subsistente Lebensformen wecken Erinnerungen an europäische Kulturkritik, die sich den „edlen Wilden“ im „Einklang mit der Natur“ als Ausbund positiver „Unzivilisiertheit“ erfand. Eine glaubwürdige Perspektive kann aus dem Subsistenzkonzept nur dann entwickelt werden, wenn sich die Untersuchung klar absetzt von den kulturpessimistischen und antimodernistischen Strömungen, die sich seit dem Zeitalter der Aufklärung immer wieder in die Debatte um den „Fortschritts“-Prozess mischten und vormoderne Lebens- und Sozialformen z.T. erheblich ideologisierten – von den europäischen Romantikern mit ihrem Loblied des „einfachen Lebens“ (das ihren bürgerlichen Protagonisten meist erspart blieb) bis zu den Roten Khmer Kambodschas, die die Stadtbevölkerung des Landes zu Reisbauern umerziehen wollte.<sup>73</sup> Daraus ergibt sich unmittelbar die zweite Hauptfrage:

5. *Die Frage nach dem Reflexions- und Emanzipationspotential subsistenten Lebens und Wirtschaftens:* Es soll keine Romantisierung vormodernen agrarischen Lebens vorgenommen werden, dessen „Schwere und mögliche Dumpfheit“<sup>74</sup> nicht zu verharmlosen sind. Sofern Subsistenz eine diskussionswürdige ökologische und sozial vernünftige gesellschaftliche Perspektive darstellen soll, muss sie als Konsequenz modernen, selbstreflexiven Bewusstseins gedacht werden, das sich beispielsweise jenen oben genannten ideologischen Deutungen verweigert. Alles andere hieße, das emanzipatorische Potential der Moderne zu verkennen. Denn wäre ich bei dieser radikalen Infragestellung moderner „Fortschrittsmythen“<sup>75</sup> (Ivan Illich) nicht gleichzeitig von dem bislang unzureichend eingelösten Befreiungsanspruch der Moderne überzeugt, wäre dieser Versuch kritischer Wissenschaft von vornherein an sich sinn- und gegenstandslos. In diesem Sinne könnte die Subsistenzperspektive zugleich eine Utopie der Versöhnung mit der Natur wie auch der sozialen Befreiung und der aufklärerischen Mündigkeit sein. In welcher Form emanzipatorische und ökologische Perspektive zusammengehen können, hängt wiederum eng mit der dritten Hauptfrage zusammen:

6. *Die Frage nach dem Verhältnis von gesamtgesellschaftlicher Kompetenz und individueller subsistenzförmiger Selbsterhaltungskompetenz:* Als Legitimation für den Ausbau hochkomplex ausdifferenzierter industriegesellschaftlicher Institutionen,

---

<sup>73</sup> Eine Übersicht über diese „Fortschrittsfeinde“ bei Siefertle (1984).

<sup>74</sup> Schmidt (1986), S. 9.

<sup>75</sup> Illich (1978), Buchtitel.

technologischen Apparaturen und ökonomischer Netzwerke wird immer wieder der damit gesamtgesellschaftlich zu verzeichnende Kompetenzgewinn genannt, der mittels rationaler Naturbeherrschung gesamtgesellschaftliche und damit letztlich individuelle Freiräume erschließe.<sup>76</sup> Ein Leben außerhalb der herrschaftsförmig und arbeitsteilig organisierten „Megamaschine“ (Lewis Mumford) erscheint vielen industriegesellschaftlich sozialisierten Menschen sicherlich zunächst schwer vorstellbar. Zu fragen ist aber im Kontext dieser Arbeit zum einen, ob nicht aufgrund der ökologischen und sozialen Destruktivität der Gesamtgesellschaft und der in der Folge sich z.T. erheblich reduzierenden Überlebensmöglichkeiten einer (genauer zu bestimmenden) subsistenzförmigen Selbsterhaltungsfähigkeit kleinerer ökonomischer und sozialer Einheiten und Netzwerke aktuell und zukünftig wachsende Bedeutung zukommen könnte. Zweitens ist dann zu fragen, ob und in welcher Weise subsistenzförmiger Selbsterhalt ein (je nach gesellschaftlicher und natürlicher Umwelt) variables Bündel von polytechnischen Kompetenzen voraussetzt, das letztlich die Grundlage für eine aufklärerische Selbstbestimmung von Individuen und Gruppen darstellt, indem es etwa ökonomisch-technische Entwicklungen tendenziell einsichtig und damit kontrollierbar macht. Mit einem griffigen Wort aus dem „Oikos-Projekt“: Können „moderne Vernunft und unmodernes Leben“<sup>77</sup> in genauer zu klärender Form und unter möglichst präzise zu bestimmenden Bedingungen zusammengehen, um – im Sinne kritischer Theorie - eine „Rettung der Aufklärung“ zu unterstützen?

### **3. Geschichtstheoretische Positionierung: Warum die Kritik des „Wachstumsparadigmas“ als Ausgangspunkt der Untersuchung gerade in der Postmoderne aktuell bleibt**

*„Die Heuchelei ist zynisch geworden, sie erwartet nicht einmal mehr, geglaubt zu werden.“<sup>78</sup>*

*Max Horkheimer: Kritik der instrumentellen Vernunft (1974)*

Gegen das oben skizzierte Vorgehen ließe sich aus einer postmodernen Perspektive einwenden, dass in Gesellschaft und Wissenschaft längst die Deutungshegemonie der „Meta-Erzählung“<sup>79</sup> von der universalen Höherentwicklung aufgebrochen worden sei und die

---

<sup>76</sup> Vgl. die paradigmatische Unterlegung bei Autoren wie Pierenkemper (2005) und Landes (1999).

<sup>77</sup> Schmidt (1986), Buchtitel.

<sup>78</sup> Horkheimer (1974), S. 100.

<sup>79</sup> Kolmer (2008), S. 24.

Auflösung des von Europa ausgehenden, „klassischen“ industriegesellschaftlichen Musters und seiner Entwicklung in „multiple modernities“<sup>80</sup> auch theoretisch anerkannt sei.

„Heute nach dem Zusammenbruch des Fortschrittsparadigmas, das in der Wachstumsgesellschaft so glänzende Triumphe gefeiert hatte und dem Modernisierungstheorien der verschiedenen Couleurs ihre Hymnen gesungen hatten, beginnen wir, einen eher nüchternen Blick auf die Umwälzungen des Industriesystems zu werfen. Die Geschichte ist in eine andere Farbe getaucht.“<sup>81</sup>

So sei es längst möglich, die strukturelle Widersprüchlichkeit der Moderne fassbar zu machen. Darüber hinaus hätten die Argumente in Abschnitt II 1 das ohnehin nur noch eine schattenhafte Existenz führende „Gespenst“ einer universalen Entwicklungstheorie angegriffen - und damit, um im Bild zu bleiben, unvermeidlich ins Leere gestoßen. Auch die Frage nach der Fortdauer der Subsistenz würde sich dann postmodern „nur“ als weiteres Beispiel für eine widersprüchliche Verfasstheit der Moderne darstellen – auch wenn deren materielle, existentielle Bedeutung und diachrone Dimension als materielle Alltagspraxis kaum durch die postmoderne Focussierung des „Symbolischen und Imaginären“<sup>82</sup> sichtbar werden würde.

Die hier vorgelegte Widerlegung möglicher Einwände geht davon aus, dass sich in der fortdauernden Aktualität des „Wachstumsparadigmas“ vielmehr weitreichende Schlüsse zur Selbststeuerungsfähigkeit der modernen Industriegesellschaft ziehen lassen, die das Erkenntnisinteresse dieser Untersuchung bestärken.

Gegen den letzten Punkt, die längst vollzogene Einbeziehung moderner Widersprüchlichkeit in die postmoderne Theoriebildung, lässt sich unmittelbar einwenden, dass diese Konzeption einer Vielzahl von „Modernen“ diese meist in Kontexten darstellt, in denen Schichten der sozialen Wirklichkeit vermischt werden, die zu trennen für die hier vorgenommene Untersuchung wichtig ist. Eine entscheidende Trennung, die nicht nur pragmatischen Analysezielen geschuldet ist, sondern, wie ich in dieser Arbeit zu zeigen hoffe, wesentlichen Zügen der empirischen Wirklichkeit entspricht, ist die zwischen einer Ebene elementarer, nur langsam wandelbarer Strukturen (z.B. Stoffwechsel mit der Natur, gesellschaftlich tief verankerte Asymmetrien, anthropologische Dimensionen der Technologie etc.) und einer Ebene z.T. sich rasch wandelnder vielfältiger, kultureller, sozialer und politischer Strukturen. Ein Kugelmodell mit zwei Schichten könnte diese Vorstellung abbilden. Als Ganzes stellt die Kugel dabei die Sphäre menschlicher Produktion und Reproduktion dar, die sich aus der umgebenden Natur abgesondert hat und diese wiederum

---

<sup>80</sup> Conrad/Eckert (2007), S. 18. Zum Forschungsstand dieser makrosoziologischen Denkfigur siehe Knöbl (2007).

<sup>81</sup> Sieferle (1984), S. 29.

<sup>82</sup> Ernst (1992), S. 120.

„kolonisiert“. Was in einer postmodernen Perspektive als Widersprüchlichkeit wahrgenommen wird, liegt in diesem Bild zumeist auf der „äußeren Schale“ dieser Kugel: Strukturen und Ereignisse, die sich zueinander häufig in einem mehrfachen Spannungsverhältnis befinden, zuweilen unvorhersehbar divergierende Entwicklungen nehmen und nur begrenzt eine Kontextualisierung zulassen – etwa als multipler, zeitlich und räumlich einzugrenzender Gegenstand von „Weltgeschichte“ in Zeiten der Globalisierung.<sup>83</sup> Der Versuch, die Erscheinungen dieser Ebene in einen weiter reichenden und zugleich konkreteren Kontext einzuordnen, führt zu der Frage nach Ursachen, Bedingungen und Voraussetzungen des Geschehens auf der „äußeren Schale“ der Moderne und damit häufig (nicht immer<sup>84</sup>) auf die Ebene elementarer, weniger flexibler Strukturen. Vom strukturellen Kern der Moderne aus erschließen sich wesentliche Brüche und Widersprüche des „Projekts der Moderne“ – schließlich ist das, was sich später verselbständigte, doch häufig hier bereits als Möglichkeit oder Notwendigkeit angelegt, so etwa der Zusammenhang von industriegesellschaftlichem „Wachstum“ und Fossilenergetisierung. Diese Kernstrukturen sind einerseits eine Abstraktion von der sozialen empirischen Wirklichkeit, sie lassen sich jedoch andererseits auch als übergeordnetes, verbindendes Merkmal in der politischen und sozio-kulturellen Vielfalt der äußeren „Schale“ nachweisen. Der fossilenergetische Stoffwechsel und die marktzentrierten Vergesellschaftungsmechanismen sind ein solcher materieller und struktureller Kern der Moderne, der keineswegs ein „Narrativ“, sondern materielle Wirklichkeit ist. Diese Kernstrukturen sind daher auch konkreter als die postmodernen Konstruktions- und Definitionsversuche von Moderne, die Mühe haben, nachgeordnete Erscheinungen der Moderne zu systematisieren – häufig um den Preis, dabei die als Kontext herangezogene Weltgeschichte „zum heuristischen Instrument“ zu degradieren, „um Zusammenhang *als ob* zu retten.“<sup>85</sup> [Hervorhebung i. Orig.; C.B.] Wenn in postmoderner Perspektive die Widersprüchlichkeit der Welt analysiert wird, wird letztlich ignoriert, dass sich Kernmerkmale der Moderne ausmachen lassen, die eindeutig *eindimensionale, monolithische* Züge tragen und dass wesentliche Problemlagen der Moderne in ihrem vielfältigen äußeren Erscheinungsbild sich gerade aus diesen „inneren“, elementaren Strukturen und ihrer globalen Bedeutung ableiten lassen. Beispiele hierfür sind die

---

<sup>83</sup> Vgl. Bright/Geyer (2007). Das Problem der Kontextualisierung und der scheinbar verlorenen „Einheit der Geschichte“ wird in Abschnitt IV.1 ausführlich behandelt.

<sup>84</sup> ...da kulturelle und politische Entwicklungen nicht deterministisch von diesen Kernstrukturen abgeleitet werden können: Die „kulturelle Evolution“ (vgl. Abschnitt V.1.2) zeigt deutlich die Freiheitsgrade und Rückkopplungsprozesse, die auf elementaren Strukturen aufbauen, sich aber auch von diesen schrittweise emanzipieren können. Entsprechend ist es z.B. wenig sinnvoll, eine Kulturform auf ihren sozialmetabolischen Kern zu *reduzieren*, bzw. die *spezifische* Form in allen Einzelheiten von diesem *ableiten* zu wollen.

<sup>85</sup> Ernst (1992), S. 124.

ökologische Problematik des industriegesellschaftlichen Stoffwechsels mit der Natur oder die über Marktintegration/-desintegration vermittelten sozialen Konflikte, die nur ursächlich verstehbar sind auf der Grundlage moderner Vergesellschaftungsmerkmale, wie etwa Arbeitsteiligkeit und spezifisch modernen Formen der Ungleichheit. Bislang ist nicht erkennbar, dass diese Kernstrukturen, die seit dem historischen „Bruch“ der Industriellen Revolution etabliert wurden, in der geschichtlichen Entwicklung in Bewegung geraten sind - allen oberflächlichen, gesellschaftlich-zirkulären, diskursiven Bewegungen um eine post-fossile „Energiewende“, ökosoziale „Nachhaltigkeit“ oder „neue Wohlstandsmodelle“ zum Trotz. Als evolutionäre „Attraktoren“<sup>86</sup> scheinen sie vorläufig weiterhin bindende und strukturierende Kraft zu besitzen und die hochdynamische Entwicklung auf der „äußeren Schale“ voranzutreiben.<sup>87</sup>

Kulturelle und diskursive Aspekte können sicherlich verstärkend oder hemmend auf politische und ökonomische Großstrukturen zurückwirken, dennoch sind sie aus der Perspektive dieser Untersuchung zunächst einmal *nachgeordnet*, was besonders eindeutig aufscheint, wo diese Aspekte als *Reaktionen* auf die Modernisierung und Friktionen dieses Prozesses betrachtet werden können.<sup>88</sup>

Entgegen dem erstgenannten möglichen Einwand, wonach die „Meta-Erzählung“ von „Fortschritt“ und „Wachstum“ längst selbst ein Stück (Geistes-)Geschichte darstellt, das als Maßstab gesellschaftlicher Entwicklung seine allgemeine Glaubwürdigkeit und Wirkung verloren habe, zeigt die gesellschaftliche *Praxis* der Modernisierung doch ein anderes Bild: Obwohl die Unhaltbarkeit der um einem linearen „Wachstums“-Begriff zentrierten Vorstellungen von Modernisierung in geistes- und sozialwissenschaftlichen Debatten mittlerweile fast ein Topos ist<sup>89</sup> und obwohl sich auch in Teilen der Gesellschaft spätestens seit der Umwelt- und Alternativbewegung der 80er-Jahre z.T. eine Skepsis gegenüber dem vulgär-ökonomistischen „Wachstumsparadigma“ eingestellt hat, lässt sich feststellen: Dieses weit verbreitete Urteil und die damit zu erwartende inhaltliche Aushöhlung des Paradigmas hat über Jahrzehnte hinweg jedoch keineswegs zu einem entsprechenden grundlegenden „Kurswechsel“ in der gesellschaftlichen *Praxis* der Modernisierung geführt. Viel eher hat es

---

<sup>86</sup> Kafka (1994), S. 77.

<sup>87</sup> Dieser bislang wenig bewegliche Kern der Moderne lässt sich auch gegen Siefertle (1997a), S. 160ff., ins Feld führen, der der Moderne eine Dynamik auf *allen* Ebenen unterstellt.

<sup>88</sup> Eben diese kulturellen und regionalen „Friktionen“ und Reaktionen auf den Globalisierungsprozess betont und untersuchen geschichts- und sozialwissenschaftliche Disziplinen wie Welt- und Globalgeschichte und Makrosoziologie, vgl. Conrad/Eckert (2007).

<sup>89</sup> Vgl. Siefertle (1984), S. 29 und die Darstellung der forschungsgeschichtlichen Traditionslinien des „Fortschritts“-Skeptizismus bei Rohbeck (2004), S. 115ff., ferner auch schon bei Wehler (1975), S. 11 als Reaktion auf die Krise US-amerikanischer Deutungshoheit über den Begriff der Moderne nach Vietnam.

den Anschein, dass der Widerspruch institutionalisiert wurde: Entsprechende Ansätze zu theoretischen Anpassungen des „Wachstumsparadigmas“, die etwa dem widersprüchlichen und „ungleichzeitigen“ Modernisierungsprozess der „Entwicklungsländer“<sup>90</sup> durch das „Zwischenschalten“ einer Phase der „Grundbedürfnisstrategie“ und nationaler „Self-reliance“ Rechnung tragen, sehen denn auch keineswegs eine generelle Abkehr von den *Zielsetzungen* und kaum hinterfragten Wertungen des „Wachstumsparadigmas“ vor.<sup>91</sup> Häufig deuten sie den Weg und die Voraussetzungen zum Erreichen des Ziels globaler Marktintegration unter dem zunehmenden Problemlösungsdruck lediglich etwas abweichend und stellen somit eine Reaktion auf die destruktiven Nebenfolgen klassischer Modernisierungsprogramme *innerhalb* des globalen Wirtschaftssystems dar. Sie sind im Sinne Ulrich Becks in dem Maße selbstreflexiver und „selbsttransformativer“ Teil der Moderne, als sie Problemlösungen für Krisen konzipieren, die es *ohne einen bereits vollzogenen Anschluss an die Moderne* und ihre Makrostrukturen gar nicht gäbe.<sup>92</sup> Dass beispielsweise die Weltbankberichte regelmäßig „Entwicklungsländern“ die Krisenlösung „Wachstum“ und Marktintegration empfehlen,<sup>93</sup> gleichzeitig aber mit finanzpolitischem Druck und marktliberalisierenden Strukturanpassungsmaßnahmen aus Sicht von Globalisierungskritikern diese Krise überhaupt erst verursachen,<sup>94</sup> festschreiben oder sogar verschärfen,<sup>95</sup> zeigt die zuweilen absurden Zirkelschlüsse dieser Reflexivität. Darüber hinaus zeigt sich hier, dass das „Wachstumsparadigma“ als Ausdruck einer unveränderten Kernstruktur und sozialen Machtkonstellation weiterhin auch sozialtechnologisch und ideologisch von Bedeutung ist und in Krisenzeiten über die Schiene der realen und scheinbaren Sachzwänge vielfach diskursive Anknüpfungspunkte zur Fortschreibung von *Krisen verursachenden* sozialen und technologischen Strukturen bietet (z.B. aktuell auch in der Energie- und Technologiepolitik nach der Atomkatastrophe von Fukushima 2011, bei der finanz- und sozialpolitischen Reaktion auf die Wirtschaftskrise seit 2008 etc.). So lassen sich – der Krise funktional angepasst - aus dem Paradigma auch entsprechende Argumentationen ableiten, die das Erreichen des von Smith bis Pierenkemper in Aussicht gestellten Ziels der gesellschaftlichen Modernisierung und des damit für den Einzelnen erreichbaren „Wohlstands“ von immer weiteren individuellen Vorleistungen und notwendigen, niemals aber hinreichenden Bedingungen abhängig machen und das Individuum beständig wachsenden *Unsicherheiten und Zumutungen* in der modernen „Risikogesellschaft“

---

<sup>90</sup> Vgl. Beck (1996), S. 28f.

<sup>91</sup> Vgl. Sachs (1992).

<sup>92</sup> Vgl. Beck (1996), S. 27.

<sup>93</sup> Vgl. z.B. Weltbank (2008), besonders „Executive summary“, S. XIXf., Punkt 5 und 6.

<sup>94</sup> Vgl. Klein (2007).

<sup>95</sup> Vgl. Martin/Schumann (2004); Atlas der Globalisierung (2007), . 112f.

aussetzen. „Die Ungewissheit kehrt zurück“,<sup>96</sup> schreibt Beck mit Blick auf die ins Dunkle rasende Moderne. Die Blindheit dieser Perspektive verselbständigter Mittel wird vollends deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass das in Aussicht Gestellte (z.B. wirtschaftliche Prosperität, Stärkung des Wirtschaftsstandorts) als Zweck aller individuellen und gesellschaftlichen Anstrengungen selbst wiederum nur Mittelcharakter hat, dem kein über die Industriegesellschaft und ihre scheinbar endlose Produktivität hinausreichendes Ziel zuzuordnen ist.<sup>97</sup>

Hinter den entsprechenden politischen Entscheidungen lassen sich zwar die zum Teil widerstreitenden, auf chaotische Weise durchgesetzten Interessen einer ökonomisch-politisch herrschenden Minderheit ausmachen, doch entscheidend scheint hier zu sein, dass die über unverstandene Systemzwänge und wachsende ökologisch-soziale Nebenfolgen vermittelte Verselbständigung der historischen Entwicklungen auf eine *praktische* Geltungsmacht des „Wachstumsparadigmas“ hinausläuft. Entsprechend wird weniger auf expliziten „Fortschrittsglauben“ zur Legitimation einschlägiger politischer Entscheidungen zurückgegriffen, sondern auf die „Erfordernisse“ der artifiziellen Systemzwänge verwiesen. Das nicht vernünftig Gesteuerte wird als überhaupt nicht steuerbar hingestellt.<sup>98</sup>

„Die ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte nehmen den Charakter blinder Naturmächte an, die der Mensch, um sich zu erhalten, beherrschen muss, indem er sich ihnen anpasst.“<sup>99</sup>

Marianne Gronemeyer weist auf das hohe Maß an schon fast totalitär anmutendem „Gehorsam“ hin, das die Unterwerfung unter die damit noch verstärkten Sachzwänge verlangt – „ohne dass dieser Gehorsam ‚Gehorsam‘ genannt werden dürfte.“<sup>100</sup> Damit wird auch klar, dass der Modernisierungsprozess sich nicht allein auf die legitimatorische „Macht des Faktischen“ stützt, sondern auch die Macht des Illusionären einbindet. Ideologischen Deutungsmustern, wie dem Leitbild des zweckrationalen „homo oeconomicus“<sup>101</sup>, dem „‚pathologische[n]‘ Bild des Menschen als eines rücksichtslosen, utilitaristischen Egoisten“<sup>102</sup> und der Fetischisierung industrieller Produktivität und entsprechenden expansiven Konsums<sup>103</sup>, wird kaum öffentlich widersprochen. Aber die Zustimmung zu diesen Inhalten

---

<sup>96</sup> Beck (1996), S. 66.

<sup>97</sup> Vgl. Horkheimer (1974), S. 94ff, 101.

<sup>98</sup> Damit untergräbt die ideologische Auflösung des „Subjekts der Geschichte“ im angeblichen Vollzug von Systemzwängen auch die Demokratie, der die Substanz, die zu verhandelnde Sache und die Entscheidung über Wege und Ziele, entzogen wird.

<sup>99</sup> Horkheimer (1974), S. 97.

<sup>100</sup> Gronemeyer (2008), S. 58.

<sup>101</sup> Vgl. die diskursanalytische Untersuchung von Habermann (2008).

<sup>102</sup> Zizek (2009), S. 82.

<sup>103</sup> Vgl. die kulturphilosophischen Deutungen dieser Produktivitätsideologie bei Canetti (1980), S. 211ff. und Adorno (1986), S. 206ff. Diese Produktivitätsideologie findet ihr Pendant in einem expansiven Wohlstands- und



ist ohnehin zweitrangig, sie hat eher eine zusätzlich legitimierende und stabilisierende Bedeutung; die funktionale Unterwerfung unter die alltagspraktischen Zwänge des Marktes steht in ihrer alltäglichen Wirkungsmacht über ihrer ideologischen Verschleierung. Das Handeln und die entsprechenden programmatischen Äußerungen weltwirtschaftlich machtvoller ökonomischer Institutionen wie des Internationalen Währungsfonds (IWF) oder der Weltbank, auf die bereits hingewiesen wurde, zeugen in diesem Sinne ebenfalls von der zynisch fortgeschriebenen theoretischen *und* auf die ökonomischen Verhältnisse gestützten praktischen Aktualität des „Wachstumsparadigmas“.<sup>104</sup>

Das wachsende Wissen um die teils katastrophalen Folgen industriegesellschaftlicher „Modernisierung“ steht derzeit in offensichtlichem Gegensatz zu den geringen Freiheitsgraden der hochdynamischen Industriegesellschaft *als ganzer*<sup>105</sup>, sich „selbst“ auf einen anderen, weniger destruktiven evolutionären Pfad umzusteuern bzw. durch die kollektive mündige Verantwortlichkeit ihrer Bürger umgesteuert zu werden.<sup>106</sup>

So erweist sich auch das Konzept der „Nachhaltigkeit“, seit dem Brundtland-Bericht der UN (1987) in die Debatten eingegangen, zunehmend als Hilfskonstruktion, die gerade die *Fortschreibung* von systemisch offenbar eminent wichtigen Wachstumsprozessen bei schwindenden Ressourcen und wachsenden sozialen und ökologischen Problemlagen sichern soll.<sup>107</sup>

---

Konsumbewusstsein: Fischer-Kowalski (1997), S. 212f. weist darauf hin, dass im öffentlichen Bewusstsein industrieller Gesellschaften eine Erwartung fortschreitend steigenden Lebensstandards vorherrsche. Im Nachhaltigkeitsdiskurs wird der Versuch unternommen, diese aus Gründen der „*carrying capacity*“ nur begrenzt realisierbare Wohlstandserwartung zu dematerialisieren und diskursiv auf neue Definitionen von „grünem“ Wohlstand umzusteuern, siehe z.B. Schmidt-Bleek (1994), S. 99ff.

<sup>104</sup> Vgl. z.B. Global Monitoring Report (2008), paradigmatisch besonders eindeutig S. 143ff. zur Rolle der Internationalen Finanzinstitutionen (IFI) IWF und Weltbank, Hinweise auf die berüchtigten SAPs bei Martin/Schumann (2004).

<sup>105</sup> Neue Soziale Bewegungen haben durchaus innerhalb der Industriegesellschaft in begrenztem Rahmen ein Umsteuern für kleine Teile von dieser erreichen können, vgl. besonders innerhalb der Ökologiebewegung, Kommunebewegung, in emanzipatorischen politischen Gruppen.

<sup>106</sup> Zur Fähigkeit industriegesellschaftlicher Selbststeuerung vgl. Fischer-Kowalski (1997).

<sup>107</sup> Vgl. Spehr (1996).

### III. Forschungsstand

#### **1. Überblick: Unterschiedliche Subsistenzbegriffe, disziplinäre Einzelperspektiven**

*„Die Subsistenzproduktion, d.h. die Produktion für den unmittelbaren Konsum, die „Gebrauchswertproduktion“, wird in theoretischen sowie in empirischen Arbeiten stark vernachlässigt [...].“<sup>108</sup>*

*Hans-Dieter Evers /Tilman Schiel: Expropriation der unmittelbaren Produzenten oder Ausdehnung der Subsistenzwirtschaft (1979)*

Die Aussage der beiden Bielefelder Entwicklungssoziologen Schiel und Evers mag heute auf den ersten Blick überholt erscheinen. Eine Fülle theoretischen und empirischen Materials, das Subsistenz aus verschiedenen fachlichen und sachlichen Perspektiven beleuchtet, ist seither zusammengetragen worden. Die theoretische Schule, der Evers und Schiel angehören, ist, wie ich gleich noch zeigen werde, neben anderen Theoriesträngen selbst ein wichtiger „Produzent“ von Wissen um die Zusammenhänge subsistenten Alltagslebens geworden. Dennoch kann festgehalten und belegt werden: Eine zusammenhängende, systematisch aufgebaute, klar umrissene und wissenschaftlich nennenswert diskutierte historische Theorie der Subsistenz gibt es bislang nicht. Bislang hat kein theoretischer Ansatz den Versuch unternommen zu klären, inwiefern die Aspekte des Sozialen, Ökonomischen, Kulturellen und Ökologischen der Subsistenz, die von theoretischen und empirisch ausgerichteten Forschungen verschiedentlich erhellt wurden, in den Strukturen der Subsistenz charakteristisch miteinander verbunden sind. Insbesondere auch die mögliche universalgeschichtliche Fortdauer der Subsistenz von der Vormoderne bis heute ist kaum angegangen worden, obwohl sich zueinander anschlussfähige fachliche Beiträge ausmachen lassen, die für genau diese Frage nach diachronen Kontinuitäten die Grundlage bilden können. Im Sinne des Erkenntnisinteresses der Arbeit hat sich folglich der Forschungsstand seit 1979 dahingehend entwickelt, das nun die Voraussetzungen dafür gegeben sind, die in Abschnitt II 2 dargelegten Leitfragen ansatzweise befriedigend zu beantworten.

Der Forschungsstand stellt sich dabei als sehr unübersichtliches Feld dar. Neben ausgearbeiteten ökonomischen, historischen und (makro-)soziologischen Theoriesträngen, die Teilaspekte von Subsistenz analytisch zugänglich machen und auf fallstudienartiges Material zurückgreifen, stehen eine Vielzahl punktuell verwendbarer theoretischer Einzelbeiträge und eine Reihe von Fallstudien verschiedener sozialwissenschaftlicher Disziplinen sowie auffällig wenige statistische Erhebungen zu moderner Subsistenzproduktion. Es zeigt sich wiederholt

---

<sup>108</sup> Evers/Schiel (1979), S. 282.

eine disziplinär vereinzelte, fragmentarische Sicht auf das Phänomen der Subsistenz. Grundlegend scheint dieser Sachverhalt damit zusammenzuhängen, dass subsistente Alltagspraxen in den Sozialwissenschaften kaum in den *Mittelpunkt* einer Analyse gerückt werden, die auf die systematische Erfassung von Subsistenzstrukturen abhebt. Vielmehr werden sie bei den Suchbewegungen verschiedener Disziplinen und wissenschaftlicher Schulen meist verschiedentlich gestreift, während ein anderer Gegenstand untersucht wird. Dabei werden sachliche Teilaspekte von Subsistenz berücksichtigt, andere, die sich nicht dem übergeordneten Erkenntnisinteresse zuordnen lassen, bleiben entsprechend außen vor.

Nicht selten spielt dabei erneut das bereits einleitend kritisierte „Wachstumsparadigma“ im Hintergrund eine Rolle. Wenn in den bereits einleitend zitierten liberalen und marxistischen Interpretationen Subsistenz als – zugespitzt formuliert - menschenunwürdige Vorstufe der qua Überlegenheit durchgesetzten, europäisch geprägten Weltwirtschaft und Zivilisation („Civilization with a capital C“<sup>109</sup>) gilt, gerät aus dem Blick, worin die radikal andersartigen Merkmale subsistenzförmiger, vormoderner Ökonomien liegen. Wie wirkmächtig diese „klassischen“ Argumentationsmuster noch immer in der Forschung sind, bemerkt Deborah F. Bryceson, die sich im Rahmen der „Peasant studies“ interdisziplinär mit kleinbäuerlichen Lebens- und Wirtschaftsweisen in der Moderne beschäftigt. Sie weist nach, dass ein erheblicher Teil des jüngeren Forschungsdiskurses zu diesen subsistenten Wirtschaftsformen lediglich ein „Echo“ der klassischen, in dieser Hinsicht meist eindimensional produktivistisch ausgerichteten Texte, besonders des 19. Jahrhunderts und frühen 20. Jahrhunderts, ist:

„Themes originating in the early classical literature of Smith, Ricardo and Marx and the Soviet debate of the early 1900s have continually reappeared in rural sociology and development economics during the twentieth century.“<sup>110</sup>

Die disziplinäre und theoretische Vereinzelung schlägt sich bereits in teilweise erheblich voneinander abweichenden Subsistenzbegriffen nieder. An einigen ausgewählten Beispielen soll kurz diese bemerkenswerte basale Unklarheit nachgezeichnet werden, es solle aber auch gezeigt werden, was aus der Einzelperspektive bislang nicht sichtbar war: Dass sich bereits hier punktuell Anschluss- und Ergänzungsfähigkeit der damit verbundenen theoretischen Vorstellungen erkennen lässt, mit denen im Rahmen dieser Arbeit weitergearbeitet werden kann.

So umschreibt Werner Sombart Subsistenz als begrifflich weitreichende „Unterhaltsfürsorge“, bei der der Mensch bemüht ist, sowohl die „elementaren Unterhaltsmittel“ (Nahrung, Kleidung, Wohnung, einfache Werkzeuge) als auch den jeweiligen „Kulturbedarf“

---

<sup>109</sup> Schröder (2005), S. 22.

<sup>110</sup> Bryceson (2000a), S. 28.

(z.B. religiöser Bedarf, Geschenke, Tribute, Bildungsgüter) zu beschaffen,<sup>111</sup> was somit eine kulturelle Variable mitzudenken erlaubt.

Daneben treten, u.a. bei Max Weber, inhaltliche Gleichsetzungen mit den sozio-ökonomischen Strukturen vormoderner oikoshafter Hauswirtschaft auf:<sup>112</sup> Subsistenz als Querschnittsbeschreibung und Produkt der familiär organisierten Haushaltstätigkeit, wobei die zu Grunde liegenden materiellen Aspekte der Produktion wie die Spezifika subsistenter Technik und der Austausch des Haushaltes mit der Natur ausgeklammert bleiben: Auch die historisch orientierten Haushaltswissenschaften interessieren sich stärker für das Arrangement sozialer und ökonomischer Beziehungen im Haushalt und die sie begleitenden wirtschaftlichen Paradigmen als für die konkrete materielle Wirklichkeit: Woher stammen die im Oikos verausgabte Arbeitskraft und die materiellen Ressourcen? Wie steuert ein Haushalt sich ökonomisch selbst? Unter welchen Bedingungen kann die Selbstversorgungsfähigkeit eines vormodernen Haushaltes zusammenbrechen?

Der „Ethnographic Atlas“ von 1962 reduziert Subsistenz wieder auf „five major types of subsistence activity“: Sammeln, Jagen, Fischen, Tierhaltung, Acker- und Gartenbau.<sup>113</sup> Dieses Schema materieller Alltagsaktivitäten wurde zur Recht als völlige Abstraktion von nicht vergleichbaren kulturellen Kontexten kritisiert, ihm wurde das systemische Konzept einer kulturell variierenden und wechselseitig wirkenden Anordnung von „time, labor and food-getting“<sup>114</sup> entgegengesetzt, das selbst jedoch genauerer Bestimmung bedarf – unklar bleiben hier besonders die sozialen und ökologischen Rahmenbedingungen, die dieses Arrangement beeinflussen und die Abgrenzung ökonomischer Einheiten und Systeme: Welche Rolle spielt etwa die soziale Umwelt für die Entwicklung der vielfältigen unterschiedlichen Haushaltsstrukturen und Naturnutzungsformen? Unter welchen Umständen wird die Option der Intensivierung bzw. Extensivierung des Stoffwechsels mit der Natur gewählt? Diese Verengung des Subsistenzbegriffes auf das bloße materielle Überleben<sup>115</sup> bzw. die Verfügbarkeit der elementaren materiellen Mittel - losgelöst von den historisch-systemischen Rahmenbedingungen - ist bis heute vielfach beobachtbar.<sup>116</sup>

---

<sup>111</sup> Sombart (1969) [1902], S. 3.

<sup>112</sup> So etwa in der Wirtschaftsgeschichte Max Webers, vgl. Weber (1991), S. 15 und den aktuellen Forschungen zur Haushaltsökonomik, vgl. Richarz (1991).

<sup>113</sup> Ethnographic Atlas, zitiert nach Beals (1964), S. 134.

<sup>114</sup> Ebd., S. 136.

<sup>115</sup> Vgl. in einigen entwicklungstheoretischen Ansätzen, z.B. bei Max-Neef (1991). Max-Neef benennt a.a.O., S. 17, „the need of subsistence, that is, to remain alive [...]“

<sup>116</sup> Vgl. z.B. die Definition bei Douwe van der Ploeg (2010), S. 6: „subsistence, i.e. self-sufficiency in food“ oder die historischen Semantiken des Begriffes Subsistenz im Grimmschen Wörterbuch, die häufig um die materiellen Mittel des „Lebensunterhaltes“ kreisen, vgl. Deutsches Wörterbuch (1942), Artikel „Subsistenz“, Spalte 818.

Einige dieser Fragen von Wirtschaftshistorikern und Haushaltswissenschaftlern kann – von diesen unbemerkt - die relativ junge Disziplin der Umweltgeschichte bzw. Sozialen Ökologie zumindest in Teilen beantworten. Sie problematisiert den menschlichen Stoffwechsel mit der Natur und erfasst mit der historischen Chronologie von Energiesystemen eine basale Struktur der Universalgeschichte, fragt nach Kontinuitäten und Brüchen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses.<sup>117</sup> Ihre theoretische Aussagekraft wird rasch schwächer, wo die Einwirkung der gesellschaftlichen Umwelt auf den Haushalt und dessen soziale Strukturen genauer zu untersuchen wäre und wo universalgeschichtliche Brüche (Modernisierung) als einheitlich-widerspruchsfreie, alle vormodernen Residuen beseitigende historische Bewegung dargestellt werden.<sup>118</sup> Besonders die Durchsetzung der industriellen Landwirtschaft wird - in Anbetracht der global weiter vorherrschenden kleinbäuerlichen Produktion (vgl. Abschnitt II 1) – unzulässig verallgemeinert oder zumindest stark modellhaft vereinfacht:

„Dieser Prozess der Transformation des Energiesystems wurde mit der Mechanisierung und Chemisierung der Landwirtschaft abgeschlossen.“<sup>119</sup>

Nach einer weiteren Definition zeichnet sich Subsistenzökonomie dadurch aus, dass Produkte von ihren Produzenten entsprechend ihrer jeweiligen Bedürfnissen selbst konsumiert werden und nur ein geringer Teil über einen Markt verkauft wird, um die verbleibenden, nicht abgedeckten Bedürfnisse (z.T. Nahrung, Unterkunft, Gesundheit) zu befriedigen.<sup>120</sup> Ex negativo wird hier vom Modell der Marktförmigkeit ausgegangen, Subsistenz also vor allem als das beschrieben, was sie *nicht* ist. Eine *positive* Bestimmung von Subsistenz findet sich dagegen in Karl Polanyis Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Großbritanniens, der ausgehend von der Frage nach der historischen Durchsetzung von moderner Marktförmigkeit Subsistenz als etwas Eigenständiges wahrnimmt und grundlegende gemeinsame Strukturen aller Subsistenzökonomien benennt. So wird die Einbindung der Produktionstätigkeit des Menschen in die sozialen Beziehungen und die kulturellen Normen als Charakteristikum von Subsistenzökonomien beschrieben. Die moderne Marktökonomie dagegen löst nach Polanyi diese soziale Logik radikal auf und ordnet Mensch und Gesellschaft den Ansprüchen des Marktes unter.<sup>121</sup> Diese Soziologie der Subsistenz wird in den universalgeschichtlich-strukturalistischen Arbeiten Maurice Godeliers, den wirtschaftsethnologischen Forschungen Dieter Grohs und den sozialgeschichtlichen Studien E. P. Thompsons vertieft und v.a. bei

---

<sup>117</sup> Vgl. Sieferle (2003).

<sup>118</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 125ff.

<sup>119</sup> Ebd., S. 145.

<sup>120</sup> Vgl. Nash (1994), S. 12.

<sup>121</sup> Polanyi (1978).

Godielier auch systematisiert,<sup>122</sup> da Polanyis Thesen teilweise auf wenig theoretisch-strengen „unsystematische[n] Generalisierungen“<sup>123</sup> seines empirischen Materials beruhen, wie Groh kritisiert.

Die radikale Anderartigkeit der Subsistenz nehmen auch spätere kulturphilosophische Forschungen (M. Gronemeyer und I. Illich) in den Blick, die, ausgehend von der Kritik eines nur scheinbar selbsterklärenden Bedürfnisbegriffes in der Moderne, in der Subsistenz eine „reflexive“, d.h. autonom aus sich selbst heraus ablaufende, rekursive und dabei sich selbst erhaltende Tätigkeit entdecken,<sup>124</sup> eine Auffassung, die in der vorliegenden Arbeit im Kontext einer Analyse zum subsistenten Stoffwechsel mit der Natur wiederaufgegriffen wird, d.h. in Beziehung zu den Ergebnissen der Umweltgeschichte gesetzt wird. Das umweltgeschichtliche Verständnis von Ökonomie als gesellschaftlich organisiertem Stoff- und Energiefluss, wie es sich seit den 80er-Jahren entwickelte, ist ferner ohne weiteres mit dem klassischen soziologischen Begriff von Ökonomie als individuellem oder sozialen Handeln zur Erzeugung von nutzbaren Gütern<sup>125</sup> zu verbinden, wenn man die materiellen Voraussetzungen der Güterproduktion im Austausch mit der Natur als ein „Substrat“ der Ökonomie und der gesellschaftlichen Strukturen begreift. Entsprechend ist es auch häufig möglich, die unterschiedlichen Dimensionen von Subsistenz, die in den anschlussfähigen Theoriesträngen enthalten sind, als komplementäre Elemente einer Gesamtsicht auf das Phänomen Subsistenz zu verstehen, bei der v.a. auch zuvor nicht erkennbare Strukturen sichtbar werden, etwa die unterschiedliche Art und Weise wie vormoderne bzw. moderne Produktion zur Grundlage spezifischer Herrschaftsstrukturen wird. Dieser mehrdimensionale Zugang zum Thema Subsistenz macht zugleich die „Leerstellen“ der bisherigen Forschung deutlich. So untersucht die Umweltgeschichte etwa die energetischen und sozialen Implikationen der *Flächengebundenheit* der vormodernen, subsistenten Agrarproduktion,<sup>126</sup> nimmt aber keine Notiz von dem Umstand, dass die Durchsetzung der Modernisierung und damit das „Ende der Fläche“<sup>127</sup> nicht nur der Fossilenergetisierung zu verdanken ist, sondern auch dem (gewaltsamen) Entzug und der Umwandlung des *Subsistenzmittels Boden*, der etwa von der marxistischen Gesellschaftstheorie und kulturphilosophischen Ansätzen zur „Besitzmacht“ thematisiert wird.<sup>128</sup> Umgekehrt werden damit die tiefgreifenden sozialen Transformationen

---

<sup>122</sup> Godielier (1990), Groh (1992), Thompson (1987).

<sup>123</sup> Groh (1992), S. 27.

<sup>124</sup> Vgl. die kulturphilosophisch-soziologische Begrifflichkeit bei Gronemeyer (1993), S. 54.

<sup>125</sup> Vgl. Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 3, bzw. Weber (1991), S. 31ff.

<sup>126</sup> z.B. Winiwarter/Sonnlechner (2001).

<sup>127</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), Buchtitel.

<sup>128</sup> Vgl. Luxemburg (1975), S. 316ff.; aus kulturphilosophischer Sicht Gronemeyer (1988), S. 31ff.

der Subsistenz durch die Industrialisierung auch in ihrer materiell-energetischen Dimension sichtbar. So kann erstmals überhaupt auch die in dieser Arbeit verfolgte Frage auftauchen, mit welchen veränderten stofflich-energetischen Grundlagen Subsistenz in der Moderne fort dauert.

Bei derartigen Syntheseversuchen bleibt gleichwohl Vorsicht geboten: Erst die inhaltliche Kritik der Subsistenzkonzepte macht den Weg zu verlässlichen theoretischen Querverbindungen frei und führt zu einem deutlich erweiterten Subsistenzbegriff. Die oben skizzierte umweltgeschichtliche Sicht auf die Energienutzung der Moderne muss etwa dahingehend geprüft werden, inwieweit ihre Modelle es erlauben, moderne Subsistenzformen zu interpretieren.

Der politisch-ökonomische Subsistenzbegriff, wie er von der Weltsystemtheorie des Historikers und Soziologen Immanuel Wallerstein und als Teil des „Bielefelder Ansatzes“ von der ökofeministischen Entwicklungssoziologie (V. Bennholdt-Thomsen, M. Mies u.a.) vertreten wird, kann hier sinnvoll korrigierend und ergänzend zu wirken, indem er den einzelnen Haushalt in einen größeren gesellschaftlichen Kontext rückt und fragt, welche funktionale Verbindung in der Moderne zwischen dem einzelnen Oikos und der in ihm in unterschiedlichem Maß gebundenen Arbeitskraft und einer umgebenden Großökonomie existiert. Dabei wird teilweise an die im einstigen realsozialistischen Wissenschaftsbetrieb randständige marxistische Gesellschaftstheorie Rosa Luxemburgs angeknüpft, die als Zeitzeugin kapitalistischer „Landnahme“ in den europäischen Kolonien das Verhältnis subsistenter „Naturalwirtschaften“ und expansiver Kapitalakkumulation und Marktintegration untersucht und in ihrer These vom Abhängigkeitsverhältnis der industrialisierten Großökonomie von den Subsistenzwirtschaften den strukturellen Gegensatz von scheinbar parallel existierender Vormoderne und Moderne radikal umdeutet.<sup>129</sup>

Leider hat insbesondere der politisch-ökonomische Teil des „Bielefelder Ansatzes“ auffällige Schwächen. Dazu gehört, dass er weniger den Gegenstand selbst als vielmehr seine systemischen Beziehungen abzubilden vermag und im Kern diffus bleibt, etwa wenn Subsistenz als „Bereich gesellschaftlicher Arbeit“ konzipiert wird, „der lebenserhaltend und produktiv ist, der die Menschen ernährt und zu deren Entfaltung beiträgt.“<sup>130</sup> Hinzu kommen ökofeministische Deutungen, die den Boden überprüfbarer Wissenschaftlichkeit verlassen: Eine assoziativ konstruierte Meta-Erzählung patriarchaler „Kolonisierung“ von Frauen, Natur

---

<sup>129</sup> Vgl. Luxemburg (1975), S. 316ff.

<sup>130</sup> Peters (1997), S. 68. Ähnlich holzschnittartig Turner/Brownhill (2003), S. 139. Das gilt z.B. auch für das gesellschaftspolitisch relevante „Abwicklungs“-Theorem Christoph Spehrs, wo Subsistenz als praktische Autonomisierungsstrategie vorgeschlagen wird, vgl. Spehr (1996), S. 191ff und 209ff.

und Subsistenz in Europa, die vom männlichen bronzezeitlichen Reiterkrieger bis zum patriarchal organisierten modernen Kapitalismus und seiner Umweltzerstörung alles abdeckt,<sup>131</sup> bietet wenig Stichhaltiges.<sup>132</sup> Es ist in diesem Kontext auch kaum haltbar, den Begriff der Subsistenz in erster Linie normativ-zuschreibend (diachroner Dualismus von männlichem kolonisierendem Täter und weiblichem, friedlich-subsistenten Opfer) und um die weibliche Gebärfähigkeit zentriert zu konzipieren - etwa als Kern einer angenommenen vorpatriarchalen, idealisierten „Subsistenz-Logik“.<sup>133</sup>

Auch im folgenden Fall wird die Analyse der verschiedenen Subsistenzbegriffe zu einem Instrument ihrer Kritik: So wird z.B. schnell klar, dass es bei stärker metaphorischen Begriffssetzungen wie dem zivilgesellschaftlichen Begriff von Subsistenz (vgl. Abschnitt II 1) kaum um ein wissenschaftlich stichhaltiges Konzept, geschweige denn eine gesellschaftspolitisch überzeugende Option handeln kann. Der Begriff, der in den letzten Jahren eine beachtliche Konjunktur erlebt hat, entlarvt sich aus der Sicht politisch-ökonomischer Subsistenzkonzepte als fragwürdige politische *Strategie* - um eine unspezifische Bandbreite gesellschaftlich notwendiger, aber vermeintlich „unproduktiver“ Arbeit (von Altenpflege bis Kulturbetrieb<sup>134</sup>) zunächst diskursiv aufzuwerten und anschließend in die Nicht-Marktförmigkeit (in diesem Fall mit Unbezahltheit gleichzusetzen) zu überführen - im Interesse der damit entlasteten großmaßstäblichen Ökonomie. Eine reelle Selbstversorgungsfähigkeit gesellschaftlich desintegrierter Individuen ist damit nicht verbunden. Eher reiht sich das Konzept in die Tradition der als „Selbsthilfe“ maskierten Fremdbestimmung ein, in der Individuen gesellschaftlich definierte Anpassungs- und

---

<sup>131</sup> Vgl. z.B. Werlhof (2003).

<sup>132</sup> Vgl. Mies (2003), die sich in ihrer Argumentation sehr frei auf eine einzige Schrift zur umstrittenen „Kurgan-Theorie“ der Archäologin Marija Gimbutas stützt. Hier zeigt sich ähnlich wie bei bestimmten Thesen der feministischen Matriarchatsforschung eine vorurteilsbehaftete Arbeitsweise: Es wird wissenschaftliches Material so selektiv verwendet, dass es allein die vorher gefassten Urteile eines dualistischen Geschichtsbildes (zerstörerische, patriarchale Reiterkriegerinvasionen vs. friedliches, naturverbundenes Matriarchat der Jungsteinzeit) unterfüttert. Gegenteilige Befunde und methodische Selbstkritik kommen in diesem Narrativ dabei nicht vor. Ähnliches gilt für Werlhof (2003), die in ihrem Essay eine Deutung der gesamten Menschheitsgeschichte unternimmt und mit ähnlichen unbelegten Stereotypen arbeitet. Empirische (z.B. eindeutige, aussagekräftige archäologische) Belege für diese Deutungen fehlen weitgehend, abgehoben wird mehr auf innere Schlüssigkeit des Narrativs als auf Abgleich mit Quellen oder theoretischen Materialien mit empirischem Bezug. Weder wird im matriarchalen Paradiesmythos das schon vorher, bei den Wildbeutern, von teilweise massiven Krisen geprägte Mensch-Natur-Verhältnis (z.B. anthropogen beeinflusstes, wenn nicht verursachtes pleistozänes Aussterben) reflektiert, noch wird bedacht, dass Gewaltförmigkeit, Unterdrückung und Naturzerstörung zwar häufig *Folgen* gesellschaftlicher Verhältnisse sein können, deshalb aber nicht als *männliches Herrschaftsprogramm* pauschal ganzen Jahrtausenden der europäischen Geschichte unterstellt werden können. Habermann (2008), S. 21f. spricht daher auch von einer „Dämonisierung westlicher Gesellschaften“ und „Romantisierung prä-westlicher Gesellschaftsformen“ mit „vereinfachte[r] Täter-Opfer-Perspektive“. Zur Kritik der Entproblematisierung des menschlichen Naturverhältnisses vgl. auch Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer (1998), S. 18f.

<sup>133</sup> Mies (2003), S. 26.

<sup>134</sup> Vgl. Goehler (2006).



Selbsterhaltungsleistungen vorzunehmen haben.<sup>135</sup> Somit braucht dieser Subsistenzbegriff hier nicht weiter berücksichtigt zu werden.

Desweiteren haben eine Bandbreite kulturwissenschaftlicher und philosophischer Arbeiten das Verhältnis von Technik und Gesellschaft und das gesellschaftliche Naturverhältnis in einer Weise untersucht und dabei auch Aussagen über die universalgeschichtlichen Merkmale und Modifikationen der Subsistenz gemacht. In diesem Zusammenhang sind besonders die in der Tradition der kritischen Theorie und des humanistischen Marxismus stehenden Ansätze zu nennen, die aus der Kritik an industriegesellschaftlichen Selbstdeutungen des Kontextes von Gesellschaft, Individuum und Natur gesellschaftspolitische Argumentationen für eine Überwindung ökosozialer Destruktivität vorgelegt haben.<sup>136</sup> Das in der Vorbemerkung dieser Arbeit umrissene Oikos-Projekt kann auf seiner theoretischen Ebene selbst als ein solcher Einzelbeitrag eingeordnet werden, der subsistente Produktionsformen in einen gegenwartsbezogenen Kontext stellt.

## **2. Probleme der Empirie: Quellen, Fallstudien, Daten**

Zur kritischen Überprüfung und Konkretisierung der strukturellen Einsichten in subsistente Lebensformen lassen sich ausgewählte quellenbezogene Einzelstudien heranziehen. Für die Vormoderne taucht dabei immer wieder die Schwierigkeit auf, dass Quellen, etwa des europäischen Mittelalters oder der frühen Neuzeit elementare Alltagspraxen selten explizit einbeziehen. Die seit der europäischen Antike verbreiteten „Ökonomiken“, (sogenannte „Hausväterliteratur“) bilden hier eine Ausnahme. Sie problematisieren den Erhalt einer stabilen, selbstversorgerischen Hauswirtschaft im Wechselspiel sozialer, kultureller und umweltbezogener Anforderungen. Ansonsten wird Subsistenz eher als selbstverständlich vorausgesetzt und wird meist nur indirekt angesprochen, z.B. im Kontext von Abgabenlasten, materiell begründeten Konflikten, Mangelkrisen und z.T. ideologisch gefärbten Ansichten über die Mühsal irdischen Daseins in einem heilsgeschichtlichen Kontext. Als Teil der vormodernen *conditio humana* spielt Subsistenz beispielsweise in den von Arno Borst ausgewerteten Quellen über mittelalterliches Alltagsleben nur eine untergeordnete Rolle.<sup>137</sup> Tiefere Schichten erreicht dagegen Emmanuel LeRoy Laduries Zusammenfassung und Deutung der Inquisitionsakten aus dem spätmittelalterlichen Pyrenäendorf Montailou.<sup>138</sup> Die

---

<sup>135</sup> Vgl. Gronemeyer (1993), S. 62ff.

<sup>136</sup> Vor allem Horkheimer (1974) und Bloch (1985), besonders S. 807ff.

<sup>137</sup> Borst (2002).

<sup>138</sup> Ladurie (2000).

abschnittsweise geradezu ethnologisch anmutende Studie verdeutlicht die miteinander vernetzten sozialen und ökonomischen Beziehungen einer vormodernen Dorfgemeinschaft, die mehrdeutige Rolle des einzelnen Hauses, aber auch die folgenreiche Einbindung selbst abgelegener Hochgebirgsdörfer in übergeordnete soziale Systeme.

Wo *vormoderne* Lebensformen Gegenstand *moderner* Analysen und Interpretationen werden, taucht zuweilen ein charakteristisches Problem bei der Auswertung des empirischen Materials auf. Es kann zu einer Vermengung deskriptiv-analytischer und politisch-instrumenteller Fragestellungen kommen, wenn etwa im Bereich entwicklungspolitischer Diskurse in die subsistenten Lebensformen hineinprojiziert wird, was diese nur selten hergeben, z.B. antikapitalistische Gesinnungen. Der Befund, dass Subsistenz meist als gemeinschaftliche Subsistenz aller Haushaltsmitglieder in normintegrierten größeren Gruppe realisiert wird, verleitet etwa Alexander Tschajanow in seiner klassischen Studie über die russischen Kleinbauern der Zarenzeit (veröffentlicht 1923) zu der Deutung, dass hier ein anachronistisches Relikt der Vormoderne vorliegt, das den Prinzipien kapitalistischer Marktintegration entgegengesetzt ist.<sup>139</sup> Tschajanow geht daher von einer widerständigen, modernisierungsfeindlichen sozialen Logik der subsistenznah wirtschaftenden Bauern aus und plädiert folglich für eine behutsame rurale Modernisierungspolitik im sozialistischen neuen Russland.<sup>140</sup> Wie noch gezeigt werden soll, entgeht ihm gerade dadurch aber eine wichtige Einsicht zur Wechselwirkung von moderner Marktökonomie und vormodern anmutender bäuerlicher Subsistenz.

Der gleiche Vorbehalt gilt auch für eine Vielzahl von Studien zu den Subsistenzformen in den „Entwicklungsländern“, die nicht selten ethnologisches und soziologisches Interesse am subsistenznahen „smallholder“, „householder“ oder „peasant“ mit einem die Kleinbauern zugleich instrumentalisierenden Interesse an einer „nachholenden Entwicklung“ oder einer vorgeblich sozial und ökologisch „nachhaltigen“ Entwicklungspolitik verbinden.<sup>141</sup> Wo die verschiedenen Entwicklungsprogramme der großen politischen, ökonomischen und NGO-Agenturen reihenweise am Nachvollzug europäisch geprägter Modernisierung scheiterten oder zumindest in ihren Auswirkungen zu gänzlich abweichenden Ergebnissen führten,<sup>142</sup> wurden bestimmte kleinmaßstäbliche ökonomische Alltagspraxen der Individuen und Gruppen in den zu transformierenden Gesellschaften entwicklungspolitisch interessant, an die strategisch zur Bewältigung der sozialen und ökologischen Destruktivität angeknüpft

---

<sup>139</sup> Tschajanow (1923), vgl. zusammenfassend dazu Groh (1992), S. 35ff.

<sup>140</sup> Vgl. Tschajanow (1923), S. 130.

<sup>141</sup> Zum Beispiel Netting (1993).

<sup>142</sup> Vgl. Esteva (1993) und Sachs (1992).

werden sollte.<sup>143</sup> Hier richtete sich das Interesse der Ethnologen (und Ökonomen) u.a. auf die bemerkenswerte Fähigkeit von Subsistenzbauern, durch intensive kleinräumige Anbauformen unter z.T. wachsenden Schwierigkeiten hohe Erträge zu erwirtschaften,<sup>144</sup> durch soziale Integration Schwankungen des Marktes und der natürlichen Bedingungen abzufedern,<sup>145</sup> flexibel Subsistenz- und kleine Warenproduktion miteinander zu kombinieren<sup>146</sup> und mit den ökologischen Grundlagen der Produktion häufig „nachhaltig“ umzugehen. In jüngster Zeit entwickelte sich daraus ein Forschungs- und Entwicklungsparadigma der Inwertsetzung von Aspekten subsistenznaher Lebenswelten: Zu nutzbringendem und letztlich marktförmig verwertbarem sozialem, kulturellen und ökologischen „Kapital“ werden umdefiniert<sup>147</sup> und instrumentalisiert, was eben noch Wald, Feld, Familie und Nachbarschaft waren. Explizit emanzipatorische Ausrichtung haben dagegen Fallstudien im Kontext des Bielefelder Ansatzes und des Ökofeminismus, die weniger auf die Ausarbeitung einer Subsistenztheorie, als auf den Nachweis lokaler Subsistenzrudimente und daran anknüpfender alternativer Perspektiven einer Ökonomie „von unten“ abzielen.<sup>148</sup>

Fallstudien zur Subsistenzproduktion in den Industrieländern der Gegenwart sind dagegen deutlich weniger vorhanden. Im deutschsprachigen Raum ist mit der Arbeit von Helge Pross<sup>149</sup> im Jahr 1976 erstmals eine aussagekräftige Beschreibung der Lebenswelt von Hausfrauen im Fordismus vorgelegt worden. Aktuelle feministisch-theoretische Auseinandersetzungen mit entsprechenden sozialen Zuschreibungen von Identitäten und Geschlechterrollen in der Haushaltsproduktion – die sich auch Postfordismus fortsetzen – lenken das Augenmerk auf die Haushaltsproduktion als Teil ökonomisch und diskursiv durchgesetzter Herrschaftsmechanismen,<sup>150</sup> sind aber weniger empirisch als theoretisch ergiebig.

Weitaus konkreter und präziser auf die Fragestellung dieser Untersuchung bezogen, stellt sich die dem „Bielefelder Ansatz“ verbundene Studie des westfälischen Dorfes Borgentreich dar.<sup>151</sup> Als abgelegenes, erst in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts maßgeblich an großmaßstäbliche ökonomische Versorgungsnetze angebundenes Dorf konnte die Soziologin

---

<sup>143</sup> Vgl. übersichtsartig Esteva (1993), S. 100ff.

<sup>144</sup> Vgl. McC. Netting (1993), S. 22ff.

<sup>145</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 312.

<sup>146</sup> Vgl. Bryceson (2000a), S. 30.

<sup>147</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 315f.

<sup>148</sup> Vgl. z.B. Faraclas (2003), Akhter (2003), Turner/Brownhill (2003), Holzer (1996), die Beiträge in Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (1979).

<sup>149</sup> Pross (1976).

<sup>150</sup> Habermann (2008).

<sup>151</sup> Müller (1998).

Christa Müller in Interviews und Erkundungen vor Ort die Transformation einer subsistenznahen „moral economy“ zur modernen Warengesellschaft untersuchen. Dabei werden vor allem sozioökonomische Merkmale der Dorfgemeinschaft und die soziale Integration der Haushaltsproduktion sichtbar<sup>152</sup> - soziale Strukturen, die sich unmittelbar mit jenen vergleichen lassen, die sich in den Fallstudien von Gesellschaften des Trikont abzeichnen.<sup>153</sup>

Empirische Arbeiten zur Subsistenz in modernen Industriestaaten beziehen sich jedoch nicht nur auf Haushaltsproduktion und „verspätete“ Modernisierungsbeispiele. Eine Reihe von gesellschaftspolitisch ausgerichteten Fallstudien zeigt auch den engen Zusammenhang von (Integrations-)Krisen der modernen Großökonomie und fortdauernder Subsistenz: Hier reicht der Bogen von „urbanen Gärten“ in den Metropolen<sup>154</sup> bis hin zur Wiederkehr kleinbäuerlicher Überlebensstrategien nach dem teilweisen Zerfall der industrialisierten Landwirtschaft und Industrieproduktion in Osteuropa.<sup>155</sup>

Daneben stehen in sehr geringem Umfang statistische Daten zu Umfang und volkswirtschaftlicher Bedeutung moderner Subsistenztätigkeiten zur Verfügung. Die von einem Wirtschaftswissenschaftler bereits 1982 formulierte Kritik an den „unzureichende[n] Erfassungsgrundlagen“<sup>156</sup> für die volkswirtschaftlich-statistische Erfassung von selbstversorgerischer Produktion in der Bundesrepublik hat wenig an Aktualität verloren. Sowohl für Industrie- wie Schwellen- und Entwicklungsländer gilt:

„Die hier angesprochenen Verhältnisse und Prozesse werden in Regierungsstatistiken, GNP[Bruttonationaleinkommen; C.B.]-Berechnungen, aber auch in den bisher vorliegenden theoretischen Ansätzen überhaupt nicht oder nur unzureichend berücksichtigt.“<sup>157</sup>

Ein vorsichtiger Versuch, die im modernen Haushalt geschaffenen Werte (erbrachte Dienstleistungen und produzierte Güter) zu schätzen, ergibt sich, wenn man diese in monetäre Äquivalente des offiziellen oder informellen Marktes umrechnet.<sup>158</sup> Einzelne Studien geben zumindest grobe Anhaltspunkte, auf die diese Untersuchung noch eingehen wird.<sup>159</sup> Die bereits zitierte Studie „Alltag in Deutschland“ von 2001 kommt bei ihrer Analyse der Zeitverwendung in bundesdeutschen Haushalten zu Ergebnissen, die diese älteren Studien bestätigen und ergänzen und auch qualitative Angaben zu Tätigkeitsbereichen subsistenter

---

<sup>152</sup> In ähnlicher Weise bei Schmidt (1986), S. 275ff., der eine ländliche Region (Hohe Rhön) als Beispiel „verspäteter“ Modernisierung analysiert.

<sup>153</sup> Zur „moral economy“ vgl. Scott (1976), zur sozialen „Einbettung“ vormoderner Ökonomie Polanyi (1978).

<sup>154</sup> Vgl. Müller (2011b).

<sup>155</sup> Hofbauer (1999).

<sup>156</sup> Dornach (1982), S. 87, bezogen auf das Beispiel der BRD.

<sup>157</sup> Otto-Walter (1979), S. 9.

<sup>158</sup> Vgl. Evers (1987), S. 359.

<sup>159</sup> Vgl. ebd., S. 358.

Haushaltsproduktion machen.<sup>160</sup> Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch Illichs Konzept der „Schattenarbeit“<sup>161</sup>, die in der „Grauzone“ zwischen Lohnarbeit, Reproduktion im Haushalt und „Freizeit“ angesiedelt ist.

Warum aber der „blinde Fleck“ in den empirischen Forschungen zur Subsistenzproduktion in der Moderne? Neben der ideologisch motivierten Ausblendung und Herabsetzung subsistenzförmiger Zusammenhänge als „unproduktiv“<sup>162</sup> durch das vorherrschende „Wachstumsparadigma“ kann ein weiterer Grund für diesen Befund ausgemacht werden, auf den die wenigen empirischen Daten implizit verweisen. Die Berechnung volkswirtschaftlicher Einflussgrößen erfolgt immer auf monetärer Grundlage. Nicht-marktförmige Ökonomie ist in diesem Sinne statistisch „unsichtbar“, so lange sie nicht auf der Grundlage der aufgewandten Zeit oder des entsprechenden Arbeitslohnes bzw. Preises annähernd in monetäre Äquivalente umgerechnet wird – zumindest jener Teil, der nach dem „Dritt-Personen-Kriterium“<sup>163</sup> theoretisch marktförmig auslager- und kapitalisierbar wäre (damit bleibt z.B. „Schattenarbeit“ außen vor, s.o.). Diese Berechnung bricht einerseits ein „Tabu“ der offiziellen Ökonomie, indem sie Haushaltsproduktion auch dort zu erfassen sucht, wo sie nicht über Geldzahlungen (z.B. in Form von Löhnen für Haushaltshilfen, Pacht für Kleingärten usw.) marktintegriert ist.<sup>164</sup>

Auf der anderen Seite ist bereits die Annahme der Kapitalisierbarkeit fragwürdig: Mit dem „Bielefelder Ansatz“ lässt sich argumentieren, dass die vom Bruttosozialprodukt abgebildete Produktion und das moderne Lohnniveau, die den Untersuchungen zugrunde liegen, nur durch die *unentgeltliche* Subsistenztätigkeit überhaupt erst in dieser Größe zustande kommen können. Die Rechnung stellt also, zugespitzt formuliert, die Politische Ökonomie der Haushaltsproduktion auf den Kopf. Spätestens die Frage, warum denn die fiktiv angenommene Durchkapitalisierung der Haushaltsproduktion nicht real stattfindet, führt die Rechnungen ad absurdum.<sup>165</sup> Mehr als eine Aussage über die immense Reichweite und

---

<sup>160</sup> Vgl. Schäfer (2004), S. 249ff.

<sup>161</sup> Vgl. Illich (1982), S. 75ff.

<sup>162</sup> Vgl. Krüsselberg (1997).

<sup>163</sup> Schäfer (2004), S. 249f.

<sup>164</sup> Vgl. Illich (1982), S. 11f.; zur teilweisen, monetären Marktintegration von Haushaltsproduktion vgl. Schäfer (2004), S. 250f.

<sup>165</sup> Ein Gedankenexperiment: Eine (wie auch immer durchzusetzende) Durchkapitalisierung würde notwendigerweise zu stark steigenden Löhnen zunächst im formellen Sektor, dann auch für die marktförmig erworbenen Subsistenzäquivalente führen. Letztlich würde dies zu einem deutlich umstrukturierten Bruttosozialprodukt (Zusammensetzung von Anteil des Arbeitnehmerentgeltes und des Unternehmenseinkommens) führen. Etwas weniger „vorsichtige“ Kausalketten, die von einem Abzug finanzieller Ressourcen aus dem Konsumbereich in einen tendenziell lokalen, allgemein zugänglichen Dienstleistungssektor könnten zu einem Zusammenbruch weiter Bereiche der großmaßstäblichen Ökonomie und vor allem der Finanzmärkte führen, der aber wiederum den Haushalten finanzielle Ressourcen für die Bezahlung der ausgelagerten Subsistenz entzöge und so die Durchkapitalisierung zunehmend wieder aufhobe.

Bedeutung der Subsistenzproduktion im Haushalt kann man daher den empirischen Daten nicht abgewinnen. Und auch diese isolierten Daten werden erst im Kontext theoretischer Überlegungen zur Politischen Ökonomie der modernen Subsistenz verständlich.

## IV. Theoretische Grundlagen der Untersuchung

### **1. Ein aktualisiertes Verständnis von Universalgeschichte - grundlegende Fragen an die Geschichte stellen**

Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte im deutschsprachigen Raum erfordert ein näheres Eingehen auf das Konzept der Universalgeschichte. Im Vergleich etwa zur Situation in der angloamerikanischen Geschichtswissenschaft steht Universalgeschichte im deutschsprachigen Bereich unter einem deutlich höheren Rechtfertigungsdruck,<sup>166</sup> ja es scheint sogar bemerkenswerte Unklarheit darüber zu bestehen, inwiefern Universalgeschichte überhaupt noch einen Platz hat neben scheinbar einschlägigen Forschungsprogrammatiken und Subdisziplinen wie Weltgeschichte oder Globalgeschichte. Dafür lassen sich zwei Gründe ausmachen: Zum einen wird Universalgeschichte häufig pauschal mit dem theoretisch nicht mehr haltbaren eurozentristischen universellen Deutungs- und Entwicklungsanspruch verbunden,<sup>167</sup> der sich – wie oben dargelegt - in der *Praxis* der Modernisierung trotzdem noch immer „blind“ fortsetzt (dieses verselbständigte Fortleben einer Theorie in der Praxis wird im wissenschaftlichen Diskurs erstaunlicherweise kaum problematisiert<sup>168</sup>). Zum anderen wird Universalgeschichte ebenso häufig mit der in den letzten Jahren wieder verstärkt in der Forschungslandschaft etablierten und theoretisch neu fundierten Weltgeschichte gleichgesetzt<sup>169</sup> – obwohl, wie dieser Abschnitt zu zeigen versucht, das hier vorgestellte geschichtsphilosophische und methodisch-theoretische Profil der Universalgeschichte eine theoretisch-begriffliche Abgrenzung verdient. Daher aktualisiert der folgende Abschnitt das Konzept der Universalgeschichte im Allgemeinen mit Verweis auf die theoretischen Vorzüge und Anknüpfungspunkte für eine problemorientierte kritische Geschichtswissenschaft und bezieht es dann auf das im vorangegangenen Abschnitt dargelegte spezifische Erkenntnisinteresse dieser Arbeit.

Universalgeschichte stellt einen Versuch dar, grundlegende Fragen der menschlichen Existenz als Individuum und gesellschaftliches Wesen aus einer diachronen und theoriegeleiteten Perspektive auf die Geschichte zu klären und dabei auch aktuelle Bezüge zu berücksichtigen.

---

<sup>166</sup> Vgl. etwa Sieferle (2003), S. 10f oder Schulin (1974), S. 12.

<sup>167</sup> Vgl. Drews/Oesterle (2008), S. 9 oder Conrad/Eckert (2007), S. 9f.

<sup>168</sup> Vgl. beispielhaft die „aktuelle Bestandsaufnahme“ bei Knöbl (2007), S. 21ff.

<sup>169</sup> Vgl. z.B. Drews/Oesterle (2008), S. 8 oder einleitend bei Conrad/Eckert (2007), S. 7. Vgl. auch Schulin (1974), besonders S. 11, wo der Autor mit einem Zitat O. Köhlers polemisiert, es handle sich in beiden Fällen um „de[n] verschämte[n] Ausdruck für Menschheitsgeschichte“. Weltgeschichte wird bei Engel/Middell (2005), S. 8, noch von der Weltgeschichte *der Globalisierung* unterschieden, a.a.O. weitere Definitionen. Die in diesen Fällen herrschende Verwirrung um Begriff und Inhalt wird bei Conrad/Eckert (2007), S. 14, auch offen eingeräumt.

„Möglicher Teil der universalgeschichtlichen Betrachtung kann jede Singularität der Menschheit in ihrer ganzen räumlichen und zeitlichen Ausdehnung – soweit sie bekannt ist – sein. [...] Das bedeutet keineswegs eine enzyklopädische Gesamtbestandsaufnahme der Menschheit in ihrer Vergangenheit, sondern ihre Erforschung, Einteilung, Bewertung und Darstellung unter universalhistorischem Erkenntnisinteresse.“<sup>170</sup>

Dieses spezifische „universalhistorische Erkenntnisinteresse“ bedient sich des „typologischen Vergleich[s]“ und der „strukturellen und vergleichenden Betrachtungsweise“ als der „weitest anerkannte[n] universalgeschichtliche[n] Methode“<sup>171</sup>. Universalgeschichtliche Forschungen, streben letztlich nach problem- und gegenwartsorientierten Verallgemeinerungen auf der Basis eines theoriegeleitet reduzierten Materials – hier berühren sich Universal- und Strukturgeschichte.<sup>172</sup> Strukturgeschichte und Weltgeschichte unterscheiden sich aber von der Universalgeschichte wiederum insofern, als sie unterschiedliche „Fragemodi“<sup>173</sup> an die Geschichte darstellen, wenn sie sich auch auf den gleichen Themenfeldern wie z.B. Ökonomie, Soziales, Kultur und Politik bewegen. So lässt sich die Frage der traditionellen Weltgeschichtssynthesen<sup>174</sup> entweder als Frage nach einem annähernd umfassenden welthistorischen *Ordnungsmuster* oder als Frage nach einem Mittel der welthistorischen enzyklopädischen *Zusammenschau* verstehen: also entweder eines unter politik- und ereignisgeschichtlich systematisierten Rasters der Weltgeschichte, in das die unübersehbare Vielzahl der Einzelereignisse eingeordnet werden kann oder einer voluminösen Gesamtdarstellung, die als „Buchbindersynthese“ nur eine „Abfolge zumeist unverbundener Spezialistenbeiträge“ zu allen als relevant erachteten Themen und Epochen darstellt.<sup>175</sup> Derartige geschichtliche „Synthesen“ laufen aber im Anschluss an Walter Benjamin auf Historismus hinaus, dem es letztlich nicht um eine theoretische Ordnung der historischen Gegenstände und eine vernünftige Umsteuerung der verselbständigten Entwicklung geht.

„Ihr Verfahren [das der Weltgeschichte; C.B.<sup>176</sup>] ist additiv; sie bietet die Masse der Fakten auf, um die homogene und leere Zeit auszufüllen.“<sup>177</sup>

---

<sup>170</sup> Schulin (1974), S. 11.

<sup>171</sup> Ebd., S. 43.

<sup>172</sup> Zu den punktuellen Überschneidungen mit dem Erkenntnisinteresse der Strukturgeschichte, die in ähnlicher Weise begriffliche Typisierungen und Verallgemeinerungen anstrebt und sich besonders für „die relativ dauerhaften, ‚harten‘, nur schwer veränderbaren Phänomene, für Wirklichkeitsschichten mit langsamer oder sehr langsamer Veränderungsgeschwindigkeit“ und „überindividuelle[n] Kollektivphänomene“ interessiert, vgl. Kocka (1977), S. 71ff.

<sup>173</sup> A. Heuß spricht vom spezifischen „Modus“ der Universalgeschichte, zitiert nach Schulin (1974), S. 11.

<sup>174</sup> Vgl. z.B. Toynbee (1982) oder Geiss (2002).

<sup>175</sup> Wiersing (2007), S. 765.

<sup>176</sup> Benjamin spricht hier zwar von Universalgeschichte, setzt diese aber unzulässig gleich mit Weltgeschichte. Dies wird deutlich, wo er sich im Kontext seiner 17. „Geschichtsphilosophischen These“ eindeutig auf die klassischen *welt*geschichtlichen Pseudosynthesen bezieht. Benjamins Kritik an dieser deckt sich mit der hier vorgenommenen Aktualisierung einer theoriegeleiteten, den eigenen Standort reflektierenden Universalgeschichte.



Die modernere Variante der Weltgeschichte, die Globalgeschichte („Global History“) geht etwas andere Wege als die klassische Weltgeschichte, auch hier aber ist die Differenz zum „Modus“ der Universalgeschichte klar ersichtlich. Globalgeschichte findet zunächst ihren theoretischen Ausgangspunkt und ihr Themenfeld ähnlich wie die Universalgeschichte problemorientiert in einer modernen, globalisierten Welt,<sup>178</sup> die zwischen ökonomischer „Einheit“ und politisch-kultureller „Uneinheitlichkeit der Welt“<sup>179</sup> zerrissen wird. Dieser Kontext geht jedoch mehr formell als inhaltlich in die Forschung ein. Der Fragemodus der Globalgeschichte versucht etwa dieser unübersichtlichen Lage Rechnung zu tragen, indem nach Beziehungen zwischen historischen Einzelstudien (entsprechend dem „cultural turn“ sehr kulturlastig<sup>180</sup>) und begrenzten makrohistorischen Kontextualisierungen gefragt wird. Zuweilen werden – die Krise der Gegenwart mitdenkend - Vorläuferphänomene der gegenwärtigen Globalisierung untersucht,<sup>181</sup> doch das Entscheidende bleibt dabei: Globalgeschichte verzichtet im Gegensatz zur Universalgeschichte auf diachrone Reichweite der Analysen und größere theoretische Synthesen. Es bleibt bei einer aktualisierten Weltgeschichte mit festem Themenbereich, die sich als weitere Subdisziplin der Geschichtswissenschaft etabliert.

„Globalgeschichte war – und ist auch heute – ein zeitlich und räumlich spezifisches Unternehmen.“<sup>182</sup>

Im Gegensatz dazu stellt Universalgeschichte *keine* spezialisierte Subdisziplin der Geschichtswissenschaft dar. Sie bildet viel eher eine geschichtsphilosophisch fundierte und über Methodik, Theorie und Erkenntnisinteresse definierbare eigenständige Form der historischen Analyse, die über disziplinäre Grenzen hinweg tätig ist<sup>183</sup> und – je nach Fragestellung - insbesondere die Themengebiete der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der (Historischen) Anthropologie, Soziologie und Sozialgeographie berührt. Dieser geschichtsphilosophische und theoretische Hintergrund der Universalgeschichte soll im Folgenden genauer dargelegt und seine methodischen Konsequenzen sowie die unmittelbaren Bezüge zum Erkenntnisinteresse der Arbeit erläutert werden.

Geschichtsphilosophisch setzt Universalgeschichte eine „Einheit der Geschichte“ voraus, die es erlaubt, die historischen Einzelbeobachtungen theoretisch zu ordnen und auf eine von der

---

<sup>177</sup> Benjamin (1974), S. 702.

<sup>178</sup> Vgl. Bright/Geyer (2007), S. 54.

<sup>179</sup> Ebd., S. 59.

<sup>180</sup> Vgl. Drews/Oesterle (2007), S. 10ff.

<sup>181</sup> Vgl. ebd., S. 9ff.

<sup>182</sup> Conrad/Eckert (2007), S. 13.

<sup>183</sup> Vgl. Schulz (1974), S. 11f., der nicht nur den diachronen, sondern auch den interdisziplinären Charakter der Universalgeschichte hervorhebt.

Gegenwart ausgehende Fragestellung zu beziehen. Mit dieser „Einheit“ ist nun keineswegs die Vorstellung von einem Anfangs- und Endpunkt der Geschichte verbunden, wie er für das christlich-eschatologische Geschichtsverständnis und – bei Verzicht auf ein klar definiertes, stationäres Ziel - auch das aufklärerische Verständnis einer linearen geschichtlichen Höherentwicklung kennzeichnend war, das eng an den hier ja gerade kritisierten „Fortschritts“-Begriff abgelehnt war<sup>184</sup>. Der Universalhistoriker Ernst Schulin wies daher konsequenterweise darauf hin, dass sein Arbeitsfeld, die Universalgeschichte, „in ihrer Gesamtheit gar nicht verfügbar“<sup>185</sup> sei. So lassen sich Anfangs- und Zielpunkte der Geschichte glaubwürdig bestenfalls in der „Big History“ ausmachen, die die Geschichte der Menschheit in die Naturgeschichte vom Urknall bis zum hypothetischen Ende des Universums einordnet – eine Art Mega-Universalgeschichte<sup>186</sup>. Zudem wirft die Fixierung von Zielpunkten der Geschichte einige Probleme auf: Da zumindest die Geschichte *der Menschheit* als prinzipiell *entwicklungsoffen* gelten kann (so sehr auch die von Menschen geschaffenen gesellschaftlichen Zwänge diese Offenheit einschränken) und auch ein Spezifikum der Moderne gerade in ihrer Unabgeschlossenheit und riskanten Entwicklungsblindheit besteht, muss die „Einheit der Geschichte“ zunächst in einem anderen, nämlich erkenntnistheoretischen und methodischen Zusammenhang gesucht werden.

„Einheit der Geschichte“ bedeutet hier, dass Geschichte systematisierbar und strukturell verstehbar ist, dass das Kollektivsingular „*die* Geschichte“ seine Berechtigung hat, indem die Universalgeschichte an Stelle „einer bloßen Aneinanderreihung die Interdependenz von Ereignissen in weit voneinander getrennten Teilen der Welt“<sup>187</sup> darzustellen versucht. Geschichtliche Entwicklungen zu „systematisieren“ heißt dabei keineswegs, der Geschichte ordnend einen narrativen „Sinn“ zu unterstellen oder die „Totalität“<sup>188</sup> der Geschichte systematisch zu konstruieren. Vielmehr geht es um den systematischen, d.h. theoretisch begründeten und reflektiert konstruierten *Zugang* zur Geschichte.<sup>189</sup> Die Bewusstmachung der Gegenwarts- und Standpunktgebundenheit des Zugangs und der notwendigerweise konstruierenden Vorgehensweise von Geschichtsschreibung allgemein schafft erst die

---

<sup>184</sup> Vgl. Rohbeck (2004), S. 23ff. Vgl. ferner das klassische Beispiel von Friedrich Schillers Antrittsrede in Jena 1786: Schiller (1970), S. 359ff. Sie bietet mit ihrem universellen linear-„fortschrittlichen“ Geschichtsverständnis und eurozentrischen Superioritätsanspruch, aber auch der expliziten Problemorientierung und der theoretischen Grundlegung einer „Einheit der Geschichte“ einen Überblick über das zu Verwerfende wie das zu Bewahrende der Geistes- und Forschungstradition.

<sup>185</sup> Schulin (1974), S. 35.

<sup>186</sup> Zu dieser Art von „Big History“ vgl. Osterhammel (2009), S. 14f. Eine an der Naturgeschichte angelegte Universalgeschichte wird bei Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer (1998), S. 11f. begründet.

<sup>187</sup> Eduard Fueter, zitiert nach Barraclough (1974), S. 72.

<sup>188</sup> Kocka (1977), S. 23.

<sup>189</sup> Damit entfällt auch der postmoderne epistemologische Fehlschluss vom Konstruktcharakter theoretisch geleiteter Geschichtsschreibung („Große Erzählungen“) auf deren angeblich fehlende Stichhaltigkeit.

Möglichkeit, die materiellen und ideellen Bezüge zwischen Gegenwart und Geschichte annähernd objektiv zu analysieren. In den Worten Walter Benjamins:

„Die Geschichte ist Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit, sondern die von „Jetztzeit“ erfüllte bildet.“<sup>190</sup>

Statt rein „additiver“ Anhäufung von Quellenstudien wird damit die problemorientierte und theoriegeleitete Auswertung des unter einem bestimmten Erkenntnisinteresse auszuwählenden Materials Geoffrey Barraclough beschreibt diese Perspektive folgendermaßen:

„Ganz allgemein können wir sie [die Universalgeschichte; C.B.] beschreiben als einen Versuch, die Vergangenheit oder einzelne Aspekte oder einzelne Zeiträume der Vergangenheit mit neuen Augen von einem neuen günstigen Punkt aus zu betrachten. Es geht nicht darum, neue Fakten zu sammeln oder die ständig wachsende Zahl spezialisierter Gebiete der historischen Forschung einzugliedern.“<sup>191</sup>

Daraus folgt zweierlei: Zum einen bedarf Universalgeschichte einer präzisen Fragestellung und Eingrenzung ihres Gegenstandes, wenn sie nicht in das Muster eines letztlich formelhaften, weil zu stark von Unterschieden und Widersprüchen abstrahierenden „Totalentwurf[s]“<sup>192</sup> verfallen soll. Schulin räumte daher ein,

„[...] dass die Herausarbeitung eines einheitlichen Verlaufs [der Geschichte; C.B.] nur bei der Begrenzung auf bestimmte Gebiete wie die Technik oder die Produktionsverhältnisse möglich ist“<sup>193</sup>.

In diesem Sinne soll in dieser Untersuchung die Geschichte der menschlichen Subsistenzweisen an Hand sozialer, ökonomischer und ökologischer Strukturen betrachtet werden, ohne etwa den Versuch zu unternehmen, eine universale Geschichte des Mensch-Natur-Verhältnisses oder der menschlichen Arbeit darzustellen.

Zum anderen legt Universalgeschichte ihren Arbeitsschwerpunkt auf die problemorientierte Auswertung von Sekundärliteratur – ohne dass damit eine „Erhabenheit“ über Quellenauswertung und empirische Einzelstudien beansprucht würde. Ebenso wenig soll Universalgeschichte in diesem Sinne den forschungsgeschichtlich begründeten Gegensatz vom Makro- und Mikrohistorie neu aufmachen, die vielmehr als unterschiedliche, sich gegenseitig ergänzende Forschungsperspektiven gelten können, deren unterschiedliche Auflösung die Annäherung an die historische Realität möglich macht. So dienen die

---

<sup>190</sup> Benjamin (1974), S. 701.

<sup>191</sup> Barraclough (1974), S. 77f.

<sup>192</sup> Schulin (1974), S. 35. Damit ist die Frage nach der Möglichkeit eines solchen Entwurfs, wie ihn z.B. Marx laut Kocka (1977), S. 23, anstrebte, keineswegs beantwortet. Festgehalten werden kann hier nur, dass dabei immense theoretische und praktische Schwierigkeiten zu bewältigen sind. Philosophisch gedacht: Benjamin (1974), S. 694, macht die „Zitierbarkeit“ der Gesamtgeschichte von einer „erlösten Menschheit“ abhängig. Bis zu diesem Punkt wirken die Geschichte bzw. die von ihr ausgehenden historisch gewachsenen Systemzwänge der Einsicht in ihren Gesamtzusammenhang entgegen. In diesem Sinne warnt auch Adorno (1986), S. 333f. vor der „Nachkonstruktion“ des Bestehenden, das aus der historischen „Bedingtheit“ des Gedanken zu folgen droht.

<sup>193</sup> Schulin (1974), S. 35.

quellennahen Arbeitsfelder letztlich der weitestmöglichen Verankerung diachroner Deutungen in der konkreten historischen Wirklichkeit, sie verbinden die allgemeine „Einheit der Geschichte“ mit der speziellen „Einzelgeschichte“. <sup>194</sup>

Entgegen dem gegenwärtig in den Geschichts- und Sozialwissenschaften vorherrschenden „antiversalistischen“ Ansatz <sup>195</sup> (Eric Hobsbawm), wonach Universalgeschichte heute ganz aufzugeben sei, weil sie angeblich „per se [...] nicht mehr möglich“ <sup>196</sup> sei, wird hier deutlich, dass die historische Realität keineswegs in eine „unendliche Menge“ [...] von Geschichten auseinanderfällt“, die man nur mit „einer unendlichen Vielzahl von erzählten Geschichten“ <sup>197</sup> hinreichend abbilden könne, wie etwa Wolfgang Mommsen argumentierte. Damit können universalgeschichtliche Ansätze auch die Gefahren des Relativismus in der Geschichtswissenschaft zu bannen helfen: Wo *die* Geschichte in der der Postmoderne in einen tendenziell beliebigen *Pluralismus* von „Geschichtslagen“ <sup>198</sup> aufgelöst wird, der die Vielfalt von Interessen und subjektiven Wahrnehmungen der gesellschaftlichen Gruppen widerzuspiegeln vorgibt, bleibt unreflektiert, dass damit eine wissenschaftliche Anerkennung und Aufwertung ideologischer und selbstreferentiell-konstruktiver Geschichtsdeutungen verbunden sein kann, die einer kritischen Untersuchung nicht standhalten würden. Eric Hobsbawm sprach angesichts dieser relativistischen Tendenzen von „Identitätsgruppen-Geschichte“, die sich auf die *Bedeutung* geschichtlicher Ereignisse für eine bestimmte Gruppe, nicht die objektive Wirklichkeit beziehe. <sup>199</sup> Ein anderer Soziologe der Gegenwart, Anthony Giddens, lässt sich sogar so lesen, dass der postmoderne Verzicht auf „systematisches Wissen über die Organisation der Gesellschaft“ einer Kapitulation vor der empirischen krisenhaften Wirklichkeit nahe kommt: Dieser Verzicht gründe auf einer diffusen Ansicht, wonach wir gefangen seien in einem ungeordneten „Welt von Ereignissen, die wir nicht zur Gänze verstehen und die sich weitgehend unserer Kontrolle entzieht.“ <sup>200</sup>

Die objektive „Einheit der Geschichte“ konkretisiert sich jedoch nicht zuletzt in Zeiten globaler ökonomischer Integration: Auch die Globalgeschichte erkennt an, dass die mit der globalen Ausbreitung der Industriegesellschaft einhergehende tendenzielle *Vereinheitlichung* der Welt hinsichtlich ihrer Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen auch eine veränderte geschichtswissenschaftliche Perspektive nahe legt. Der Gegenstand der Untersuchung, *die*

---

<sup>194</sup> Zu den Gefahren einseitigen Sekundärliteraturstudiums vgl. Conrad/Eckert (2007), S. 39.

<sup>195</sup> Hobsbawm (2004), S. 14.

<sup>196</sup> Kolmer (2008), S. 90.

<sup>197</sup> Wolfgang Mommsen zitiert nach Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer (1998), S. 10.

<sup>198</sup> Kolmer (2008), S. 89.

<sup>199</sup> Hobsbawm (2004), S. 14.

<sup>200</sup> Giddens (1995), S. 10f.

Welt, ist als „materialer Sachverhalt“ seit dem 20. Jahrhundert existent, „als konkrete und alltägliche Erfahrung“ und als „globale Technostruktur von Produktion und Destruktion, ein weltweites Netzwerk der Satellitenkommunikation, des Investments, des Handels und der Medien.“<sup>201</sup> Sich angesichts einer globalisierten, unter hohem Problemlösungsdruck stehenden Gegenwart auf nur oberflächlich kontextualisierte Einzelstudien und Mikrohistorie ohne einen bereits in der Frage angelegten weiterreichenden theoretischen Fragehorizont zu beschränken, kann dementsprechend nicht zielführend sein.

Die Vorzüge der Universalgeschichte in Bezug auf die hier verfolgte Fragestellung werden noch klarer ersichtlich, wenn man sich das Potential der Universalgeschichte vergegenwärtigt, problemorientierte Periodisierungen des Geschichtsprozesses vorzunehmen, die dessen Nichtlinearität, Widersprüchlichkeit und auch Uneinheitlichkeit aufgreifen. Ohne eine universalhistorische Strukturierung der Geschichte, etwa an Hand von Formen der Naturbeherrschung und ihren Entwicklungssprüngen und Brüchen (wie z.B. der Neolithischen und der Industriellen Revolution<sup>202</sup>) bliebe etwa auch im Dunkel, woran die Einzigartigkeit der modernen Vergesellschaftungsperiode festzumachen ist – entsprechend würden auch die widersprüchlichen sozialen und ökologischen Dynamiken der Industriegesellschaft, die mit eben diesen einschneidenden Veränderungen wirksam werden, als kontingent erscheinen und unverstanden bleiben. Der Philosoph Johannes Rohbeck, der Universalgeschichte und Geschichtsphilosophie zu verbinden sucht, fasst diese Bedeutung der Universalgeschichte und ihres kritisch gewendeten Festhaltens an der „Einheit der Geschichte“ zusammen:

„Für ebenso sinnvoll halte ich es, das Konzept der *Universalgeschichte* oder *Weltgeschichte* zu aktualisieren. [...] Unter dem Stichwort *Globalisierung* ist heute der global gewordene praktische Handlungszusammenhang und damit die real gewordene Weltgeschichte anerkannt. Universalgeschichte bedeutet nicht mehr den Siegeszug der europäischen Zivilisation, sondern die *Integration* der vielen Kulturen innerhalb eines neuartigen Kooperationsystems. So sehen Historiker in der Universalgeschichte eine durchaus legitime und besondere Betrachtungsweise, die weiträumige Handlungszusammenhänge zum Gegenstand hat. [...] Diese Möglichkeiten, sowohl die *diachrone*, als auch die *synchrone* Dimension der Idee der Weltgeschichte zu aktualisieren, demonstrieren: Mit dem Hinweis auf die *Teleologie der Geschichte* ist die Geschichtsphilosophie keineswegs erledigt. Denn erstens geht die Geschichtsphilosophie in der Teleologie nicht auf, wie die strukturgeschichtlichen und erklärenden Bestandteile belegen. Und zweitens birgt die Teleologie selber Einsichten, die eine Umformulierung lohnen.“ [Hervorhebungen im Original; C.B.]<sup>203</sup>

---

<sup>201</sup> Bright/Geyer (2007), S. 53.

<sup>202</sup> Vgl. Cipolla (1974).

<sup>203</sup> Rohbeck (2004), S. 161. Auch hier zeigt sich die in der Literatur häufige nicht trennscharfe Verwendung der Begriffe Universalgeschichte und Weltgeschichte. Der zitierte Absatz macht aber zweifelfrei deutlich, dass Rohbecks Auffassung kongruent ist mit dem dieser Arbeit zu Grunde gelegten Verständnis einer theoriegeleiteten und geschichtsphilosophisch ausgerichteten Universalgeschichte.

In den letzten beiden Sätzen deutet Rohbeck bereits auf die Notwendigkeit hin, modernisierungstheoretische Ansätze kritisch und systematisch neu aufzugreifen – was im Rahmen dieser Arbeit versucht werden soll und im folgenden Kapitel begründet und erläutert wird.

In den letzten Jahren mehren sich auch in der deutschsprachigen Wissenschaft die Anzeichen, dass universalgeschichtlich-diachrone Ansätze wieder verstärkt Fuß zu fassen beginnen. Umfassend angelegte Darstellungen zur Universalgeschichte moderner Ökonomie<sup>204</sup> und des Mensch-Natur-Verhältnisses<sup>205</sup> sind in der Forschungslandschaft mittlerweile fest verankert. Wichtige Impulse für diese begrenzte „Neubelebung“ der Universalgeschichte im deutschsprachigen Raum sind dabei sicherlich von der universalgeschichtlichen französischen (z.B. Schule der „Annales“<sup>206</sup>), der angloamerikanischen Wissenschaftstradition („Big History“, „World History“<sup>207</sup>) und dem Bemühen um interdisziplinäre Theoriebildung im sozialwissenschaftlichen Bereich (z.B. der Sozialen Ökologie<sup>208</sup> und Historischen Anthropologie<sup>209</sup>) ausgegangen. So ist zwar einerseits Rolf Peter Sieferle zuzustimmen, der im deutschen Sprachraum des Jahres 2003 keine zeitgenössischen Entsprechungen zu den universalgeschichtlich angelegten Großentwürfen eines Karl Marx, Max Weber oder Werner Sombart ausmachen kann und von einem Abreißen der Forschungstraditionen spricht.<sup>210</sup> Andererseits ist aber Sieferle selbst Vertreter einer interdisziplinär ausgerichteten Umweltgeschichte und Sozialen Ökologie mit theoretischen Bezugnahmen bis in die Naturwissenschaften hinein, die sich als „Welt-Umweltgeschichte“<sup>211</sup> und zuweilen auch explizit als „Universalgeschichte“<sup>212</sup> versteht.

Die Untersuchung diachroner Fragen zum Mensch-Natur-Austausch gehen dabei immer wieder von fundamentalen aktuellen Problemlagen aus, die die Industriegesellschaft als universalgeschichtlich abgrenzbares Muster betreffen, etwa in der Frage nach einer gesellschaftlichen Kontrolle technologischer Entwicklungen<sup>213</sup>, der zu bewältigenden Abkehr von einem irreversibel zerstörerischen Umgangs mit der Natur<sup>214</sup> oder den in Abschnitt II 2 erwähnten Steuerungsproblemen der globalen Industriegesellschaft. Wichtig scheint hierbei

---

<sup>204</sup> Zum Beispiel die Monographien von Elsenhans (2007) und Pierenkemper (2005).

<sup>205</sup> Mit unterschiedlichem Problematisierungsgrad etwa die Arbeiten von Reichholf (2007), Radkau (2002).

<sup>206</sup> Beispielhaft Braudel (1986a), Braudel (1986b) und Braudel (1986c).

<sup>207</sup> Toynbee (1982) Landes (1999), Diamond (2008).

<sup>208</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006) und Sieferle (2003).

<sup>209</sup> Groh (1992), Godelier (1990).

<sup>210</sup> Sieferle (2003), S. 9ff.

<sup>211</sup> Vgl. ebd., S. 5, vgl. auch Winiwarter/Knoll (2007), S. 65.

<sup>212</sup> Sieferle (2003), S. 5, 9f.; Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 330.

<sup>213</sup> Z.B. Sieferle (1982), aus der einschlägig ausgerichteten Publikationsreihe „Die Sozialverträglichkeit von Energiesystemen“.

<sup>214</sup> z.B. Radkau (2002) und Sieferle (1997a).

zu sein, dass die universalgeschichtliche Methode mit ihrer Fähigkeit zum Brückenschlag Fächern wie der Sozialen Ökologie und der Umweltgeschichte den Zugang zu weiteren Fachwissenschaften und ihren Ergebnissen eröffnet.<sup>215</sup> Dabei besteht wenig Anlass zur Sorge, dass eine derart verstandene Universalgeschichte, die mit den Geschichtsverlauf strukturierenden „Mega-Konzept[en]“ wie der Energiesystemtheorie hantiert, „von den Quellen fort [führt]“, wie Radkau warnt.<sup>216</sup> Denn der Einbezug des Abweichenden, der ausgewählten Einzelstudie, die dem universellen Erklärungsanspruch begegnet, gewährleistet methodisch, dass die nach Radkau entscheidenden „kleine[n] Unterschiede“<sup>217</sup> gewürdigt werden. Dies geschieht nicht nur aus der erkenntnistheoretischen Skepsis, dass eine unter dem Begriff „Solarenergiesystem“ subsummierte Geschichte „vom Neanderthaler bis zu Goethe“<sup>218</sup> nicht nur die historische Wirklichkeit zum abstrakten Schemen auflöst, sondern auch gerade der in derartigen Konzepten mitzudenkenden und theoretisch zu berücksichtigenden *Vielfalt* lokaler Energie- und Stoffflüsse, sozialer und kultureller Systeme etc. nicht gerecht würde – eben jener kleinräumig strukturierten Vielfalt des Mensch-Natur-Verhältnisses, die für Subsistenzformen konstitutiv zu sein scheint.

## 2. Auswertung universalgeschichtlicher Modernisierungstheorien

Diachrone Untersuchungen, die repräsentative Ausschnitte der historischen Wirklichkeit unter einer bestimmten Fragestellung enzyklopädisch-darstellend aneinanderreihen, erfordern eine derart umfassende Kenntnis des zu sichtenden, auszuwählenden und auszuwertenden Quellenmaterials und der zugehörigen Forschungsgeschichte, dass sie an dieser Stelle kaum leistbar sind. Allein die notwendige *begründete* Begrenzung des Materialkorpus auf repräsentative mikrohistorische Einzelstudien würde bereits den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Eine Reduktion der Frage auf fallstudienartiges Arbeiten („Subsistenz am Beispiel von...“) oder eine Begrenzung des Materialkorpus auf eine Epoche und/oder Region lässt wiederum nur begrenzt universalgeschichtliche Schlussfolgerungen zu. In diesem Dilemma wird von Seiten der Geschichtswissenschaft häufig auf Aussagen von universalgeschichtlicher Reichweite verzichtet und die Einheit der Geschichte, die im vorangegangenen Abschnitt als theoretisch grundlegend benannt wurde, nur noch „formal“ berücksichtigt.

---

<sup>215</sup> Vgl Radkau (2002), S. 15.

<sup>216</sup> Ebd., S. 440f.

<sup>217</sup> Ebd., S. 441.

<sup>218</sup> Ebd., S. 441.

Die vorliegende Arbeit versucht einen anderen Weg zu gehen. Sie zieht gezielt das vorab „verdichtete“ Material sozialwissenschaftlicher Theorien zur Entstehung der Moderne (Modernisierungstheorien im engeren Sinne dieser Arbeit) heran, die universalgeschichtliche Aussagekraft beanspruchen. Dabei zeigt sich, dass es unumgänglich ist, sich vorab thesenhaft auf einen universalgeschichtlich stichhaltigen Subsistenzbegriff festzulegen. Auf diesen Entwurf eines Subsistenzbegriffes bezogen, können die Theoriestränge begrifflich-systematisch im Sinne des Erkenntnisinteresses ausgewertet werden. Ohne die Formulierung eines solchen, auf geeigneten theoretischen Eckpunkten beruhenden Begriffes, würde sich die Untersuchung diachroner Subsistenzstrukturen rasch in kulturellen, sozialen und ökonomischen Einzelbefunden „verlieren“ und möglicherweise das Trennende etwa kultureller Überformungen überbewerten, statt etwa materielle, auf die menschliche Existenz bezogene Gemeinsamkeiten angemessen zu würdigen. Die theoretischen Eckpunkte zu diesem Subsistenzbegriff bilden ein Raster von universalgeschichtlich stichhaltigen Kriterien, in das die Aussagen der unterschiedlichen Modernisierungstheorien systematisierend eingeordnet werden. Leitende Fragen sind dabei: Welchen Beitrag können die Aussagen der Modernisierungstheorien zum Verständnis der Subsistenz unter dem jeweiligen Gesichtspunkt leisten? Bieten sie Anhaltspunkte für den „roten Faden“ der Subsistenz in der Geschichte und die durch die Industrialisierung nur modifizierte Fortdauer von Subsistenzstrukturen in einem veränderten ökonomischen und sozialen Kontext? In welcher Form erlauben die universalgeschichtlich systematisierten Aussagen der Modernisierungstheorien darüber hinaus Rückschlüsse auf ein gegenwartsbezogenes Problemlösungspotential subsistenter Lebens- und Wirtschaftsweisen?

Daher ist eine Rückbindung an die empirische Wirklichkeit des historischen Prozesses methodisch unerlässlich, die jene „Empirie aus zweiter Hand“ der Modernisierungstheorien korrigiert, ergänzt und erweitert. Die Konfrontation mit epochenspezifisch ausgewähltem empirischem Material (geeigneten historischen, ethnologischen bzw. soziologischen Fallstudien) nutzt diese als „Kritikwerkzeug“ für die Präzisierung und Erweiterung des unterlegten begrifflichen Rasters von Subsistenz wie auch für die Aussagen der Modernisierungstheorien. Die solchermaßen reflektierte universalgeschichtliche Theorie der Subsistenz erhebt damit den Anspruch, hinsichtlich bestimmter Strukturen Schlüssel zum Verständnis historischer Wirklichkeit zu sein, selbstverständlich aber nicht den, alle sozialen, ökonomischen und kulturellen Aspekte in ihrer Verflochtenheit zu behandeln, die in der Vielfalt der Subsistenzformen ausgemacht werden können. Die systematisierten Aussagen der Theoriestränge bieten – neben der umfänglichen Bearbeitbarkeit - weiterhin den Vorteil, die



Rolle der Subsistenz in diesen Theorien aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln *metatheoretisch* zu analysieren und ist damit präzise auf die methodische Grundstruktur der Arbeit ausgerichtet, die sich der Kritik, Zusammenführung und Erweiterung der bislang vereinzelt und auch z.T. ideologisierten Forschungsansätze zu einem neuen theoretischen Konzept mit universalgeschichtlicher Aussagekraft verpflichtet. Dabei ergibt sich eine Schwierigkeit der Analyse und Darstellung, die verschiedentlich auch scheinbare kleine Redundanzen unvermeidlich macht. Der erste und wichtigste theoretisch-disziplinäre Zugang ist die Soziale Ökologie bzw. Energiesystemtheorie. Die von diesem Erklärungsmuster zu Grunde gelegten Strukturen kehren auch im Bereich der technischen und sozialen Zusammenhänge wieder. Diese drei Bereiche – Soziale Ökologie, Technik und Soziales – als die drei Hauptfelder der Gliederung der vorliegenden Arbeit – bilden in der Wirklichkeit einen engen und sich gegenseitig bedingenden Zusammenhang, wie noch gezeigt wird. Wenn dieser Kontext zu Analyse- und Darstellungszwecken teilweise aufgetrennt werden muss, muss durch Querverweise und kurze, gezielte Rückbezüge auf bereits an anderer Stelle Erläutertes dennoch dieser Kontext im Hintergrund erkennbar bleiben. Bei der Auswertung der Theoriestränge ergibt sich dann eine weitere Schwierigkeit bzw. Gefahr: Begriffe wie „Modernisierung“ und „Entwicklung“ stehen bis heute im Mittelpunkt politischer Auseinandersetzungen, die dazu gehörigen Konzepte sind häufig mit politischen Wertsetzungen aufgeladen. Eine der Systematisierung vorangehende Trennung von stärker deskriptiven und politisch motivierten Positionen ist dennoch nicht sinnvoll. Die *Motivation* einer wissenschaftlichen Aussage steht weniger zur Debatte als ihr gerade bei Ideologieverdacht verstärkt zu prüfender Wahrheitsgehalt. Dieses gilt umso mehr, als die vorliegende geschichtswissenschaftliche Arbeit selbst beansprucht, Beitrag zu einer als notwendig erachteten Diskussion um die Zukunft der Industriegesellschaft zu sein und sich der damit verbundenen Gefahren der „Verzweckung“ von Wissenschaft bewusst ist.

Diese Gefahren, die den methodischen Zugang zur Universalgeschichte der Subsistenz betreffen, lassen sich jedoch auch als Chancen begreifen. Was der US-Entwicklungssoziologe David Lehmann über die Beschäftigung mit klassischen Entwicklungstheorien schrieb, gilt auch für die Auseinandersetzung mit universalgeschichtlichen Modernisierungstheorien:

„The creative potential of development studies arises precisely from those features [...] whose dangers I have insisted perhaps too much: the inescapable political involvement, the difficulty confining an analysis to one particular discipline, and the possibility it offers of comparative study and of extracting generalizations therefrom.“<sup>219</sup>

---

<sup>219</sup> Lehmann (1979), S. 5.

## **V. Merkmale der Subsistenz in universalgeschichtlicher Perspektive**

### **1. Sozial-ökologische Aspekte: Subsistenz als spezifischer Mensch-Natur-Austausch**

Das hier vorgestellte Modell des gesellschaftlich organisierten Mensch-Natur-Stoffwechsels (Sozialmetabolismus) ist ein konzeptionelles Kernstück der Sozialen Ökologie und der Umweltgeschichte, das als ein Bindeglied zwischen der sozial- und naturwissenschaftlichen Perspektive auf Ökonomie angesehen werden kann. Ich erweitere diese sozialökologische Perspektive um sachsystematisch übergeordnete Elemente, die das Verständnis des evolutionären Phänomens der Strukturbildung bzw. Komplexität vertiefen. So ist es hilfreich, bei einer Einschätzung des Mensch-Natur-Austausches und der damit einhergehenden biologischen, materiellen und auch kulturellen Strukturbildung auch deren system- und selbstorganisationstheoretische<sup>220</sup> Grundlagen zu berücksichtigen. Zunächst muss ich an dieser Stelle die zentralen Begriffe des Sozialmetabolismus bzw. der Material- und Energieflussanalyse sowie der naturwissenschaftlichen Systemtheorie kurz einführen und erläutern. Im darauffolgenden Abschnitt werden die sozialmetabolischen Strukturen dann in den spezifischen Kontext kultureller Evolution gerückt, bevor ich sie schließlich auf Subsistenzstrukturen, ihren Sozialmetabolismus und dessen Modifikationen in der Moderne beziehe. Dieses Vorgehen erscheint angesichts der weitreichenden Implikationen, die sich bereits auf der Ebene der theoretischen Grundlagen für Subsistenz als Problem der Strukturbildung ergeben, notwendig.

#### **1.1 Grundlagen des Mensch-Natur-Austausches: Evolutionäre Strukturbildung**

*„Die Natur ist der unorganische Leib des Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. Der Mensch lebt von der Natur, heißt: Die Natur ist sein Leib, mit dem er in beständigem Progress bleiben muss, um nicht zu sterben. Dass das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als dass die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur.“ [Hervorhebungen i.O.; C.B.]<sup>221</sup>*

*Karl Marx: Ökonomisch philosophische Manuskripte (1844)*

Gesellschaften dienen als „Mittel der Selbsterhaltung menschlicher Lebewesen in natürlichen Umwelten.“<sup>222</sup> Dabei stellt Ökonomie ein kollektives Mittel der „Selbsterhaltung“ und ein

---

<sup>220</sup> Zum Konzept der Selbstorganisation als natur- und sozialwissenschaftlichem Ansatz vgl. Krohn/Küppers (1990).

<sup>221</sup> Marx (1966) [1844], S. 80.

<sup>222</sup> Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer (1998), S. 15.

Subsystem des kulturellen Systems einer Gesellschaft dar.<sup>223</sup> Aus einer sozialökologischen Perspektive kann Ökonomie weiter als gesellschaftlich vermittelter stofflicher und energetischer Austausch des Menschen mit der ihn umgebenden Natur (Sozialmetabolismus) begriffen werden – auf den in unterschiedlichem Maß kulturelle, immateriell-symbolische Vorgänge zurückwirken.<sup>224</sup> Bei diesem Stoffwechsel, der Grundlage menschlicher Arbeit und gesellschaftlicher Reproduktion ist, handelt es sich um ein (teilweise irreversibles) Umsteuern von Stoff- und Energieströmen in anthropogen beeinflussten Lebensräumen.<sup>225</sup> Die Geschichte dieser sich wandelnden gesellschaftlichen Stoffwechselstrukturen als kulturelle und gesellschaftliche Geschichte bleibt jedoch gerade angesichts ihrer Ambivalenzen und Risikofolgen beständig eingebunden in die Geschichte der Atmo-, Litho-, Hydro- und Biosphäre sowie deren Evolution.<sup>226</sup> Grundlage aller menschlichen Ökonomie sind die Ressourcen, Kreisläufe, Selbststeuerungskapazitäten und die evolutionär hervorgebrachte physische, chemische und biologische Diversität der Erde. Ohne diese materiellen Voraussetzungen und Leistungen des Systems Erde gäbe es überhaupt keine evolutionären Spielräume für menschliche Entwicklung und kulturelle Entwicklung.<sup>227</sup>

Als permanenter menschlicher Eingriff in die evolutionär hervorgebrachte stoffliche und biologische Welt, der mittels gesellschaftlicher und technologischer Strukturen durchgeführt wird, stellt der Sozialmetabolismus, wie auch die menschlichen Gesellschaften selbst, ein

---

<sup>223</sup> Vgl. Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 11.

<sup>224</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>225</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 17f. und Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer (1998), S. 13ff.

<sup>226</sup> Vgl. z.B. ebd., S. 13. Dazu eine Anmerkung und ein Gedankenexperiment: 1. Der Begriff der „Geosphäre“ wird von den Soziologen a.a.O. falsch verwendet: Die Geosphäre stellt keine Untereinheit des Systems Erde, sondern die „gesamte globale Umwelt“ dar, zu der die Gesamtheit der anorganischen und organischen Strukturen der Erde (Atmo-, Litho-, Hydro- und Biosphäre) gehören; vgl. Strahler/Strahler (1999), S. 12f, 36. 2. Allen futuristischen Technologiemythen der Gegenwart zum Trotz bleibt die Nutzung der irdischen natürlichen Umwelt die Basis aller Ökonomie. Ein seit dem 20. Jahrhundert geläufiges Gedankenspiel mag dies verdeutlichen: Die Expansion in den Weltraum als Fortsetzung eines unbegrenzten Entwicklungs- und „Wachstums“-Pfades würde – wenn man dieses Argument einmal ernst nimmt – zwar eine immense Verlängerung und Vervielfachung von Stoff- und Energieflüssen bedeuten, eine „Kolonisierung“ weiterer Planeten bleibt aber prinzipiell an das Vorhandensein des einen (sogar weitergehend als heute intakten) Systems Erde als Grundlage gebunden, da sämtliche technischen Mittel und sonstige Produkte letztlich nur aus dem *begrenzten* stofflich-energetischen Ressourcen der Erde und ihrem biotischen Surplus bzw. nur in Wechselwirkung mit der irdischen Natur (langfristig verfügbare Energiequelle: Solarenergiesystem) bereitgestellt werden können. In dem Maße, in dem der technologische Aufwand (und damit, da kaum entkoppelbar) der gesamte Energie- und Stoffdurchfluss im System Erde erhöht würde, um in größerem Maßstab Basen außerhalb des Systems zu errichten, würde von der natürlichen Umwelt eine noch ungleich erhöhte ökologische Pufferleistung (Emissionen, Entropieerzeugung) verlangt werden – was wiederum durch die vorangegangenen industriell-technologischen Entwicklungsschritte weitgehend verunmöglicht würde. Eine Kolonisierung des Weltraums ist daher buchstäblich Science-Fiction, es sei denn es fände sich unter Milliarden Sternen ein energetisch-stofflich kompatibles und ökologisch belastbares System und die Überbrückung der Distanz wäre von ihren Voraussetzungen und Auswirkungen bezüglich des Systems Erde minimal. Versuche, ein „verpflanzbares“ erdähnliches System herzustellen („Biosphäre 2“, Arizona/USA) sind nicht zufällig an ähnlichen Widersprüchen gescheitert.

<sup>227</sup> Vgl. Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 24f.

jeweils unterschiedlich modelliertes kulturelles *Artefakt*<sup>228</sup> dar. In diesem Sinne ist der jeweilige Sozialmetabolismus ein Ergebnis kultureller Evolution,<sup>229</sup> die als Emergenzerscheinung wiederum auf den Evolutionsstufen physikalischer, chemischer und biologischer Evolution aufbaut<sup>230</sup> (auch wenn sie sich hinsichtlich ihrer Freiheitsgrade und ihres Veränderungspotentials bedeutend von diesen Stufen unterscheidet,<sup>231</sup> wie ich im nächsten Abschnitt noch zeigen werde).

Die Notwendigkeit des Eingriffs in die belebte und unbelebte Natur steht immer in einem Spannungsverhältnis zur Angewiesenheit auf die Natur, deren biologische, chemische und physische Komplexität diese Eingriffe zulassen und abfedern soll, so dass es nicht zur Selbstunterminierung kommt. Für eine Untersuchung des subsistenten und industriellen Sozialmetabolismus ist es wichtig, dieses evolutionäre „Hinterland“ der menschlichen Ökonomien auch unter struktur- und selbstorganisationstheoretischen Gesichtspunkten zu betrachten. Aus dieser Perspektive ist die Erde ein für bestimmte Energieflüsse offenes und daher instabiles, allerdings operational weitgehend geschlossenes (und daher sich durch Rückkopplungen selbst wieder stabilisierendes) Großsystem.<sup>232</sup> Dieses Großsystem erhält solare Energie von außen, absorbiert ein durch evolutionär entwickelte Selbststeuerungsprozesse bestimmtes Quantum davon und gibt umgewandelte Energie (Entropie, d.h. den Anteil nicht rückgewinnbarer Energieformen und energetisch nicht mehr nutzbarer Materie von niedriger Komplexität) in sogenannten „Senken“ wieder ab, z.B. als Wärmestrahlung ins Weltall. Das im System wirksame Energiequantum zerfließt („dissipiert“<sup>233</sup>), indem es entsprechend der Unumkehrbarkeit der thermodynamischen

---

<sup>228</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 29, der von „eine[r] Art Instrument“ spricht.

<sup>229</sup> Kulturelle Evolution kann als Begriff für die miteinander verzahnten Entwicklungen im kognitiven, ökonomisch-technischen und politischen gesellschaftlichen Subsystem verwendet werden, vgl.

Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 11.

<sup>230</sup> Vgl. ebd., S. 8ff.

<sup>231</sup> Hier würde ich mich Gould (1999), S. 268f. anschließen, der den Terminus „kulturelle Evolution“ aus eben diesen Gründen allerdings völlig verwirft und die Entwicklung kultureller Formen etc. als „lamarckistische“, weitgehend verselbständigte Suche ansieht. Meines Erachtens übersieht er aber, dass bei allen Unterschieden (auch hinsichtlich der Mechanismen dieser Prozesse), die Kontinuität evolutionärer Prinzipien spätestens dort aufscheint, wo kulturelle Evolution mit den Eingriffen in vorangegangene Evolutionsstufen tendenziell auch die Komplexität der kulturellen Ebene gefährdet. Kulturelle Komplexität baut auf und bleibt gebunden an die evolutionär „bewährte“ Komplexität der chemischen und biologischen Ebene. Die Suche nach lebensfähigen Formen des sozialen und kulturellen Lebens kann im Anschluss an Kafka (1994) sehr wohl als evolutionäre Suchbewegung verstanden werden.

<sup>232</sup> Diese operationale Geschlossenheit dieses Systems bezieht sich auf die Selbststeuerungsfähigkeit des Ganzen, was sich besonders auch bei erheblichen Störungen von außen (z.B. Schwankungen der Strahlungsintensität der Sonne, Impakte etc.) zeigt: Die Schwankungen führen keineswegs zum Absturz des Systems in maximale Entropie, sondern es wird nach und nach ein neuer dynamischer Attraktor gefunden, der das Systemverhalten stabilisiert.

<sup>233</sup> Zum Begriff der Dissipation vgl. Wiersing (2007), S. 823ff.

Prozesse<sup>234</sup> von einem höheren Energieniveau zu einem niedrigeren übergeht. Ein kleiner Teil der Energieformen dieses Stroms wird dabei in chemischen Verbindungen und Organismen zeitweilig gespeichert, indem diese Materie und Energie aus dem Entropiestrom ihrer jeweiligen Umwelt entnehmen und zum Aufbau zunehmend komplexer und stabiler Strukturen verwenden. Diese Selbstorganisation der Materie und des Lebens auf der Erde nutzt also den vorherrschenden Energie- und Materiefluss des thermodynamischen Attraktors und damit des Struktur- und Energieverlusts in Annäherung an einen fernen totalen Gleichgewichtszustand gerade zu dessen Gegenteil, d.h. zum Aufbau *wachsender* Komplexität, die sich im Fließgleichgewicht auf einem immer höheren Organisationsgrad fortlaufend *selbst* stabilisiert. Das bedeutet: Komplexe physische, chemische und biologische Strukturen, die die materiell-energetische Grundlage des Sozialmetabolismus bilden, sind grundsätzlich *unwahrscheinlich* und – das gilt hauptsächlich für die belebte Natur – entsprechend ihrer Offenheit für Energiedurchfluss *instabil*.<sup>235</sup> Sie können (und „müssen“) sich daher im Fließgleichgewicht durch Selbstorganisationsprozesse und Prozesse der Koevolution mit anderen Strukturen stabilisieren und durch evolutionäre Komplexitätszuwächse potentiell destruktive große Energiequanten binden.<sup>236</sup> Diese Komplexitätszuwächse können sich gegen den thermodynamischen Attraktor des Energie- und Strukturverlustes nur durchsetzen, indem sie nach den Prinzipien der „Vielfalt und Gemächlichkeit“<sup>237</sup> erfolgen: Bewährte strukturbildende Attraktoren (Gestaltmöglichkeiten), die den Stoff- und Energiedurchfluss „bremsen“ und in vielfältige, kleinräumig den lokalen Bedingungen angepasste Strukturen umsetzen, werden stabilisiert; spontane Veränderungen bleiben hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Geschwindigkeit derart begrenzt, dass sie die bereits bestehenden evolutionär erfolgreichen Strukturen nicht antasten.<sup>238</sup> Die evolutionär wachsende Strukturkomplexität ist dabei stets als eine in der *Gesamtheit* der Natur langsam wachsende Komplexität zu sehen: Zwar nimmt in Teilbereichen, etwa der biologischen Vielfalt, die Komplexität *auch* durch „Höherentwicklung“ *einzelner Arten* zu (Beispiel:

---

<sup>234</sup> Zum Hintergrund des Entropiebegriffs vgl. die Hauptsätze der Thermodynamik, etwa bei Weizsäcker/Juilfs (1958), S. 35ff.

<sup>235</sup> Um Missverständnisse zu vermeiden: Instabilität ist hier als naturwissenschaftliche Zustandsbeschreibung der begrenzten Offenheit für Fluktuationen und Strukturveränderungen gemeint; Maßstab dabei ist der Ausnahmecharakter von Strukturen im Vergleich mit dem thermodynamischen Gleichgewichtszustand, d.h. des stabilen Gleichgewichts von Energie und Materie bei minimierter Komplexität. Im Kontext sozialer und *kultureller* Strukturen nun von *Stabilität* zu sprechen, wie ich es weiter unten tun werde, ist nicht ganz dasselbe: Kulturelle Stabilität beinhaltet durchaus Offenheit für geringfügige Veränderungen der Struktur, nur werden dabei Grundstrukturen (z.B. des Stoffwechsels mit der Natur) nicht angetastet. Kulturelle Instabilität wiederum ist eher Symptom der Annäherung an den thermodynamischen Attraktor.

<sup>236</sup> Zu den naturwissenschaftlichen und systemtheoretischen Grundlagen von Strukturkomplexität vgl. Wiersing (2007), S. 816ff.

<sup>237</sup> Kafka (1994), S. 11.

<sup>238</sup> Vgl. ebd., S. 66ff., 81ff.

Meeressäuger, Primaten, Übergangsfeld zur kulturellen Evolution), doch in naturgeschichtlicher Perspektive scheint es weitaus wichtiger zu sein, dass auch sehr einfache Lebensformen (z.B. Bakterien, Algen etc.) bei geringer und z.T. über weite Perioden der biologischen Evolution hinweg stagnierender Strukturkomplexität ihrer jeweiligen Art über die Schiene wechselseitiger ökologischer Beziehungen und Beeinflussungen der unbelebten Natur zu einer höheren Komplexität und „flexiblen Stabilität“ des Gesamtsystems Erde beitragen.<sup>239</sup>

Eine Steigerung der evolutionären Innovationsgeschwindigkeit und das Setzen auf monolithische Gestaltmöglichkeiten liefe dagegen unvermeidlich auf eine Steigerung der Entropieerzeugung und einen Verlust stabiler Strukturvielfalt hinaus. Das „Zappeln im Raum der Möglichkeiten“<sup>240</sup> geht beispielsweise im Bereich der Biologie in der Regel den Weg genetischer Mutation und Selektion, wobei die Anzahl und Reichweite neuartiger Strukturen begrenzt bleiben. Hochriskant, weil potentiell weite Teile der erreichten Komplexität destabilisierend, wären dagegen alle Umstrukturierungen, die die bereits in früheren Evolutionsstufen aufgebauten Basisstrukturen von Neuem in Frage stellen, indem sie etwa den zu Grunde gelegten Attraktor des biochemischen genetischen Codes verlassen würden, der sich seit der Frühphase des Lebens auf der Erde als lebensfähig und stabil erwiesen hat.<sup>241</sup> Dass sich die Biodiversität vor Einsetzen des anthropogenen Ökozids auf ihrem naturgeschichtlichen „Höchststand“ befand,<sup>242</sup> unterstreicht Wirksamkeit und Erfolg dieser evolutionären Prinzipien.

Eine Auflösung und Innovierung der physisch-chemischen und biologischen Basisstrukturen des menschlichen Stoffwechsels mit der Natur ist nur mit gesteigertem Energiedurchfluss möglich, der aber stets mit zumindest vorübergehendem Komplexitätsverlust verbunden ist. Bei weiterer Ausweitung und Vertiefung des Innovationsprozesses und des damit verknüpften Energiedurchflusses droht aus systemtheoretisch-evolutionärer Sicht ein „Abrutschen“ übergeordneter systemischer Einheiten: In dem Maße, in dem Basisstrukturen aufgelöst werden, geraten (ko-)evolutionär und durch Selbstorganisationsprozesse entwickelte, darauf aufbauende Strukturen (Organismen, ökologische Beziehungen, Habitate) aus dem

---

<sup>239</sup> So argumentiert etwa Gould (2002), S. 173, gegen Darwins biologisch-gesellschaftlichen Fortschrittsbegriff, wonach „die natürliche Zuchtwahl nur durch und für das Gute jedes Wesens wirkt, so [dass] alle körperlichen und geistigen Begabungen der Vollkommenheit zustreben.“ Nach Gould gibt es in der Evolution eine Entwicklung zu lokaler Anpassung, die bei erreichtem Optimum stagnieren kann; vgl. ebd.: S. 167ff.

<sup>240</sup> Kafka (1994), S. 136.

<sup>241</sup> Das heißt nicht, dass derartige katastrophale Sprünge prinzipiell ausgeschlossen sind. So hat die biologische Evolution in der Frühphase des Lebens z.B. den Übergang zum sauerstoffproduzierenden Stoffwechsel der Cyanobakterien (Blualgen) vor 2,5 Milliarden Jahren vollzogen, der über die Veränderung der Gaszusammensetzung der Atmosphäre massiv die Lebensbedingungen anderer früher Lebensformen veränderte.

<sup>242</sup> Vgl. Wilson (1996), S. 225ff., besonders S. 234.

Fließgleichgewicht, werden aus den aufgelösten Strukturen weitere Energieströme freigesetzt, nimmt mit der kleinräumig angepassten Komplexität die Stabilität des Gesamtsystems ab, wird der Attraktor der Entropiemaximierung stärker.

Bezogen auf menschliche Ökonomien bedeutet dies: Dass der Mensch überhaupt ein geeignetes energetisch-materielles Substrat für seine Ökonomien vorfindet, ist von einer ganzen Reihe evolutionärer Voraussetzungen abhängig. So haben strukturelle Selbstorganisationsprozesse von Systemen auf der Erde in langsamen und vielfältigen Suchbewegungen eine höchst komplexe natürliche Umwelt mit einem Netz von koevolutionären Abhängigkeiten und wechselseitigen Selbststeuerungen und Stabilisierungen hervorgebracht, die menschliche Eingriffe in Form von umgesteuerten Stoff- und Energieströmen und verstärkter Entropieerzeugung zu kompensieren vermögen. Damit kommt der Ausgestaltung des Artefakts Sozialmetabolismus im Zuge der kulturellen Evolution größte Bedeutung zu: Inwiefern erhält oder schädigt der gesellschaftlich vermittelte Stoffwechsel des Menschen mit der Natur diese Grundlagen der menschlichen Ökonomie? Und welche Mechanismen der kulturellen Evolution sind dafür ausschlaggebend?

## **1.2 Sozialmetabolismus und kulturelle Evolution: Anpassungen und Freiheitsgrade zwischen natürlicher und sozialer Umwelt**

Menschliche Gesellschaften schalten sich über das Artefakt des Sozialmetabolismus in Stoff- und Energieflüsse der Natur ein und schaffen damit die Grundlage ihrer jeweiligen Ökonomie:

„[Menschliche Gesellschaften] extrahieren Rohstoffe, verarbeiten sie zu Nahrungsmitteln und anderen Produkten, konservieren diese in Form von Gebäuden, technischen Infrastrukturen und langlebigen Gütern und geben sie schließlich am Ende der Extraktions-, Produktions-, Distributions- und Konsumkette mit einer gewissen Zeitverzögerung in Form von Emissionen und Abfällen wieder an die Natur ab. Dazu benötigen sie mehr oder weniger große Mengen an Energie, die sie ebenfalls den natürlichen Systemen entnehmen und schließlich in Form von Abwärme wieder in die natürliche Umwelt entlassen.“<sup>243</sup>

Der Sozialmetabolismus ist das Artefakt, mit dem der Mensch eine „Nischenkonstruktion“<sup>244</sup> im Gesamtsystem der Natur vornimmt, sei sie nun vom Modus der Wildbeute, agrar- oder industriegesellschaftlich geprägt. Diese Nischenkonstruktion erfolgt durch technisch und arbeitsorganisatorisch strukturierte Eingriffe in die Natur. Die Manipulation der natürlichen Umwelt durch Organismen ist zwar keine spezifisch menschliche Eigenschaft,<sup>245</sup> dennoch liegt es auf der Hand, dass sich die vom Menschen geschaffene, artifizielle „Nische“ vor dem

---

<sup>243</sup> Siefert/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 11.

<sup>244</sup> Ebd., S. 8.

<sup>245</sup> Vgl. ebd., S. 8.

Hintergrund evolutionärer Kategorien qualitativ und quantitativ einzigartig abhebt. Die Reichweite und Durchdringungstiefe, die im Vergleich zur biologischen Evolution erheblich beschleunigte Innovation und Formenbildung, mehr noch aber die möglichen Folgen und sich teilweise verselbständigenden Nebenfolgen der menschlichen „Nischenkonstruktion“ sind naturgeschichtlich singulär.

Mit der ersten prähistorischen „Nischenkonstruktion“ des Menschen beginnt unmittelbar die kulturelle Evolution, die auf der biologischen Evolution aufbaut, sich aber zugleich teilweise von ihr löst, z.B. im Bereich der immateriellen Kulturgüter nicht mehr vollständig Teil natürlicher Regelkreise und Selbstorganisationsprozesse ist. Der Eingriff des Menschen in die Natur modelliert Teile ihres evolutionär hervorgebrachten Arrangements nach seinen Bedürfnissen neu – was folgt, ist „trial and order“. Die Dynamik der kulturellen Evolution, die Sozialmetabolismen und darauf aufbauende kulturelle Strukturen hervorbringt, ist ein offener Prozess: Evolutionärer Erfolg wie auch Scheitern von Kulturen und Populationen sind als Möglichkeiten darin enthalten. Die gemächliche Wandelbarkeit der oberflächlichen materiellen wie immateriellen kulturellen Formen wie auch die evolutionär sehr viel seltenere Veränderung grundlegender Strukturmerkmale (etwa des Sozialmetabolismus) zeigen, dass es sich in einem bestimmten Sinne um *instabile*, für strukturelle Anpassungen offene Gebilde handelt, bei denen – wie auch im naturwissenschaftlich erfassbaren Bereich der Evolution - Grundstrukturen (z.B. des Stoffwechsels mit der Natur) meist nicht angetastet werden. Hier bildet die Moderne eine Ausnahme: Die Instabilität vieler gesellschaftlicher und kultureller Formen in der Moderne kann aus dieser Sichtweise als Symptom der riskanten Annäherung an den thermodynamischen Attraktor gewertet werden.<sup>246</sup> Diese Interpretation der Moderne verweist noch auf einen weiteren Gesichtspunkt: Neben dem schöpferisch-produktiven Aufbau von Komplexität durch kulturelle Selbstorganisationsprozesse enthält die kulturelle Evolution auch die Möglichkeit zu deren Zerstörung; neben dem Aufbau kultureller Vielfalt auf der Basis kleinräumig angepasster Biokonversion steht der selbstunterminierende Ökozid und die destruktive Unterwerfung von Menschen unter verselbständigte gesellschaftliche und ökonomisch-technologische Zwänge.

In der schlichten Existenz durch Menschen organisierter Stoff- und Energieströme kann die Wurzel dieser Ambivalenz aber noch nicht ausgemacht werden. Die Produktionsketten menschlicher Ökonomie sind zwar, wie im vorangegangenen Abschnitt angemerkt wurde, von der Regeneration der durch menschliche Eingriffe abgebauten natürlichen Komplexität (besonders biologische Komplexität) abhängig, doch dabei keinesfalls per se zur

---

<sup>246</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 15.



sozialökologischen (Selbst-)Destruktion determiniert. In den gesellschaftlich gesteuerten Stoff- und Energieströmen wird einerseits Entropieerzeugung verstärkt, doch stehen dafür auch bis zu einem gewissen Maß Senken bereit. Das Gesamtsystem Erde wird daher zunächst kaum von den räumlich begrenzten einzelnen Kulturen beeinflusst. Zugleich ist in den Prozessen der Biokonversion, Produktion und kulturellen Tätigkeit auch der koevolutionäre Aufbau von materieller und immaterieller Komplexität enthalten (z.B. agrikulturelle Biodiversität, kulturelle Traditionen im Sinne von nicht bewusst gewählten, überlieferten Verhaltensweisen, traditionelle Wissenssysteme). Diese Komplexität stabilisiert sich und ihr Verhältnis zur Natur in der Regel selbst. Eine allgemeine Tendenz zur Selbstunterminierung lässt sich hier nicht ausmachen.

Um zu verstehen, in welcher Weise der Sozialmetabolismus und die darauf aufbauenden Ökonomien und Gesellschaften zur Selbstzerstörung neigen können, ist es in dieser theoretischen Untersuchung wichtig, Sozialmetabolismen nicht nur als selbstorganisations-theoretische Attraktoren zu begreifen, sondern ihre Strukturen auch als konkrete Bestandteile historischer Gesellschaften zu erfassen, die sich in der materiellen Struktur des Alltagslebens vergegenständlichen, jener „Gesamtheit der Tätigkeiten der Individuen zu ihrer Reproduktion, welche jeweils die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Reproduktion schaffen“<sup>247</sup>, wie es die Philosophin Agnes Heller formulierte. Das bedeutet, dass der soziale Rahmen und seine Zwänge, unter denen der Austausch mit der Natur stattfindet, bei der Klärung destruktiver Entwicklungen des Sozialmetabolismus zu berücksichtigen ist. Aus diesem Grund ist hier auch eine entweder rein „naturalistische“ oder „kulturalistische“ Sicht auf das Mensch-Natur-Verhältnis unangebracht: Weder aus einer Sichtweise, die die kulturelle Evolution und ihre Prinzipien komplett in Analogie zur biologischen Entwicklung (Sicherung des Überlebens, Anpassung, Verfügbarkeit von Ressourcen) sieht, noch aus einer verengten Betrachtung der kulturellen Eigendynamik (etwa der Zwänge von Arbeitsorganisation und Technik) heraus<sup>248</sup> sind die jeweiligen Kernstrukturen menschlicher Ökonomie verständlich. Entscheidende Bedeutung kommt vielmehr der Analyse der Wechselwirkung beider Bereiche zu.

So ist es bedeutsam, die kulturelle Evolution noch stärker von den vorangegangenen Evolutionsprozessen und ihren Wirkungsweisen abzugrenzen: Immerhin handelt es sich nicht um einen Prozess bewusstloser, genetisch häufig weitgehend festgelegter Natur, sondern um eine historische Bewegung von reflexions- und anpassungsfähigen Individuen und Gruppen, die im Rahmen einer artifiziellen historischen sozialen Umwelt ihre Entscheidungen treffen.

---

<sup>247</sup> Heller (1978), S. 24.

<sup>248</sup> Vgl. zur Darstellung dieser beiden Perspektiven Eder (1988), S. 27f.

Wie kann eine kulturell entwickelte Population sich für die Selbstunterminierung entscheiden? Wie sich zeigen wird, liegt genau in diesem scheinbaren Paradoxon ein Schlüssel zum Verständnis der Ambivalenz kultureller Evolution.

Sozialmetabolische Strukturen dienen der „Kolonisierung der Natur“<sup>249</sup> und konkretisieren sich universalgeschichtlich in der materiellen Kultur. Zugleich ist diese materielle Kultur jedoch auch Ausdruck eines Rückkopplungsprozesses. Die soziale Umwelt, die eine Kultur ausbildet, wirkt auf diese zurück. Der Prähistoriker V. Gordon Childe schrieb:

„Eine Kultur ist der beständige materielle Ausdruck einer funktionellen Anpassung an eine Umwelt, der menschlichen ebenso wie der landschaftlich gegebenen, durch die eine Gesellschaft sich am Leben erhält und entwickelt.“<sup>250</sup>

So ist zu beobachten, dass in vielen Agrargesellschaften eine unterschwellige Entwicklungsdynamik durch den „unauflösbare[n] funktionale[n] Zusammenhang“ zwischen „Bevölkerungswachstum und (technischer) Ausweitung der ökologischen Nische“<sup>251</sup> entsteht. Arbeitsintensive Landwirtschaft erfordert mehr Arbeitskräfte pro Fläche, wozu die Agrarproduktion die nötigen Nahrungsmittel etc. liefert. Vormoderne Agrargesellschaften erzeugen gerade durch ihren evolutionären Erfolg (begründet auf die größere Fertilität und geringere Geburtenkontrolle<sup>252</sup>) nicht selten eine Reihe von sozialen und ökologischen Folgeproblemen: Sie können von Fall zu Fall gezwungen sein, Innovationen vorzunehmen, die ihre bereits erreichte kulturelle Strukturkomplexität und die Regenerationsfähigkeit der natürlichen Umwelt gefährden. In dem Maße, in dem sie etwa Überschüsse produzieren und speichern müssen, können sie z.B. ins Visier von herrschaftlichen Prädatoren geraten („Prämie auf Plünderung“<sup>253</sup>) und gesellschaftliche Ungleichheit und Verteilungskonflikte<sup>254</sup> provozieren. Die Verdichtung des Zusammenlebens in größeren Siedlungen führt zur Ausbreitung von Epidemien und Zoonosen.<sup>255</sup> Siefertle räumt in diesem Zusammenhang aber selbst ein, dass „es vielen Agrargesellschaften gelang, die Instabilitäten, die sich aus diesen Prozessen ergaben, institutionell zu bändigen.“<sup>256</sup>

Folglich ist es sinnvoll, den Sozialmetabolismus in seiner jeweiligen Ausgestaltung als vermittelnde Instanz zwischen sozialer und natürlicher Umwelt zu fassen, gewissermaßen einen materialisierten „Kompromiss“ zwischen den Anforderungen zweier

---

<sup>249</sup> Siefertle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 7.

<sup>250</sup> Childe (1975), S. 27.

<sup>251</sup> Siefertle (1982), S. 54.

<sup>252</sup> Ebd., S. 22 und 52f.

<sup>253</sup> Siefertle (2003), S. 24

<sup>254</sup> Vgl. Siefertle (1982), S. 55.

<sup>255</sup> Vgl. ebd. (1982), S. 52.

<sup>256</sup> Ebd. (1982), S. 55.

Evolutionsbereiche.<sup>257</sup> Die Transformation des Sozialmetabolismus ist entsprechend nicht losgelöst von Veränderungen der natürlichen und sozialen Umwelt zu sehen: Gesellschaftliche Modifikationen des Stoffwechsels mit der Natur können Ergebnis sozialer wie natürlicher Veränderungen sein.

Der sozialökologischen Analyse erschließt sich die Transformation eines sozialmetabolischen Systems zunächst über die Untersuchung ihrer materiellen Konkretionen, die auf die dahinter stehenden Stoff- und Energieflüsse vor und nach der Veränderung verweisen:

„Beschreibt man die Transformation in physisch-energetischen Begriffen, so gewinnt sie an Eindeutigkeit, d.h. es wird klar, dass es sich um einen fundamentalen Wandel der Beziehungen der Gesellschaft zu ihrer natürlichen Umwelt handelt [...].“<sup>258</sup>

Am Vorabend der Industriellen Revolution existierten weltweit ausdifferenzierte agrargesellschaftliche (und zu einem geringen Teil auch wildbeuterische) Gesellschaften nebeneinander, die im Wesentlichen ein sozialmetabolisches Muster teilten, das der (im Falle der Bauern und Hirten „kontrollierten“, im Falle der Wildbeuter: „unkontrollierten“) „Solarenergieflüsse“.<sup>259</sup> Als fundamentaler Attraktor menschlicher Existenz steht der Sozialmetabolismus der Jäger und Sammler neben dem der Ackerbauern, Viehzüchter und Hirten. Beide Gestaltungsmöglichkeiten besitzen bereits gewisse Freiheitsgrade, die dem vorangegangenen „basale[n] Metabolismus“<sup>260</sup> des Tier-Mensch-Übergangsfeldes fehlen. In beiden sozialmetabolischen Regimes ist eine beschränkte Emanzipation von den unmittelbaren Zwängen der Natur zu beobachten, die einen Raum für die Entfaltung kognitiver, sprachlicher und symbolischer Komplexität und damit auch menschlicher Entscheidungsfreiheit öffnete. Diese Freiheitsgrade der kulturellen Evolution bewirken in Verbindung mit den spezifischen Anpassungszwängen der natürlichen Umwelt vor Ort, dass sich eine „Pluralität der Kulturen“<sup>261</sup> herausbilden kann, die aber im Kern die gleichen sozialmetabolischen Merkmale aufweisen.

Die Suche nach den Gründen dieser unterschwelligeren Eigendynamik kultureller Evolution führt zu dem Umstand, dass die auf dem sozialmetabolischen Hauptattraktor aufbauenden kulturellen Systeme einen „Doppelcharakter“ aufweisen:

„Sie wirken im Sinne der Kommunikation und Isolation zugleich, der Herstellung von Gemeinschaft und der Abgrenzung von Fremden, der Tradition und Innovation, der Beschleunigung und Verstetigung.“<sup>262</sup>

---

<sup>257</sup> Sieferle (1997a), S. 213 spricht in diesem Kontext von der vormodernen „Einbettung von Natur und Kultur“.

<sup>258</sup> Sieferle (2003), S. 30.

<sup>259</sup> Ebd., S. 17.

<sup>260</sup> Ebd., S. 18.

<sup>261</sup> Sieferle (1997b), S. 47.

<sup>262</sup> Sieferle (1997b), S. 47.

Die Ausbildung kultureller Strukturen erfolgt daher nicht nur durch die Anpassung an die natürliche Umwelt und den Austausch mit umgebenden Kulturen – abstrakt gesagt also durch die Aufnahme und Speicherung von bestimmten Informationen – sie wird ebenso in unterschiedlichem Maße durch selbstreferentielle Prozesse bestimmt, d.h. Prozesse, die den Informationsaustausch mit der Umgebung beschränken und kulturelle Verständigungsprozesse in sich zurückkoppeln. Die Selbstreferenz geht von den vielfältigen kulturellen Aktivitäten der jeweiligen menschlichen Populationen aus, die ihre kulturelle Strukturkomplexität und Identität durch aktive Isolation, Rekursivität und begrenzten Austausch<sup>263</sup> schaffen und stabilisieren – im Gegensatz zur biologischen Evolution entstehen Variationen und Komplexität folglich nicht nur zufällig (als Mutation oder geographische Isolierung).<sup>264</sup> Soziale, sprachliche, kognitive und symbolische Systeme sind daher in der Regel zwar *auch* in funktionaler Sichtweise ein Speicher und Medium des Wissens über die lokale natürliche Umwelt und ihre Nutzung,<sup>265</sup> lassen sich aber keinesfalls auf diese Funktionalität als „Werkzeug“ reduzieren. Die kulturelle Evolution ist mehr als der „materielle Ausdruck einer funktionellen Anpassung an eine Umwelt“ Childes, sondern zugleich selbst ein Freiraum, in dem das „Zappeln im Raum der Möglichkeiten“ u.a. Ästhetik, Ideen, Normen und gesellschaftliche Selbstreflexion hervorbringt, die auch unabhängig von den unmittelbaren Notwendigkeiten des Überlebens stehen können.

Diese kulturelle „Eigendynamik“ hat jedoch auch einen ausgesprochen gefährlichen Aspekt – und damit wird unmittelbar die Frage nach der ökologischen und sozialen Zukunftsfähigkeit kultureller Strukturen angeschnitten: Wo sich die kulturelle Evolution „blind“ in den Zwängen ihrer eigenen Selbstreferenz verstrickt, kann z.B. eine komplexe soziale Umwelt mit kulturellen, politischen und ökonomischen Abhängigkeiten und Zwängen dazu tendieren „weniger Lösung von Problemen in Anpassung an die natürliche Umwelt als an die – selbstgeschaffene – soziale Umwelt“<sup>266</sup> zu sein. Mit anderen Worten: Die soziale Umwelt wird buchstäblich zur *strukturbestimmenden* „zweiten Natur“. Das *kann* dazu führen, dass die soziale Umwelt...

- extreme Anpassungsleistungen der Individuen und der gesellschaftlichen Institutionen einfordert (vgl. die moderne „Dialektik der Aufklärung“<sup>267</sup>),

---

<sup>263</sup> In der Vormoderne bspw. durch Wanderungsbewegungen, Fernhandel und Eroberungen, vgl. Sieferle (2003), S. 26.

<sup>264</sup> Vgl. Sieferle (1997b), S. 47.

<sup>265</sup> Vgl. Hawthorne (2003), Stüben (1994)/Stüben (1995). Radkau (2002), S. 52, spricht auch von „schweigenden Wissen“ als „ungeschriebene[m] Erfahrungs- und Traditionswissen“.

<sup>266</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 10.

<sup>267</sup> Horkheimer/Adorno (1969) [1944], Buchtitel.

- ihre kulturellen Strukturinnovationen beschleunigt, ohne ausreichende Zeit zur Erprobung und Stabilisierung zu geben („blinde“ Entwicklung, evolutionäre „Einfalt und Raserei“<sup>268</sup>),
- durch Expansion und Verdrängung alternativer kultureller Modelle monolithische Züge entwickelt,<sup>269</sup> die eine tendenziell steigende Zahl von Populationen mit steigenden Überlebensrisiken konfrontiert und das dominierende Modell parallel zunehmend seiner Alternativen beraubt,
- ihre „Kolonisierung der Natur“ so weit ausdehnt, dass die Komplexität und Stabilität des übergeordneten Systems bzw. des Gesamtsystems krisenhaft abnimmt.

Aus dieser Dynamik heraus kann der Verlauf der kulturellen Evolution zum *Abbau* der zuvor geschaffenen kulturellen Komplexität beitragen und in Verbindung mit der Vernichtung biologischer Komplexität letztlich sogar jene „adaptive Grenze, wo es um das Überleben des Phänotyps geht“<sup>270</sup> überschreiten – gerade wenn die natürliche Umgebung ökologisch ohnehin fragil ist und Schwankungen der natürlichen Umwelt (z.B. Klima) hinzukommen. Soziale Umwelten können in diesem Sinne die ohnehin häufig von Krisen, Komplexitätsverlusten und unterschwelliger Spannungen (Bevölkerungsdruck im Zusammenhang mit technisch-energetischer „Ausgereiztheit“ des Energiesystems,<sup>271</sup> exogene Krisen) begleitete „Kolonisierung der Natur“<sup>272</sup> in destruktive Bahnen lenken. Siefertle stellte beispielsweise mit Blick auf die Herrschaftsapparate agrarischer Zivilisationen als zentralen Bestandteil der sozialen Umwelt bereits fest:

„Das soziale Prädatorientum, das sich in allen komplexen Agrargesellschaften findet, bildete eine starre Belastung, die die Anpassungsmöglichkeiten der Bevölkerung an Umweltschwankungen eher reduzierte.“<sup>273</sup>

---

<sup>268</sup> Kafka (1994), S. 11.

<sup>269</sup> Vgl. Siefertle (1997b), S. 53.

<sup>270</sup> Siefertle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 12.

<sup>271</sup> Vgl. Siefertle (1982), S. 54f.

<sup>272</sup> Neuere Forschungen zu den Auswirkungen vormoderner Landwirtschaft auf das globale Klima auf der Basis von Computermodellen, z.B. Pongratz/Reick (2009), kommen beispielsweise zu dem Ergebnis, dass bereits zwischen 800 und 1850 weltweit durch Eingriffe in die Vegetation Kohlenstoff in Quantitäten freigesetzt wurde, die erst ab ca. 1950 anteilig von der Emission durch Verbrennung fossiler Energieträger übertroffen wurde. Die damit bewirkten Klimaveränderungen blieben aber regional und lokal begrenzt. Zur vormodernen Ökodesruktivität siehe vor allem die mutmaßlich durch Wildbeute massiv dezimierte Biodiversität zum Zeitpunkt ihrer jeweiligen Landnahme auf den verschiedenen Kontinenten, vgl. Wilson (2002), S. 118ff und Wilson (1995), S. 308f. Hier sind möglicherweise Eingriffe in Ökosysteme zu Zeitpunkten erfolgt, als die Ökosysteme durch Klimaerwärmung und Veränderungen der Vegetation (Landnahme fällt z.T. mit Ende der letzten Eiszeit zusammen) ohnehin sensibilisiert waren. Auch können kulturelle Anpassungen der Wildbeute in einer neuen Situation (neues oder gewandeltes Ökosystem, teils in Verbindung mit fehlender Koevolution und mitgebrachten Krankheitserregern verhängnisvoll wirken. Zu diesem Problem vgl. auch Wilson (2002), S. 125ff. und Barnowsky (1989).

<sup>273</sup> Siefertle (2003), S. 23.

Wenn Sozialmetabolismen als jeweilige Folge eines Konglomerats prozessierender, teils widersprüchlicher und selbstbezüglich rückgekoppelter sozialer und ökologischer Anpassungszwänge angesehen werden können, können diese entsprechend von historischem Fallbeispiel zu Fallbeispiel auch zu ganz unterschiedlichen Resultaten bezüglich sozialer und ökologischer Destruktivität führen.<sup>274</sup> Jared Diamond benannte in seinen „Kollaps“-Studien zur ökologischen Selbstunterminierung von historischen Gesellschaften genau diesen Punkt. Wie reagiert eine Gesellschaft, wenn die Anforderungen der *sozialen* Umwelt den Austausch mit der *natürlichen* Umwelt zur „evolutionären Sackgasse“ geraten lassen?

„Die Reaktionen einer Gesellschaft erwachsen aus ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Institutionen sowie aus ihren kulturellen Werten. Diese Institutionen und Werte haben Einfluss darauf, ob die Gesellschaft ihre Probleme lösen kann (oder überhaupt zu lösen versucht).“<sup>275</sup>

Das evolutionär erreichte Komplexitätsniveau kann verloren gehen, sofern nicht ein neuer, den Sozialmetabolismus modifizierender Attraktor gefunden wird, der eine neue, lebensfähige Ausgleichsstruktur zwischen den Anforderungen der natürlichen und sozialen Umwelt herstellt. Hier wird nicht nur eine mögliche Ursache der ökologischen Destruktivität des modernen „europäischen Sonderwegs“ ansatzweise sichtbar – auch die ökologische Ambivalenz der vormodernen Subsistenzformen wird greifbar. Eine *generelle* ökologische Vernünftigkeit subsistenter Kernelemente anzunehmen, hält schon dem Blick auf die Geschichte kaum stand. Die Auseinandersetzungen der Forschung dazu sind, um mit Joachim Radkau zu sprechen, ein „unendliches Thema“<sup>276</sup>. Unterschwellige Entwicklungsdynamiken und riskante Spannungen zwischen sozialem und ökologischem System in den vormodernen Agrargesellschaften<sup>277</sup> stehen neben der Tatsache, dass vorangegangene Generationen offenbar einen ganz überwiegend lebens- und das heißt hier vor allem regenerationsfähigen Planeten hinterlassen haben. Einerseits können leicht Jahrtausende der Vormoderne ausgemacht werden (deren ökonomischer Grundlage man unbeschadet subsistente Züge unterstellen darf), die zwar reich an Beispielen von übergeordneten Hochkulturen („Zivilisationen“) sind, die sich aufgrund ihrer sozialen und

---

<sup>274</sup> Diamond (2008) zeigte anhand zahlreicher historischer Fallbeispiele, wie sich ökologische Selbstunterminierung aus der destruktiven Verselbständigung des kulturellen Systems und entsprechender Unfähigkeit zu Problemlösungen in fragilen Ökosystemen ergeben kann. Vgl. auch Helbling (1992).

<sup>275</sup> Diamond (2008), S. 29.

<sup>276</sup> Radkau (2002), S. 432.

<sup>277</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 65ff. Bedingt durch – vergleichen mit den Wildbeutern - schwächere Fertilitätskontrollen kommt es zu Bevölkerungswachstum, die „Agrikurlandschaften“ bedürfen einer - durch ökologische Schädigungen z.T. stetig weiterreichenden - intensiven Bearbeitung, die koevolutionär auftretenden Schädlinge erzwingen permanent zumindest geringfügige Änderungen der Produktion, die soziale Umwelt mit ihren Ansprüchen differenziert sich z.T. hochkulturell aus. Vgl. ferner die Übersicht über die Deutungsmuster der bisherigen Forschung bei Radkau (2002), S. 431ff.

kulturellen Strukturen im Diamondschen Sinne ökologisch selbst unterminierten, doch arm an einem über das Lokale hinausreichenden Zusammenbruch basaler menschlicher Subsistenz.<sup>278</sup> Andererseits lässt sich das etwas pauschale Argument der evolutionären Bewährtheit leicht durch einen Verweis darauf in Frage stellen, dass die Moderne auch ein – unter welchen Bedingungen sei hier dahingestellt - geschichtlich singuläres Bevölkerungswachstum ermöglicht hat. Wie Abschnitt II 1 dargelegt hat, ist z.B. die Ernährung der Weltbevölkerung heute weniger durch einen absoluten Mangel an Nahrung als durch soziale Ungleichheit und entsprechende Distribution der Güter gefährdet.

Vorerst festzuhalten ist: Trotz der gerade in Agrargesellschaften zu verzeichnenden sozialen und ökologischen unterschwelligen Entwicklungsdynamik kann von „Kontinuitätsphasen“<sup>279</sup>, Phasen relativen „Gleichgewichts“<sup>280</sup> und stabiler Koevolution von Mensch und Natur gesprochen werden. Unterhalb gesellschaftlicher Großstrukturen müssen beständig vielfältige, widerstandsfähige, erfindungsreiche, lokal angepasste Strukturen bestanden haben, in denen zwischen sozialen und ökologischen Anpassungszwängen immer wieder ein Weg zu stabiler gebrauchswertorientierter Produktivität und Komplexitätszuwachsen geöffnet wurde.

### **1.3 Sozialmetabolismus der Subsistenz**

Nimmt man eine Periodisierung der Universalgeschichte anhand der in ihr als Artefakte auftretenden sozialmetabolischen „Regimes“<sup>281</sup> vor, ergibt sich eine klare, aber sehr ungleichgewichtige Dreiteilung in ein weitgehend unkontrolliertes Solarenergiesystem der Jäger- und Sammler, ein kontrolliertes Solarenergiesystem der Agrargesellschaften und schließlich den fossilenergetischen Sozialmetabolismus,<sup>282</sup> der vor rund 250 Jahren in Europa einsetzte und von dort aus zum global vorherrschenden Muster avancierte. Die in Abschnitt II 2 formulierte Leitfrage nach Subsistenz als diachroner Struktur des materiellen Alltagslebens richtet sich hier daher auf die sozialmetabolischen und strukturtheoretischen Merkmale der Subsistenz. In Verbindung mit der These von der Fortdauer der Subsistenzformen von der Vormoderne bis in die Moderne stellt sich dann als nächstes die Frage: Wie ist diese Fortdauer mit einem Wechsel des zu Grunde liegenden sozialmetabolischen Systems in der fortschreitenden industriellen Transformation in Einklang zu bringen? Genauer gefragt:

---

<sup>278</sup> Vgl. Diamond (2008).

<sup>279</sup> Siefertle (2003), S. 14.

<sup>280</sup> Ebd., S. 13.

<sup>281</sup> Ebd., S. 17.

<sup>282</sup> Diese Begrifflichkeit taucht in verschiedenen Variationen bei Siefertle auf. Vgl. z.B. Siefertle (1982), S. 12ff und Siefertle (2003), S. 17.

Anhand welcher sozialmetabolischen Merkmale lässt sich Subsistenz in Vormoderne und Moderne nachweisen und in welchem Maße brachte die Durchsetzung fossilenergetischer großmaßstäblicher Stoff- und Energieströme lediglich eine Modifizierung und Anpassung dieser Strukturen mit sich?

### **1.3.1 Flächen- und Zeitgebundenheit**

#### **1.3.1.1 Flächen- und Zeitgebundenheit als Grenzen des vormodernen Energiesystems**

Der Begriff des vormodernen solarenergetischen Sozialmetabolismus impliziert, dass Biomasse, die mit Hilfe von Sonnenenergie aufgebaut wird (Photosynthese), als organischer Energiespeicher eingesetzt wird. Hinzu kommen kinetische Energieformen, die durch umgewandelte solare Energie entstehen: Windenergie und Wasserkraft (das planetarische Windsystem wird, wie auch der Wasserkreislauf, zum großen Teil durch Sonneneinstrahlung angetrieben<sup>283</sup>). Auf der Grundlage von pflanzlich und tierisch gespeicherter Energie kann wiederum menschliche und tierische Arbeitskraft bereitgestellt werden. Die Implikationen und Konsequenzen dieser Energieformen müssen im Folgenden genauer erläutert werden, da sie in vielfältiger Weise die Entwicklung menschlicher Gesellschaften und damit auch Ökonomien geprägt und spezifisch begrenzt haben.

Der solare Ursprung (fast) aller auf der Erde auftretenden Energieformen (Ausnahme: Geothermie, natürliche Radioaktivität etc.) bildet dabei zugleich den theoretischen Ausgangspunkt sozialmetabolischer Untersuchungen und Modelle. Es gilt: Die primäre Energiequelle Sonnenlicht steht gebunden an die Fläche, auf die sie einstrahlt, zur Verfügung. Zur Vereinfachung kann man annehmen, dass die solare Energie weltweit relativ gleichmäßig auf die Flächen einstrahlt.<sup>284</sup> Voraussetzung und limitierender Faktor der flächengebundenen Biokonversion als „Energieförderin“ des Menschen ist dann in erster Linie die Flächengröße und die Qualität des verfügbaren Bodens, d.h. seine Struktur und sein Gehalt an Wasser, Phosphor, Stickstoff und weiteren Mineralstoffen.<sup>285</sup> Der Aufbau von Biomasse bzw. deren Abschöpfung ist jedoch noch durch weitere topographisch-naturräumliche Bedingungen und vor allem zeitliche Zyklen begrenzt und kann im Rahmen des solarenergetischen Systems

---

<sup>283</sup> Das Windsystem wird zu einem geringeren Teil auch durch die Erdrotation angetrieben und geformt, hinter der Kraft des Wassers steht im Falle der Gezeitenkräfte (Tiden), die seit dem 20. Jahrhundert vereinzelt energetisch genutzt werden, die Gravitation von Mond und Sonne sowie die Erdrotation.

<sup>284</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 82.

<sup>285</sup> Vgl. ebd.



auf einer einmal gegebenen Fläche daher kaum beschleunigt und gesteigert werden - darauf komme ich gleich noch zurück. Begrenzt verfügbar sind auch die kinetischen Energieformen Wind- und Wasserkraft. Die menschliche und tierische Arbeitskraft bleibt durch den Zwang zur Erhaltung der Regenerationsfähigkeit und die sonstigen Bedürfnisse der Lebewesen ebenfalls quantitativ und zeitlich beschränkt und – auf Grund hoher energetischer Transportkosten – mehr oder minder an ihren jeweiligen Ort, den Oikos, gebunden.<sup>286</sup>

Zu den wichtigsten Konsequenzen dieser systemischen Begrenzung der Energienutzung gehört, dass die Stoff- und Energiekreisläufe der vormodernen Ökonomien weitgehend, aber nicht ganz geschlossen sind – das gilt besonders für die vormoderne Landwirtschaft. Was energetisch und stofflich gewonnen wird (Output: Erträge, Überschüsse) wird im agrarischen Sozialmetabolismus zunächst zum überwiegenden Teil in das System zurückgeführt (Input: körperliche Arbeit, Werkzeug, Saatgut, vor allem Biomasse-Detritus etc.). Das landwirtschaftliche „Potential zur Verbesserung des Wirkungsgrades“<sup>287</sup> kann nun aber dahingehend genutzt werden, dass nach Durchlauf eines natürlichen Zyklus *mehr* in Biomasse chemisch gespeicherte Energie gewonnen wird, als in Form von Arbeit (Umwandlung chemischer Energie in mechanische) wieder in das System hineingesteckt werden muss um den Zyklus zu erneuern.<sup>288</sup> Aus eben jenem solarenergetischen Überschuss speisen sich die Stoff- und Energieströme, die dem Lebensunterhalt der agrargesellschaftlichen Haushaltsmitglieder dienen, in verschiedenste nachgeordnete Produktionsprozesse fließen und in unterschiedlichem Maße in die damit erst ermöglichten übergeordneten sozialen Systeme abgeführt werden – das Surplus ist das Substrat der entstehenden „Klassengesellschaften“.<sup>289</sup> In diesen nach- und übergeordneten Bereichen des Strukturaufbaus wird die sozialmetabolische Begrenztheit ein weiteres Mal wirksam: Produkte, die als komplexe organische Strukturen in materieller Form Solarenergie wie auch menschliche Arbeit speichern, können auf Grund ihrer beschränkten Dauerhaftigkeit kaum für „Wachstumsprozesse“ akkumuliert und reinvestiert werden. Fernand Braudel sprach in diesem Kontext auch von der geringen Haltbarkeit des „fixen Kapitals“ in der Vormoderne.<sup>290</sup> Auch die dezentrale Ortsgebundenheit der Produkte wirkt als sozialmetabolische Grenze. Selbst dort, wo nachhaltig über den Subsistenzbedarf und die lokale Marktwirtschaft hinausreichende Erträge erwirtschaftet würden, stünde in der Vormoderne kein flächendeckendes Transportsystem bereit, diese Erträge zur Weiterverarbeitung und zum

---

<sup>286</sup> Vgl. Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 41f.

<sup>287</sup> Sieferle (1982); S. 35.

<sup>288</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 80.

<sup>289</sup> Sieferle (1982), S. 36.

<sup>290</sup> Vgl. Braudel (1986b), S. 259ff.

weiträumigen Austausch zu befördern. Die vormodernen Transportsysteme sind zeit- und energieintensiv, der „Gewinn“ des Transports wird schnell von den „Kosten“ aufgezehrt<sup>291</sup> – auch eine Art der Flächenbindung der Produktion. Trotz der unterschiedlich großen Möglichkeit (und Lebensnotwendigkeit!) ein Surplus zu erzeugen kann man vereinfachend von einem „Nullsummenprinzip“<sup>292</sup> sprechen, da ein sich von Fläche und Zeit lösendes „Wachstum“ der Produktion im modernen Sinne ausgeschlossen ist.

Die Fläche wird in diesem System notwendigerweise zugleich zur Entropie-„Senke“: Abfälle, Mist und Detritus des Haushaltes fließen zurück in die die sich in zeitlichen Zyklen erneuernden Prozesse des gesellschaftlich gesteuerten solarenergetischen Systems. Die Maxime eines modernen Agrartechnologen wie Justus Liebig, „dem Boden alle ihm entzogenen Nährstoffe wieder zuzuführen“<sup>293</sup> und somit dauerhaft seine Fruchtbarkeit zu erhalten, ist im flächengebundenen Solarenergiesystem – d.h. auch ohne mineralischen Input - annähernd möglich, wenn auch nicht überall realisiert. Wenn erhebliche Stoff- und Energiemengen der ökologischen Nische entnommen und/oder außerhalb der Nische verloren gehen, wird die Regeneration der Flächenproduktivität zumindest erschwert und verlängert. In diesem Falle spielt die Dimension der Zeit eine erhebliche Rolle für die Regeneration der Fläche: Als Brachezeit erlaubt sie den erschöpften Böden durch natürliche Prozesse vor allem die Wiederanreicherung mit Mineralien, die wiederum Grundlage der Biokonversion und aller darauf aufbauenden Prozesse ist.

Die systemischen Rahmensetzungen der Flächen- und Zeitgebundenheit sowohl des unkontrollierten, als auch des kontrollierten Solarenergiesystems stellen ein wichtiges Merkmal der Subsistenz dar. Dieses Merkmal begrenzt ganz konkret zunächst vor allem die Durchflussmenge von Stoffen und Energien im Rahmen des solarenergetischen Systems (und damit den materiellen Handlungsspielraum). Für die *Ausgestaltung* dieses Rahmens vormoderner Ökonomie spielen komplexe Einwirkungen und Wechselwirkungen der natürlichen und sozialen Umwelt eine erhebliche Rolle, die von Population zu Population erheblich variieren können. Dabei lassen sich vier markante Einflussgrößen ausmachen:<sup>294</sup>

- die menschliche Populationsgröße, die sich im Besiedlungs- und Nutzungs-„Druck“ auf die für Biokonversion beanspruchte Fläche auswirkt, die Bemessung der

---

<sup>291</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 20f und Sieferle (1997a), S. 95.

<sup>292</sup> Sieferle (2003), S. 39.

<sup>293</sup> Radkau (2002), S. 54.

<sup>294</sup> Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 43f gehen in ihrem „Funktionsmodell der vorindustriellen Landwirtschaft in Europa“ von fünf vergleichbaren, aber abweichend miteinander verbundenen systemischen Einflussgrößen aus, vgl. zur Zusammenschau auch die dort im Anhang enthaltenen Modelle B4, B5, B6 und B7.

Brachezeit<sup>295</sup>, die Wahl der Kultivierungsmethode in Abhängigkeit vom Arbeitskräfteangebot<sup>296</sup> und die Wirksamkeit von „Malthusian checks“<sup>297</sup> (soziale Konflikte, Seuchen) beeinflusst,

- kulturelle, politische und soziale Faktoren, von administrativen Vorgaben für die flächen- und zeitgebundene Ökonomie (durch übergeordnete gesellschaftliche Strukturen<sup>298</sup>) über Besitzrechte und Agrarverfassungen bis hin zu kulturellen Normen, die sich auf Dispositionen der wirtschaftenden Individuen aber auch auf die oben genannte Bevölkerungsentwicklung auswirken,
- das technische Potential einer Kultur, das über die Eingriffstiefe in die natürlichen Stoff- und Energieflüsse der Fläche (und häufig in Wechselwirkung mit den anderen Faktoren) die autonome Regeneration der jeweiligen lokalen Stoff- und Energieflüsse beeinflusst,
- naturräumliche und topographische Bedingungen, wie z.B. die graduell unterschiedliche Erosionsgefährdung der Bodentypen und die klimatischen und ökologischen Bedingungen des Habitats,<sup>299</sup> aber auch „infrastrukturelle Bedingungen“<sup>300</sup> (z.B. Verkehrswege, isolierte Lage etc.).

Im Zusammenwirken der vier Einflussgrößen entsteht ein koevolutionärer „Raum der Möglichkeiten“<sup>301</sup>, der schwierig zu überblicken ist. Spannungsreich und komplex gestalten sich die möglichen Wechselwirkungen der flächen- und zeitgebundenen Produktion mit den konkreten Einflussgrößen der natürlichen und sozialen Umwelten. Die prinzipielle Offenheit des Geschichtsverlaufes tritt hier deutlich hervor. Dennoch lassen sich grundlegende Aussagen über die möglichen evolutionären Entwicklungspfade machen.

So ist festzuhalten, dass einerseits evolutionär singuläre Freiheitsgrade in Form der kulturellen, koevolutionären Selbststeuerung des Mensch-Natur-Austausches entstehen, andererseits aber auch machtvolle Systemzwänge in Gestalt der Bedingungen und

---

<sup>295</sup> Vgl. z.B. Brauns/Scholz (1997) über die Reduzierung der Nährstoffrückführung bei Brandrodungswirtschaft unter den demographischen Bedingungen der Moderne.

<sup>296</sup> Vgl. Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 44.

<sup>297</sup> Ebd., S. 36.

<sup>298</sup> Vgl. die Beispiele staatlicher Siedlungs-, Landwirtschafts- und Aufforstungspolitik vom Alten China bis zum Europa der Protoindustrialisierung bei Radkau (2002), z.B. S. 126ff und 226ff.

<sup>299</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 163f. So kann z.B. die Zusammensetzung und Struktur des Bodens in Verbindung mit klimatischen Faktoren eine destruktive Rolle spielen: Auf fragilen Böden kann es durch Beseitigung der natürlichen Vegetation schnell zum irreversiblen Auswaschen der Mineralien in tiefere Schichten oder die Vorfluter kommen (besonders in Regionen des Monsuns und tropischer Zenitalregen). Statt zu einer Rezyklierung der Nährstoffe kommt es folglich rasch zur Bodendegeneration. Die Nutzung der damit rasch entstehenden kargen Unkrautsteppen ist nur bedingt noch möglich. Vgl. das historische Beispiel einer Bergregion in China, ebd., S. 137f.

<sup>300</sup> Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 43.

<sup>301</sup> Kafka (1994), S. 90.

Obergrenzen der flächen- und zeitgebundenen Solarenergieflüsse einwirken. Die kulturellen Freiheitsgrade und Komplexitätszuwächse lassen sich zwar nicht auf eine dem materiellen Austausch mit der Natur untergeordnete „Steuerungsfunktion“ reduzieren (vgl. Abschnitt 1.2 zu den Selbstreferenzen kultureller Evolution in Wechselwirkung mit der natürlichen Umwelt), gleichwohl bleiben sie insofern in einem Abhängigkeitsverhältnis von den sozialmetabolischen Systemgrenzen der Flächen- und Zeitgebundenheit, als ihre Existenz von der sozialmetabolischen Stabilität einer Population (im Fließgleichgewicht) abhängt. Ein riskantes, weil nur sehr kurzfristig mögliches Überschreiten der Systemgrenzen der ökologischen Nische, wie es sich etwa aus demographischem Wachstum in Verbindung mit fragilen naturräumlichen Bedingungen ergeben kann, unterminiert tendenziell auch die kulturelle Komplexität.<sup>302</sup> In Annäherung an den Attraktor der Entropiemaximierung, sei es z.B. durch irreversible Bodendegradation oder etwa durch destabilisierende Einschnitte in die komplexen Regelkreise von Bio-, Hydro-, Litho- und Atmosphäre schwinden auch die Freiheitsgrade kultureller Evolution, wird die Basis des materiellen Lebens schrittweise zerstört.

Im Idealfall werden diese Dynamiken daher durch koevolutionär entwickelte Mechanismen so reguliert, dass sowohl die Versorgungssicherheit mit den jeweils benötigten materiellen Gütern als auch der „gemächliche“ und „vielfältige“ Aufbau von Komplexität weiterhin gewährleistet sind. Ein Surplus wird zwar erzeugt, ebenso wie auch eine *längerfristige* Maximierung der Biomasseerträge möglich ist, dabei wird jedoch eine Überschreitung der Systemgrenzen mit tendenzieller Annäherung an den thermodynamischen Gleichgewichtszustand vermieden.

Entscheidend ist hier, auf welche Weise der Sozialmetabolismus auf Grund der Flächen- und Zeitgebundenheit an systemische Grenzen stößt, die zwar teilweise hinausgeschoben, aber keinesfalls aufgesprengt werden können und auf welche Weise dabei koevolutionär entwickelte Steuerungsstrategien wirksam werden. Zwei Szenarien lassen sich unterscheiden, bei denen Biomasserträge in Form pflanzenfressenden Jagdwildes (Wildbeuter), domestizierter Tiere (Hirten- und Bauernkulturen) oder Kulturpflanzen (Bauernkulturen) längerfristig maximiert werden sollen. Dieses Bemühen kann selbst bereits Teil einer Dynamisierung bestimmter Wirkungsgrößen und Relationen des Sozialmetabolismus sein (z.B. gewachsener Populationen oder destabilisierter natürlicher Systeme):

1. Zum einen kann in bestimmten Gebieten durch *Flächenausdehnung* für Biokonversion eine absolute Steigerung erzielt werden. Eine Möglichkeit für

---

<sup>302</sup> Vgl. die Fallbeispiele sozialökologischer Zusammenbrüche von Großgesellschaften bei Diamond (2008).

Wildbeutergesellschaften war in dieser Hinsicht z.B. das Abbrennen von Vegetation, um auf den freien Flächen zusätzliches geeignetes Weideland für die Jagdbeute zu schaffen. In Agrargesellschaften werden dagegen Primärwälder gerodet und die sonstigen Techniken der Urbarmachung genutzt (Be- und Entwässerung von Ödland, Flächen vergrößernde Terrassierung von Hanglagen, Bodenmelioration etc.). Diese Strategien werden jedoch in Wechselwirkung mit weiteren Faktoren, wie z.B. einer Zunahme der Bevölkerung oder der unter Umständen gegebenen Notwendigkeit langer Regenerationsphasen eines empfindlichen Bodens und der genutzten Bestände von Tieren und Pflanzen schnell wieder „ausgebremst“. Die hier erneut wirksame systemische Grenze der Flächenbindung stellt sich für Wildbeuter und Bauern allerdings sehr unterschiedlich dar, entsprechend der Strukturmerkmale und (Selbst-)Regulierungen ihrer jeweiligen Sozialmetabolismen: So streben Wildbeuter eine risikominimierende Begrenzung ihrer Bevölkerungsgröße an,<sup>303</sup> die es ihnen erlaubt, sich flexibel den natürlichen Zyklen und dem Angebot an Ressourcen (hier: der verfügbaren Fläche und des auf ihm weidenden Jagdwildes etc.) anzupassen. Aufgrund der demographischen Selbstbegrenzung führt die Nutzung dieser Option *nicht* zu positiven Rückkopplungsprozessen zwischen Produktivität, Bevölkerungsgröße und Flächennutzung. Genau diese Wirkungen treten aber regelmäßig bei den generell dynamischeren Agrargesellschaften auf: Hier kann sich aus Bevölkerungswachstum (aufgrund schwächerer Geburtenkontrolle<sup>304</sup>) und Flächenausdehnung eine begrenzte Verfügbarkeit des nutzbaren Bodens ergeben, die wiederum zur begrenzten Verfügbarkeit von Gütern des menschlichen Bedarfs führen und limitierend auf die gesellschaftliche Entwicklung zurückwirken kann.<sup>305</sup> Das heißt, dass die Flächengebundenheit der Produktion bei einem insgesamt höheren Output der Produktion erneut begrenzend wirksam wird - indem die Produktivität pro Kopf gehemmt oder sogar gesenkt wird. Dies lässt sich auch in der Gegenwart beobachten, wenn Kleinbauern bei hoher Besiedlungsdichte auf Böden abnehmender Fruchtbarkeit ausweichen und dabei die für die Ausweitung der Landwirtschaft nötigen Arbeitskräfte deren absolut gesteigerte Produktivität pro Kopf wieder herabsetzen. In der Nähe der systemischen Grenzen wird aus der ökonomischen Option der Flächenausdehnung letztlich eine zunehmend hoffnungslose Zwangshandlung.

---

<sup>303</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 22f.

<sup>304</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>305</sup> Zu diesem Problemkomplex siehe den nächsten Abschnitt.

2. Zum anderen kann die Nutzung von Biomasse durch *Intensivierung* zu höheren Erträgen pro Fläche geführt werden – besonders dort, wo größere fruchtbare Flächen zur Biokonversion rar sind und wo sehr kleinräumige ökonomische Einheiten vorherrschen.<sup>306</sup> Diese Option ist ausschließlich für Agrargesellschaften von Interesse, da Wildbeuter aus Gründen, die ich unten noch erläutere, kaum von Flächenknappheit betroffen sind. Intensivierter Land- und Gartenbau etwa bewegt sich meist auf der Grundlage von gesteigerter Nährstoffrückführung (intensive Düngung), regulierter Be- und Entwässerung, optimierender Anpassung von Bodenrelief (z.B. Terrassenbau) und Bodenstruktur (Entsteinung, Hacken, Pflügen) und insgesamt gesteigerter Arbeitsintensität pro Fläche. Diese Anbauformen sowie auch bestimmte Formen der Mischwirtschaft aus Viehzucht und Ackerbau erzielen bis zu 400 Kilogramm Nährstoffanreicherung in Form von Stickstoffausträgen pro Hektar und Jahr. Zum Vergleich: Extensive Weidewirtschaft und Wanderfeldbau bewegt sich etwa zwischen 5 bis 10 Kilogramm Stickstoffaustrag.<sup>307</sup> Dieser Weg sozialmetabolischer „Ausreizung“ unterliegt in universalgeschichtlicher Perspektive jedoch ebenfalls bestimmten limitierenden sozialen und ökologischen Einflussgrößen. So ist an erster Stelle zu konstatieren, dass Intensivierung ökologisch „heikel“ sein kann. Ökologische Zerstörungen durch derartige Intensivierung sind auch in der Vormoderne vereinzelt aufgetreten.<sup>308</sup> Ein Beispiel für destruktive Intensivierung ist die nordwesteuropäische kleinbäuerliche Plaggenwirtschaft, die in dem Maße riesige Flächen und deren Vegetation teilweise irreversibel zerstörte, indem sie andernorts relativ kleine Flächen vorübergehend „verbesserte“.<sup>309</sup> Daneben stehen jedoch Fallbeispiele stabiler, intensiven Garten- und Landbaus (z.B. dauerhafte kleinbäuerliche Terrassenkultur in Gebieten mit hoher Bevölkerungsdichte in Europa und Asien<sup>310</sup> oder die bis ins 18. Jahrhundert überwiegend nachhaltige chinesische Landwirtschaft mit intensiver

---

<sup>306</sup> Vgl. Netting (1993), S. 21ff.

<sup>307</sup> Vgl. Tivy (1993), S. 99. Tivys Zahlen beziehen sich auf verschiedene zeitgenössische Landwirtschaftsformen; dies ist etwa beim Problem des Wanderfeldbaus, auf das ich noch zurückkomme, zu bedenken: Es handelt sich auch bei vormodern anmutenden Formen wie der intensiven Gartenwirtschaft oder dem Wanderfeldbau immer um Anbauformen unter spezifisch modernen sozioökonomischen und teilweise auch technologischen Bedingungen. Entsprechend spielen in diese Daten auch moderne Formen der Landknappheit, Cash-Crop-Anbau, Mineraldüngereinträge und anderes hinein. Die Daten bieten trotzdem Anhaltspunkte zur Hierarchisierung von diachron anzutreffenden Agrarökosystemen.

<sup>308</sup> Vgl. Siefert (1982), S. 47.

<sup>309</sup> Radkau (2002), S. 94f, bezeugt, dass der Flächenbedarf der Plaggenstecher das Fünf- bis Vierzigfache (!) der anschließend aufgewerteten Anbaufläche betrug. Dass die Plaggenwirtschaft unter diesen Umständen überhaupt gebietsweise jahrhundertlang Bestand haben konnte, erklärt sich aus geringem Bevölkerungsdruck, großem Flächenangebot und den daher möglichen langen Brachen, vgl. ebd., S. 95.

<sup>310</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 123f.

Bewässerungs- und Düngungskultur<sup>311</sup>). Zu diesen ökologischen Grenzen kommen zweitens noch die sozialen Implikationen intensivierter Eingriffe in die Natur, die Verbindung von Natur- und Menschenbeherrschung: So können sich in einem bestimmten Zusammenspiel sozialer und ökologischer Umwelt aus technisch komplexen „Kolonisierungen“ der Natur Ansätze großgesellschaftlicher Herrschaftssysteme entwickeln (Näheres dazu in Abschnitt 1.3.1.6 und 1.3.1.7). Die ursprünglich der Intensivierung geschuldeten materiellen und sozialen Systemzwänge, wie eine wachsende Zahl von möglicherweise hierarchisch zu organisierenden Arbeitskräften, die für intensiven Landbau erforderlich sind, können sich vom sozialmetabolischen Steuerungsbedarf weitgehend abkoppeln und im Verlauf der kulturellen Evolution auch ein hohes Maß an sozialer und ökologischer Destruktivität entfalten. Unter der Einwirkung sozialer Systemzwänge kann es z.B. dazu kommen, dass Bauern – häufig um Schulden oder Tribute bezahlen zu können - den Boden nolens volens übernutzen<sup>312</sup> oder die ökologischen Grenzen des Habitats überschreiten, um die Arbeitskräfte ernähren zu können.

Diese Optionen unterstreichen noch einmal die Bedeutung koevolutiver Selbststeuerung für die flächen- und zeitgebundene Sozialmetabolismen der subsistenten Ökonomien. Denn beide oben dargelegten Strategien können, etwa im Kontext der demographischen Nebenfolgen der Neolithischen Revolution, bildlich gesprochen, evolutionär riskante Züge des Wettlaufs von Hase und Igel annehmen: Größen wie Produktivität und Bedarf können sich bei wachsender Bevölkerung positiv rückkoppeln.<sup>313</sup> In einer Welt kaum elastischer energetisch-stofflicher Obergrenzen ist diese Wahl der demographischen Wachstumsoption aber ein derart riskanter Pfad, dass dieser nur durch verstärkte koevolutive Steuerung beherrschbar bleiben kann. In Anknüpfung an einen Begriff Ivan Illichs ließe sich sagen: Eine subsistente Kultur steuert sich innerhalb der systemischen Grenzen der Flächen- und Zeitbindung im universalhistorischen Regelfall durch eine sozial und kulturell regulierte „Selbstbegrenzung“<sup>314</sup> des Stoff- und Energieaustausches mit der Natur. Damit ist freilich noch nichts über den evolutionären *Erfolg* dieser Selbststeuerung im Einzelfall ausgesagt und die unmittelbaren Bedingungen des materiellen Lebens unter einem solchen System der Selbstbegrenzung. So *könnten* die der Subsistenz immanenten sozialökologischen Dynamiken mit materiellen Engpässen und

---

<sup>311</sup> Vgl. ebd., zusammenfassend S. 135.

<sup>312</sup> Ebd., S. 54f.

<sup>313</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 36.

<sup>314</sup> Ein von Ivan Illich (1975) gewählter Begriff für die kulturelle Umsteuerung der industriellen Moderne, der sich für eine historisch-analoge Verwendung anbietet. In Abschnitt VII gehe ich näher darauf ein.

Versorgungsnöten in Verbindung gebracht werden und zu einer unvermeidbaren ökonomischen und sozialen Insuffizienz der vormodernen Subsistenzökonomien verallgemeinert werden. Dabei würde man jedoch den Kern der Sache, das Wechselverhältnis von koevolutiver Selbststeuerung und den Ansprüchen der sozialen und natürlichen Umwelt, verfehlen. Die Gründe hierfür werde ich im nächsten Abschnitt darlegen.

### **1.3.1.2 Sozialmetabolische Grenzen und das Problem von Knappheit und Mangel in vormodernen Subsistenzökonomien**

Der subsistente Handlungsspielraum, der oben abgesteckt wurde, darf nicht dahingehend fehlgedeutet werden, dass dessen systemische Grenzen zu allen Zeiten spürbar das Alltagsleben des Menschen beeinträchtigt hätten - etwa als mehr oder minder kontinuierliche Erfahrung eines das materielle Leben *spürbar einschränkenden* oder sogar das subsistente Überleben in Frage stellenden *Mangels*. Dieser Mangel wäre letztlich als die Unfähigkeit bestimmbar, die Dinge des täglichen Bedarfs eigenmächtig herzustellen oder sie sich in kleinen Netzwerken zu verschaffen. Ich möchte daher den Begriff der *Knappheit* einführen, um eine charakteristische Struktur von Subsistenzökonomien zu beschreiben, die eine notwendige Voraussetzung des Auftretens von Mangel ist, aber nicht mit ihm gleichgesetzt werden kann. Dabei grenze ich mich bewusst von der Verwendung des Begriffes in der volkswirtschaftlichen Literatur ab, wo der Begriff zur universalen Kategorie menschlicher Geschichte und zum „Innovations“-Stimulus im Sinne des technisch-gesellschaftlichen „Fortschritts“ verallgemeinert wird.<sup>315</sup>

Knappheit ergibt sich aus den quantitativen, stationären Obergrenzen sowie der Orts- und Zeitgebundenheit der Solarenergieflüsse des sozialmetabolischen Systems.<sup>316</sup> Knappheit strukturiert den sozioökonomischen Alltag, indem die Produzenten bei der selbstversorgerischen Tätigkeit die grundsätzliche oder zeitweilige/lokale *Nicht-Verfügbarkeit bzw. quantitativ und qualitativ begrenzte Verfügbarkeit der Ressourcen* ebenso berücksichtigen müssen wie die häufig *begrenzte Speicherfähigkeit von Energieträgern und Gütern* sowie die *reflexiven Regenerationsanforderungen der Energie- und Stoffströme* (bis hin zur Reproduktion der menschlichen Arbeitskraft). Da es sich bei den natürlichen Systemen um Systeme im Fließgleichgewicht handelt, können sich deren Grenzen und Rhythmen krisenhaft verschieben – zumal unter destabilisierenden Eingriffen des Menschen.

---

<sup>315</sup> Vgl. zur Kritik des Knappheitsbegriffes in der Volkswirtschaftslehre Esteva (1993), S. 109f.

<sup>316</sup> Siefertle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 5, sprechen von „Knappheitsproblemen“ vor allem im Kontext von vormodernen Agrargesellschaften.



Dann kann aus der beschriebenen latenten, strukturell begründeten, mittelbar das Alltagsleben beeinflussenden *Knappheit* auch ein unmittelbar das Alltagsleben einschränkender *Mangel* werden, d.h. die Ernährungssicherheit und Selbstversorgung mit dem darüber hinaus jeweils Lebensnotwendigen (wie Kleidung, Wohnung, Werkzeug) ist nicht oder nur mit erheblichen Abstrichen gewährleistet. So treten in einigen Gebieten Chinas bis ins 20. Jahrhundert mit großer Regelmäßigkeit Hungersnöte auf, die mit den dort ebenso regelmäßig auftretenden Dürren und Hochwassern in Verbindung stehen.<sup>317</sup>

Um das Auftreten von Mangel im Allgemeinen zu erklären, muss aber über den Faktor Natur hinaus erneut das in Abschnitt 1.2 und 1.3 vorgestellte koevolutive Wechselverhältnisses von sozialer und natürlicher Umwelt berücksichtigt werden: Das Tasten nach einem Erfolg versprechenden Attraktor für den Stoffwechsel mit der Natur geschieht nicht funktional und planvoll, sondern – wie sich aus der Argumentation in 1.2 oben folgern lässt - unter den mitunter sehr eingeschränkten Freiheitsgraden einer sozialen Umwelt, die mehr Probleme als Lösungen hervorbringen kann.

So lässt sich die These aufstellen, dass die oben dargestellte Naturschranke der Flächen- und Zeitgebundenheit und der daraus resultierenden Knappheit durchaus in verschiedenster Weise koevolutiv bewältigt werden *konnte*, so dass es nicht zum Auftreten von Mangel hätte kommen müssen. Es spricht in diesem Zusammenhang ohnehin wenig für eine Schwarz-Weiß-Sicht auf das Phänomen: So wenig wie idealisierende Vorstellungen eines vormodernen, vermeintlich sorgenfreien Lebens „am Busen der Natur“ à la Rousseau angebracht sind, so wenig lassen sich Hinweise ausmachen, die eine Gleichsetzung von vormoderner Ökonomie mit permanenter materieller Not und Mangel zulassen.

Auf der Grundlage der These von der sozialmetabolischen „Kompromissformel“ zwischen sozialer und natürlicher Umwelt lässt sich vielmehr sagen: Zwischen den Polen dieser Deutungen erstreckt sich ein Versuchsfeld der Koevolution, auf dem historische Gesellschaften mit unterschiedlichem Erfolg und in Wechselwirkung mit Anforderungen der natürlichen und sozialen Umwelt Lebensformen, Ökonomien und Techniken hervorbringen, die immer auch dazu dienen, den Sozialmetabolismus zu stabilisieren und Mangel-Krisen zu *vermeiden*.

„Wenn wir daher von einer ausgedehnten Hungersnot hören, sollte die erste Frage, die wir stellen, nicht lauten ‚Welches schreckliche Naturereignis hat sie verursacht?‘, sondern ‚War die Gesellschaft nicht fähig mit dem Unglück fertig zu werden? Warum kann ein Land Naturkatastrophen erleben, ohne einen Todesfall zu haben, während in einem anderen eine Million Menschen sterben?‘<sup>318</sup>

---

<sup>317</sup> Vgl. Collins/Lappé (1980), S. 119.

<sup>318</sup> Ebd., S. 121. In gleicher Weise fragte Diamond (2008), S. 29, nach der Fähigkeit von Gesellschaften sozialökologische Zusammenbrüche zu vermeiden.

Der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Knappheit kommt dabei sowohl eine historisch-theoretische als auch eine ideologiekritische Bedeutung zu. Indem dem Phänomen der Knappheit nachgegangen wird, lässt sich zum einen überprüfen, wieweit Gesellschaften in der Lage sind, sich in der jeweiligen Wechselwirkung von natürlicher und sozialer Umwelt koevolutiv selbst zu steuern und so eine krisenhafte, die Subsistenzproduktion bedrohende Mangelsituation zu vermeiden. Zum anderen wird damit die Kritik verbreiteter Deutungsmuster subsistenten Lebens im Diskurs der Modernisierungstheorien erweitert: So war in Abschnitt II 1 bereits auf die Widersprüchlichkeit des vorherrschenden „Wachstumsparadigmas“ bezüglich der vorgeblichen Beseitigung eines verallgemeinerten vormodernen Mangelzustandes hingewiesen worden.

Eine Durchsicht der sozialwissenschaftlichen Diskussionen um Knappheit hilft hier auf den ersten Blick nicht weiter. Es drängt sich der Eindruck auf, dass es sich, ähnlich wie bei dem Zwillingsbegriff der „Armut“<sup>319</sup>, um einen kaum stichhaltigen und relativistisch-diffusen Begriff handeln könnte, wenn man den bei Knappheit und Armut herangezogenen *Maßstab*, die (Nicht-) Befriedigung menschlicher „Bedürfnisse“ näher untersucht. Dieser erweist sich in historischen und vor allem in den gegenwartsbezogenen soziologischen Argumentationen schnell als ideologieverdächtig<sup>320</sup> und höchst uneindeutig, wo die Analyse von Bedürfnissen über eine Aufzählung elementarer Selbstverständlichkeiten wie bei dem Entwicklungssoziologen Manfred Max-Neef hinausgeht („neun menschliche Grundbedürfnisse“, nämlich „Subsistenz [bei Max-Neef im Sinne von biologischem Überleben, C.B.], Sicherheit, Anerkennung, Wissen, Teilhabe, Freizeit/Erholung, Kreativität, Identität, Freiheit“<sup>321</sup>). Knappheit und der ihr zugewiesene Maßstab, das Bedürfnis, sind sowohl diachron als auch synchron in verschiedenen kulturellen Kontexten relativ variabel ausfüllbar<sup>322</sup> und bestenfalls bezogen auf einen jeweils als selbstverständlich erachteten, historisch gewachsenen „Sockel[]“<sup>323</sup> des Lebensstandards ansatzweise *qualitativ* bestimmbar.<sup>324</sup> Diese Uneindeutigkeit wirft die Frage auf: Ist Knappheit letztlich ein rein diskursives Konstrukt? Oder lässt sie sich historisch-theoretisch glaubwürdig fassen?

Wie sich zeigt, ist der Begriff keineswegs „verloren“ für universalhistorische Fragestellungen. So können aus einer sozialmetabolischen Perspektive auf Knappheit nicht nur ein strukturelles

---

<sup>319</sup> Vgl. Sachs (1992), S. 41ff über die Schwierigkeit „Armut“ quantitativ oder qualitativ zu fassen.

<sup>320</sup> Vgl. übersichtsartig bei Illich (1993), S. 53ff.

<sup>321</sup> Max-Neef, zusammengefasst bei Vellay (2008), S. 53.

<sup>322</sup> Vgl. Birnbacher (1979), S. 31ff.

<sup>323</sup> Sieferle (1984), S. 12.

<sup>324</sup> Vgl. Sieferle (1984), S. 11ff. Vgl. Sachs (1992), S. 41ff über die ähnliche Schwierigkeit „Armut“ quantitativ oder qualitativ zu fassen.

Verständnis von Knappheit, sondern auch grundlegende theoretische Einsichten zur subsistenten Versorgungssicherheit und ökonomischen Selbsterhaltungsfähigkeit in vormodernen Ökonomien gewonnen werden. Dieses wird auch von Ergebnissen der Ethnologie, Soziologie und Urgeschichtsforschung bestätigt und mündet schließlich in einen präzisierten, stichhaltigen Knappheitsbegriff. Damit wird auch die ideologisch betriebene Gleichsetzung von subsistentem Leben mit prekärer Existenz in einer permanenten materiellen Notlage weitgehend hinfällig.

### **1.3.1.3 Knappheit und koevolutive Selbststeuerungsmechanismen bei den Kulturen der Jäger und Sammler**

Um die These von der koevolutiven Selbststeuerung des Sozialmetabolismus innerhalb der Systemgrenzen auf Subsistenzformen anzuwenden, muss vorab zumindest grob unterschieden werden zwischen der Subsistenz der Wildbeuter und der Subsistenz der Ackerbauern und Viehzüchter seit dem Neolithikum. Bei den vergleichsweise kleinen Wildbeuterpopulationen mit ihrem „unmodellierten Solarenergiesystem“<sup>325</sup> war in der Vormoderne keineswegs die Erfahrung von Knappheit, sondern vielmehr die Erfahrung von *Überfluss* (paläolithische „Überflusgesellschaft“<sup>326</sup>) verbreitet.<sup>327</sup> Die materiellen Freiheitsgrade der Wildbeuter, die sich u.a. in einem hochwertigen und weitgefächerten Nahrungsspektrum äußerten<sup>328</sup> und mit bemerkenswerter Mußeintensität verknüpft waren<sup>329</sup> hatten jedoch andererseits einen hohen gesellschaftlichen und individuellen Preis: Ihre Voraussetzung war in erster Linie eine teilweise unmenschliche „künstliche[] Beschränkung der Bevölkerungsgröße“, die auch Abortion und möglicherweise die Tötung von Kleinkindern einschloss.<sup>330</sup> Unterstützt wurde die Wirkung dieser Beschränkungen der Fertilität u.a. durch religiöse Tabus und „child spacing“. Die Bandbreite dieser koevolutiv entwickelten Steuerungsmechanismen schützte letztlich die Wildbeutergesellschaften vor einer potentiell gefährlichen Überbeanspruchung der genutzten Ressourcen.<sup>331</sup> Studien zu Wildbeutern des 20. Jahrhunderts lassen etwa den Schluss zu, dass besonders die Verfügbarkeit von Wasser in den Halbwüsten und Wüsten ein

---

<sup>325</sup> Sieferle (1982), S. 12.

<sup>326</sup> M. Sahlins, zitiert nach ebd., S. 24.

<sup>327</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 79f, Sieferle (1982), S. 24f und 31f mit einigen Einschränkungen, sehr exponiert bei Duerr (1990), S. 231ff.

<sup>328</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 31f.

<sup>329</sup> Vgl. ebd., S. 24.

<sup>330</sup> Vgl. ebd., S. 24.

<sup>331</sup> Vgl. ebd., S. 22f, 24 und Sieferle (1997a), S. 28ff.

limitierender Faktor der Wildbeuterpopulationen war, auf den die Wildbeuter mit rigiden Selbststeuerungsmaßnahmen reagierten.<sup>332</sup>

Diese Zusammenhänge verweisen auf eine Dialektik der Knappheit bei den Wildbeutern: Die „Überflussgesellschaft“ war in einer Welt begrenzter Ressourcen ausschließlich deshalb möglich, weil sie dem spürbaren Auftreten von Knappheit und dem Risiko von Mangel eine kulturell gesteuerte „Verknappung“ der ressourcennutzenden Individuen und eine Einschränkung persönlicher und auf die Fortpflanzung bezogener Freiheitsgrade entgegengesetzte: Jäger und Sammler lebten aus diesem Grund durchschnittlich „25-30% unterhalb des maximalen Bevölkerungsniveaus.“<sup>333</sup>

Ohne von Mangel direkt betroffen zu sein, trägt die Lebensweise der Wildbeuter daher die „Spiegelschrift“ des Mangels. So kennen selbst die von Ethnologen wie Hans Peter Duerr untersuchten *modernen* Jäger- und Sammlergesellschaften in marginal erscheinenden peripheren Biozonen, von den zirkumpolaren Inuit bis zu den Bambuti des zentralafrikanischen Regenwaldes, in der Regel nur *temporären* materiellen Mangel; die *langfristige* Ernährungssicherheit als Kernbereich der Alltagsökonomie wird dagegen selten in Frage gestellt, eine den Alltag strukturierende, allgemeine materielle Knappheit ist nicht spürbar.<sup>334</sup> Duerr sieht in der grundsätzlichen Sicherheit der Nahrungsgrundlagen ein entscheidendes Strukturmerkmal wildbeuterischer Kulturen: Zwar muss den Zyklen der Natur ab und an rituell etwas „auf die Sprünge geholfen werden“, doch für die Bambuti besteht kein Zweifel:

„Der Wald ist das Gute.“<sup>335</sup>

Die rhetorische Frage eines !Kung-Buschmanns aus dem 20. Jahrhundert schlägt in die gleiche Kerbe:

„Weshalb sollen wir ein Feld bestellen, wo so viele Nüsse in der Welt wachsen?“<sup>336</sup>

Mit Blick auf die Neolithische Revolution stellen sich nun zwei Fragen:

1. Wie stellt sich dieser Zusammenhang koevolutiver Mangel-Vermeidung nach der Sesshaftwerdung dar - greifen in den generell dynamischeren Agrargesellschaften weiterhin den Sozialmetabolismus stabilisierende gesellschaftliche Selbststeuerungsmechanismen?

---

<sup>332</sup> Vgl. Godelier (1990), S. 50.

<sup>333</sup> Sieferle (1982), S. 24.

<sup>334</sup> Vgl. Duerr (1990), S. 231ff. Ähnliche ethnologische Befunde werden bei Godelier (1990), S. 44ff, besonders 46f, zitiert.

<sup>335</sup> Lied für den Waldgott. Zitiert nach Duerr (1990), S. 234.

<sup>336</sup> Zitiert nach Sieferle (1982), S. 27.

2. Oder ist nicht bereits das Auftreten des neuen Vergesellschaftungsmusters dahingehend zu interpretieren, dass diese Strategien auch zuvor nur begrenzt wirksam waren und in eine Krise mündeten?

Es lohnt sich, mit der letzten Frage anzufangen und davon ausgehend auf die erste Frage zurückzukommen, um die Bedeutung von Knappheit, Mangel und koevolutiven Selbststeuerungsmechanismen in agrarischen Subsistenzökonomien besser zu verstehen.

#### **1.3.1.4 Der Boserup-Ansatz: Mangel als steinzeitlicher „Innovationsmotor“?**

Die sich an dieser Stelle anbietende und lange Zeit verbreitete Deutung der Wirtschaftswissenschaftlerin Ester Boserup, wonach die Neolithische Revolution die innovative „Antwort“ auf eine krisenhafte sozialmetabolische Mangelsituation der ausgeprägt extensiven, große Flächen beanspruchenden Jäger-Sammler-Ökonomie darstellt, ist aus sozialökologischer Sichtweise heute nicht mehr haltbar. Aus der Kritik des Boserup-Ansatzes lassen sich jedoch Antworten auf die oben gestellten Fragen gewinnen.

Boserup argumentiert, dass eine Steigerung der Erträge pro Flächeneinheit durch Innovation und Intensivierung immer dann einsetze, wenn aus dem verschlechterten Verhältnis von gleichzeitig steigender Bevölkerungsdichte und begrenztem, weil flächengebundenem Nahrungsangebot das Überschreiten der Kapazitätsgrenze drohte.<sup>337</sup> Dass Boserup das Bevölkerungswachstum dabei als nicht weiter erklärungsbedürftigen „exogenen Faktor“<sup>338</sup> betrachtet, der nicht mit einer koevolutiv entwickelten *endogenen* Steuerung verknüpft ist, ist nach dem zuvor Gesagten nicht haltbar. Boserup hat zudem übersehen, dass sich die Wildbeuter keineswegs überall und diachron in der von ihr diagnostizierten sozialmetabolischen „Sackgasse“ befanden, der sie nur durch ein neues Energiesystem mit kontrollierter, intensivierter Flächennutzung entkommen konnten. Die pauschale funktionalistische Zuordnung von „Problem“ und „Lösung“ hält dem Blick auf die Universalgeschichte kaum stand. Selbst in der globalen Expansionsphase der Wildbeuter im Spätpleistozän bis vor ca. 10.000 Jahren kann diesen nur ein „extrem niedrig[es]“<sup>339</sup> Bevölkerungswachstum und damit auch kaum eine demographisch begründete Ausreizung

---

<sup>337</sup> Vgl. Boserup (1981), S. 31ff und Sieferle (1997a), S. 54. Eine analoge Argumentation vertreten einige Industrie- und Techniksoziologen, wenn sie die gesellschaftliche Hierarchisierung und Arbeitsteilung der Moderne als innovative Organisations-„Lösung“ für das mit der Moderne einhergehende Wachstum von Menschen, Interessen und „Bedürfnissen“ ausgeben; vgl. Ullrich (1977), S. 13.

<sup>338</sup> Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 36.

<sup>339</sup> Sieferle (1982), S. 28.

ihres sozialmetabolischen Systems unterstellt werden.<sup>340</sup> Ob Radkaus Argument, wonach auch die „Furcht vor *vorgestelltem* [...] Mangel“<sup>341</sup> [Hervorhebung C.B.] einen Anstoß zur Sesshaftwerdung gegeben haben könnte, ist letzten Endes kaum überprüfbar: Ein Furcht vor drohendem Mangel setzt die vorangegangene Erfahrung des Mangels voraus. Desweiteren steht Boserups These im Widerspruch zu dem sozialökologischen Befund, dass ein neuartiger, ganz erheblicher Problemlösungsdruck erst *nach* dem Übergang einzelner Gruppen zur Landwirtschaft erzeugt wurde – und dieser Problemlösungsdruck wurde letztlich auch dem sozialmetabolischen Regime der verbleibenden Jäger und Sammler zum Verhängnis. Als universalgeschichtlicher Bruch ging das Neolithikum aus räumlich sehr begrenzten, kontingenten und lokalen Veränderungen der bisherigen Lebensweise der Wildbeuter hervor,<sup>342</sup> bei der die Grenzen des nicht-modellierten Solarenergiesystems durch die zielgerichtete Kultivierung von Biomasse (als intensivierter Flächennutzung) nach und nach überschritten wurden. Dieser Einschnitt zog jedoch eine ganze Reihe von unvorhersehbaren sozioökonomischen, kulturellen, demographischen und ökologischen Risikofolgen im Spannungsfeld kultureller und biologischer Evolution nach sich (siehe auch Abschnitt 1.2). Weit davon entfernt, eine Verbesserung der materiellen Versorgung der Menschen herbeizuführen, mündete die Neolithische Revolution sogar in eine objektive *Verschlechterung* der Nahrungsqualität und die quantitative *Zunahme des Arbeitsaufwandes* zur Sicherung der Subsistenz.<sup>343</sup> Die Ernährungssicherheit reduzierte sich insgesamt, da die vormodernen Ernten eine Schwankungsbreite von „mindestens 25%“<sup>344</sup> aufwiesen. Entscheidend für dessen historische Durchsetzung aber war die Möglichkeit des agrarischen Sozialmetabolismus auf einer gegebenen Fläche pro Zeiteinheit mehr Kalorien zu erwirtschaften und somit eine größere Zahl von Menschen zu ernähren.<sup>345</sup> Die damit deutlich gesteigerte Bevölkerungsdynamik der neolithischen Ackerbauern ging einher mit technologischen und ökonomischen Innovationen und führte regelmäßig zu weiter reichenden Eingriffen in die natürlichen Kreisläufe.<sup>346</sup> Diese Dynamiken führten häufig auch dazu, dass

---

<sup>340</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 58f und Sieferle (1982), S. 28f. Damit ist keineswegs eine Verharmlosung wildbeuterischer Eingriffe in den Naturhaushalt beabsichtigt, vgl. Barnosky (1989) zum pleistozänen „Overkill“; die teilweise vollzogene Ausrottung der Megafauna durch invasive Jäger und eingeschleppte Mikroben, Haustiere etc. beeinträchtigte jedoch kaum spürbar die langfristige Überlebenssicherheit der späteren Generationen.

<sup>341</sup> Radkau (2002), S. 80.

<sup>342</sup> Vgl. Harris (1996) zur komplizierten Gemengelage von physisch-klimatischen, ökologischen, technologischen und demographischen Faktoren, die zur schrittweisen Emergenz der sesshaften Lebensform führten.

<sup>343</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 31f.

<sup>344</sup> Sieferle (2003), S. 23.

<sup>345</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 32.

<sup>346</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 54ff und 65ff.

die sich im Rahmen einer höheren Bevölkerungsdichte und einer häufig – nicht immer<sup>347</sup> - parallel einsetzenden Herrschaftsförmigkeit sozial ausdifferenzierenden, schneller wachsenden agrarischen Populationen das Muster ihrer Lebensweise verbreiteten, indem sie auf der Suche nach fruchtbaren Böden in die Gebiete der Wildbeuter expandierten. So wurden etwa im urgeschichtlichen Europa die z.T. noch jahrhundertlang fortexistierenden Kulturen der Jäger und Sammler von den agrarischen Kolonisatoren aus der Fläche verdrängt, einem erheblichen Anpassungsdruck ausgesetzt und auf die sozialmetabolisch nur extensiv nutzbaren, peripheren Gebiete beschränkt.<sup>348</sup>

Zusammenfassend ergibt sich ein Bild von Agrargesellschaften, das der Deutung Esther Boserups fast konträr gegenübersteht. Von Agrargesellschaften als überlegenen, erfolgreichen „Problemlösern“ der sozialen Evolution ist keine Spur – zumindest nicht in dem Sinne, dass sie die Antwort auf die von Boserup unterstellten strukturellen Probleme der Wildbeuterexistenz besaßen. Angemessener wäre es, von einem „gestaltbaren Betriebsunfall“<sup>349</sup> der Universalgeschichte und einem „durchbrochenen Gleichgewicht[]“<sup>350</sup> kultureller Evolution zu sprechen: Während es durch koevolutive Adaption und Selbststeuerung in der vorangegangenen Menschheitsgeschichte nur zu „Feinanpassung[en]“<sup>351</sup> gekommen war, kam es in der Neolithischen Revolution aus einer singulären Wechselwirkung verschiedenster Faktoren heraus zu einer Destabilisierung des bisherigen sozialmetabolischen Systems, das den Übergang zu einer neuen Form des Stoffwechsels mit der Natur frei machte. Die endogenen koevolutiven „Beharrungskräfte“ wurden von systemtranszendierenden positiven Rückkopplungen ausgehebelt und entfalteten sich in einer Phase der Restabilisierung, Sicherung und Steuerung des neuen sozialmetabolischen Systems von Neuem.<sup>352</sup> Welche Möglichkeiten boten sich nun aber im Rahmen des neuartigen „modellierten Solarenergiesystem[s]“<sup>353</sup> durch koevolutive Selbststeuerung Knappheit vor dem Umschlag in Mangel zu bewahren?

---

<sup>347</sup> Vgl. etwa die „segmentären“ und „akephalen“ Agrargesellschaften Afrikas bei Sigrist (1979).

<sup>348</sup> Eine Übersicht der agrarischen Kolonisation und Migration bei Geiss (2002), S. 42f.

<sup>349</sup> Den Begriff des „gestaltbaren Betriebsunfalls“ prägte Jörg Schmidt im Arbeitsvorhaben „Oikos und Metallurgie“ (Sommersemester 2003) im Anschluss an eine Diskussion der Thesen V.G. Childes zu metallurgischen Innovationen und ihren gesellschaftlichen Folgen im Neolithikum. Ähnlich bei Sieferle (2003), S. 15.

<sup>350</sup> Sieferle (2003), S. 14.

<sup>351</sup> Ebd., S. 14.

<sup>352</sup> Vgl. ebd., S. 15 über die „S-Kurve“ von „Innovationen“, die sich nach sozialökologischen „Durchbrüchen“ bei Annäherung an die sozialmetabolischen Systemgrenzen erneut stabilisieren.

<sup>353</sup> Sieferle (1982), S. 12.

### 1.3.1.5 Möglichkeiten koevolutiver Selbststeuerung und Mangelvermeidung in Agrargesellschaften

Die koevolute Selbststeuerungsfähigkeit innerhalb der Grenzen des modellierten Solarenergiesystems wird in fünf teilweise miteinander verknüpften Bereichen wirksam, in denen sie in unterschiedlichem Maße greift. Der Befund, dass in unterschiedlichen historischen Konstellationen und Wechselwirkungen von sozialer und natürlicher Umwelt mit unterschiedlichem Erfolg stabile Komplexitätsbildung gelingt, scheint in diesem Zusammenhang zunächst kaum von universalgeschichtlicher Aussagekraft zu sein und verweist auf den ersten Blick nur auf die Grenzen der koevolutiven Anpassungs- und Steuerungsfähigkeit. Mit diesen Möglichkeiten und Grenzen koevolutiver Steuerungsfähigkeit ist jedoch unmittelbar eine erheblich gesteigerte systemische Dynamik der kulturellen Evolution der Agrargesellschaften und ihrer sozioökonomischen Formen verbunden, die das Prinzip der „Offenheit der Geschichte“ zugespitzt erkennen lässt. Maurice Godelier stellt auf der Grundlage seiner Interpretation ethnologischer Studien zum Naturverhältnis afrikanischer Bauern- und Wildbeutergesellschaften fest:

„Ihre Institutionen und ihre Ideologie erscheinen als Antworten, die einem Komplex spezifischer Zwänge angepasst sind, aber es ist erkennbar, dass ihre Möglichkeiten, sich bestimmten Veränderungen dieser Zwänge anzupassen, begrenzt sind. Das Vorhandensein dieser Grenzen lässt uns bereits erkennen, dass man die Anpassung nicht als widerspruchsfreien Prozess begreifen kann, sondern dass man im Gegenteil Anpassung und Nicht-Anpassung als zwei Aspekte derselben, in ihren Widersprüchen dynamischen, Realität begreifen muss.“<sup>354</sup>

Mit der im vorherigen Abschnitt erläuterten größeren Dynamik der Agrargesellschaften und einer entsprechend auch gewachsenen Bedeutung von Knappheit ist eine wachsende Notwendigkeit koevolutiver Selbststeuerungsfähigkeit des Sozialmetabolismus und der kulturellen Komplexität verbunden, um sozialökologische Risiken, die zu Mangelsituation führen, zu vermeiden.

„Es muss evolutionär prämiert worden sein, dieser Gefahr kulturell zu begegnen.“<sup>355</sup>

Eine Nicht- oder Fehlgestaltung dieser dynamischen Prozesse steigert dagegen die Auswirkungen der Folgeprobleme, Zwänge und Risiken im Zuge der agrarischen Lebensform. Welche konkreten *Möglichkeiten* besitzen also menschliche Gesellschaften, den neolithischen „Betriebsunfalls“ dahingehend zu gestalten, dass Freiheitsgrade für neue

---

<sup>354</sup> Godelier (1990), S. 47.

<sup>355</sup> Fischer-Kowalski (1997), S. 204.



kulturelle, soziale und ökonomische Formen bewahrt werden können, bzw. Freiheitsgrade hinzugewonnen werden können?

1. **Steuerung von Demographie/Fertilität:** Im Bereich der Bevölkerungsentwicklung von agrarischen Gesellschaftsformen lässt sich eine riskante universalgeschichtliche „Weichenstellung“ aufzeigen. Sieferle wies darauf hin, dass die gegenüber dem wildbeuterischen Sozialmetabolismus gesteigerte Produktivität des Agrarsystems offensichtlich *nicht* für eine anschließende Reduzierung des Arbeitsaufwandes bei *gleichbleibender* Bevölkerungsgröße und Produktivität eingesetzt wurde, wie es theoretisch möglich gewesen wäre, sondern vielmehr häufig für ein *Wachstum* der Bevölkerung und der Produktivität bei gleichbleibendem Arbeitsaufwand.<sup>356</sup> Demographisches Wachstum stellt jedoch eine äußerst riskante koevolutive Option auf der Basis der höheren Flächenerträge des Agrarsystems dar (vgl. 1.3.1.5, Strategien zur Steigerung der Flächenerträge). Bezüglich der Selbststeuerungsfähigkeit dieser agrarischen Bevölkerungsdynamik kann nachgewiesen werden, dass verschiedenartige koevolutive Regulierungen auf der Basis der kulturellen und sozialen Normen mit einer Reihe von „kontingenten Faktoren [...] (wie Krieg und Epidemien)“ zusammentreffen, so dass es schlussendlich „*keine* eindeutigen und evidenten kulturellen Muster zur Fertilitätskontrolle geben kann“<sup>357</sup> [Hervorhebung C.B.]. Der Wirtschaftshistoriker John Habakkuk bestätigt, dass die demographische Selbstregulierung im Wechselspiel „zufälliger“ Ereignisse keineswegs immer eindeutigen malthusianischen Schemata folgt. Folgt beispielsweise auf eine Hungersnot durch Dürren und Missernten ein verstärktes Wachstum der Bevölkerung durch das Angebot freigewordenen Landes, greift über eine längere Dauer kein gegenläufiges Regulativ, hypothetisch etwa durch eine erhöhte Sterberate oder eine verringerte Geburtenrate. Flächenmangel und ggf. die zunehmende Aufteilung der Hofstellen durch entsprechendes Erbrecht können in der Folge zum Absinken der Wirtschaftsfähigkeit und des Lebensstandards führen.<sup>358</sup> So erinnern auch die von Diamond bei den vormodernen Hochlandbauern Neuguineas ausgemachten demographischen Selbstbegrenzungsfaktoren wie Kindesmord, Empfängnisverhütung und Abtreibung eher an Wildbeutergesellschaften und zeigen, wie eng der sozialmetabolische Rahmen bereits geworden war.<sup>359</sup> Damit sind die koevolutiven

---

<sup>356</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 36.

<sup>357</sup> Ebd., S. 53.

<sup>358</sup> Vgl. Habakkuk (1973), S. 209f.

<sup>359</sup> Diamond (2008), S. 356.

Selbststeuerungsmechanismen in diesem Bereich eher als schwach und fragil einzuschätzen. Ein eindeutiges, aber fatales Regulativ stellen hier letztlich nur die katastrophalen biologischen Dezimierungen von Populationen durch Mikroben und ökologische Zusammenbrüche dar. Dieses letzte Regulativ markiert das Scheitern koevolutionärer Anpassungsversuche.

2. **Angepasste Varianz der flächengebundenen Sozialmetabolismen:** Wie in 1.3.1 bereits erläutert, kann es in Anbetracht der Flächen- und Zeitgebundenheit der Produktion in Verbindung mit der oben genannten Bevölkerungsdynamik auf der Ebene der Haushalte eine koevolutive Option darstellen, durch *Intensivierung* oder *Extensivierung* der Flächennutzung die lokale Ökonomie koevolutiv anzupassen. Dabei ist entscheidend, ob die „Carrying Capacity“<sup>360</sup>, das minimal in einem Produktionszyklus vorhandene Ressourcenangebot, bereits ausgeschöpft ist oder nicht: Intensivierung, z.T. im Zusammenspiel mit technischer Innovation (z.B. Neuzüchtungen von Nutzpflanzen, neue Anbauformen), verringert als verstärkte Kolonisierung der Natur bei ausgeschöpftem Ressourcenangebot die natürlichen Schwankungen der Produktion und erhöht die langfristige Carrying Capacity. Sozialmetabolische Regulierung durch Extensivierung verringert dagegen bei nicht ausgeschöpfter Carrying Capacity das Risiko, diese niedrige Schwelle zu überschreiten. Die Steigerung des Ressourcenangebotes durch Flächenausdehnung als sozialmetabolische „Flucht nach vorn“ bleibt aber energiesystemisch letztlich beschränkt und stößt auf eine Reihe von Folgeproblemen – besonders wenn in der Folge die Regulierung der Fertilität unzureichend gelingt.<sup>361</sup> Diese Option wird denn auch keinesfalls durchgängig genutzt: Eine weltweit konvergente Entwicklung, in Form annähernder Ausreizung der flächengebundenen Biokonversion, ist auch Jahrtausende nach der fast gleichzeitigen Entwicklung des agrarischen Musters an verschiedenen Punkten der Erde<sup>362</sup> nicht zu beobachten. Dies ist besonders angesichts der über die agrarisch geprägten Jahrtausende langsam wachsenden Weltbevölkerung<sup>363</sup> und der in verschiedenen Hochkulturen vorhandenen weitreichenden Naturbeherrschungspotenziale<sup>364</sup> bemerkenswert. Vergleicht man einige exemplarische Nettoenergieerträge unterschiedlicher Anbaumethoden aus

---

<sup>360</sup> Fischer-Kowalski (1997), S. 204.

<sup>361</sup> Vgl. ebd., S. 206.

<sup>362</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 28.

<sup>363</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 154.

<sup>364</sup> Vgl. Mumford (1980).

verschiedenen kulturellen Kontexten nicht-industrialisierter Landwirtschaft miteinander, fallen die zum Teil weit auseinander klaffenden Werte auf.<sup>365</sup>

Ort	Anbaumethode	Erträge (Megajoule/ Hektar)
Borneo	Brandrodung mit Reisanbau	859
Mexiko	Kleinräumiger Maisanbau	29.400
China	hochintensiver Garten- und Landbau	281.000

Dabei ist ein niedriger Nettoenergieertrag keineswegs mit verschärfter Knappheit (und damit höherer Mangelgefahr) gleichsetzbar. „Die Produktivität ist [...] eine Funktion der Eintragshöhen und damit der landwirtschaftlichen Intensität“, schreibt die Agrarökologin Joy Tivy. „Es besteht aber eine gegenläufige Beziehung zwischen Produktivität und Energieeffizienz.“<sup>366</sup> Vormoderne Intensivkulturen wie z.B. Gärten und Terrassenfeldbau verlangen beispielsweise ein erhebliches Input einer bestimmten *Qualität* von Energie, vorrangig menschlicher Arbeitskraft. Die Zufuhren, die darüber hinaus gehen, sind jedoch durch die Rezyklierung von Biomasse auf wenige Werkzeugaufwendungen und Saatgut beschränkt. Die Energieeffizienz der Intensivkulturen kann daher sehr hoch ausfallen – und moderne Anbauformen weit in den Schatten stellen.<sup>367</sup> Zudem gilt: Zwar *können* aus höheren Nettoerträgen je nach sozialer Umwelt größere Energiemengen in die Mangelabwehr bzw. –vorsorge gesteckt werden, doch *kann* der höhere Nettoenergieertrag auch umgekehrt wieder mit *höheren* sozialökologischen Risiken (unter Umständen Bodendegradation, Autonomieverluste durch Abhängigkeit von großgesellschaftlicher Steuerung) verknüpft sein. Neben der Intensivierungsoption steht daher je nach Zusammenspiel von sozialer und natürlicher Umwelt auch die Möglichkeit der Extensivierung der Flächennutzung offen. In diesem Fall verfügt vormoderner Landbau über Ausweichflächen, die die sozialökologischen Risiken minimieren helfen und so eine ähnliche Funktion erfüllen wie die energetischen „Puffer“ in Form von Vorräten und krisenmindernder Infrastruktur. Insgesamt lässt sich also feststellen: Das vielfältige

<sup>365</sup> Vgl. Daten bei Stephen Boyden bei Sieferle (1997a), S. 84.

<sup>366</sup> Tivy (1993), S. 14.

<sup>367</sup> Vgl. ebd., S. 13f.

Nebeneinander verweist auf koevolutive Steuerungsmechanismen, die zwischen den Wirkungsfaktoren der örtlichen sozialen und natürlichen Umwelt vermitteln und – mit sehr unterschiedlichen Energieerträgen – stabile Strukturkomplexität aufbauen. Die universelle Fragestellung der Neolithischen Revolution („Wie können wir innerhalb des modellierten Solarenergiesystems stabile soziale und kulturelle Strukturen aufbauen?“) konkretisiert sich lokal sehr unterschiedlich in ökologischen Anforderungen des Habitats, unterschiedlicher Bevölkerungsdichte und demographischem Wachstum sowie unterschiedlichen Ansprüchen der jeweiligen sozialen Umwelten - folglich müssen sehr unterschiedliche, kleinräumig-angepasste und immer nur vorläufige Antworten gefunden werden.

3. **Konsumbeschränkungen:** Eine denkbare koevolutive Regulierung des Sozialmetabolismus kann auch im Bereich des Konsums angesetzt werden. So kennen bereits vor der neolithischen Revolution indigene Jäger und Sammler mythologische Nahrungs- und Jagdtabus, die mittelbar der Ressourcengeneration zu Gute kommen;<sup>368</sup> ethnologisch nachweisbar ist auch der zuweilen noch bei modernen Wildbeutern beobachtbare bewusste Verzicht auf hypothetisch verwertbare Pflanzen und Wild, der mit einer Präferenz von leichter sammelbarer Nahrung im Umfeld der wechselnden Lager verfügbar ist – der Konsum wird also qualitativ beschränkt und gleichzeitig auf eine größere, regenerierbare Fläche verteilt.<sup>369</sup> In Agrargesellschaften können ähnliche Konsumbeschränkungen via Normintegration und Traditionalisierung zur Anpassung des „Stoffwechselprofil[s]“<sup>370</sup> durchgesetzt werden (z.B. Tabus zum Fleischverzehr, „Sparsamkeits- und Wiederverwertungsmaximen“<sup>371</sup>).
4. **Sozioökonomische und kulturelle Selbstregulierung:** Im Rahmen der „Einbettung“<sup>372</sup> vormoderner Ökonomie in die menschlichen Beziehungen und ihre kulturellen Normen kann das wirtschaftliche Verhalten von Individuen und Haushalten so reguliert werden, dass - im Interesse einer ganzen Population – das Risiko eines Umschlags von Knappheit in Mangel minimiert wird. (Auf diese soziale Dimension der Subsistenz komme ich in Abschnitt V. 3.2 zurück.) So kann die durch natürliche Schwankungen niedrige Carrying Capacity durch gemeinschaftlich

---

<sup>368</sup> Vgl. Stüben (1995).

<sup>369</sup> Vgl. Godelier (1990), S. 48ff. Der Grad der „Bewusstheit“ dieser Selbstregulierung ist daran ablesbar, dass die bei Godelier aufgegriffenen !Kung-Buschmänner die Essbarkeit der nicht-gejagten Tiere und nicht-gesammelten Pflanzen (wie auch deren weitere Eigenschaften) durchaus kennen, also auf eine potentiell sozialmetabolisch destabilisierende Verbreiterung ihres Nahrungsspektrums verzichten.

<sup>370</sup> Fischer Kowalski (1997), S. 204.

<sup>371</sup> Ebd.

<sup>372</sup> Polanyi (1978), S. 75.

organisierte Speicherung von Ressourcen schrittweise erhöht werden: In Zeiten des Überangebots wird gespeichert, was bei minimalen Erträgen oder gar Ausfällen dringend benötigt wird, z.B. als gemeinschaftliches Wasserreservoir, als zusätzliche Getreiderücklage, die auch in Not geratene Nachbarn zu Gute kommt oder als energiespeichernde Allmendefläche (vor allem in Form von Weide und Wald). Ein weiterer Selbstregulierungsmechanismus, der auch im Zusammenhang mit der Selbststeuerung des Subsistenzhaushaltes (Abschnitt V 3) noch bedeutsam wird, ist die sogenannte „Labor-Consumer-Balance“<sup>373</sup>, die von Anthropologen und Ökonomen bei außereuropäischen, bzw. zum Zeitpunkt der Beobachtung kaum von der Modernisierung erfassten Kulturen beobachtet wurde. Bei diesen Gesellschaften ist der Austausch mit der Natur an *langfristig* sicherer Bedarfsdeckung und möglichst großer Mußeintensität orientiert.<sup>374</sup> Produktion, die über den Bedarf des Oikos hinausgehen würde, wird in der Regel vermieden. Wo dieser Bedarf auch mit weniger Arbeitsaufwand gesichert werden kann und ausreichend Fläche zur Verfügung steht, fallen Bauern regelmäßig auf extensiven Wanderfeldbau zurück.<sup>375</sup> Hinter diesem Verhalten lassen sich mit dem Anthropologen Dieter Groh zwei wesentliche Merkmale ökonomischer Selbststeuerung ausmachen: „Arbeitsvermeidung“ und „Risikovermeidung“.<sup>376</sup> Die Vielfalt der weiteren möglichen Strategien ist zu komplex, als dass sie hier im Einzelnen dargestellt werden könnte; sie reicht vom Anbau von lokal angepassten Kulturpflanzen mit niedrigeren, dafür aber sicheren Erträgen bis hin zur bewussten Entscheidung von Kulturen gegen technische Innovationen, die zu sozialmetabolisch destabilisierender Mehrarbeit führen würden. Im Kern handelt es sich um eine alltagspraktische Kalkulation: In welchem Verhältnis steht der Arbeitsaufwand, der gesamte ökonomische „Input“ zur damit erzielten Produktivität? In welchem Maß sinkt die Produktion bei steigender Beschwerlichkeit der Arbeit? In welchem Umfang sinkt die langfristige Produktivität des genutzten Ökosystems? Muss auf periphere, nur mit erheblichem Risiko nutzbare Flächen ausgewichen werden? Untergräbt ein gesteigerter Arbeitsaufwand möglicherweise sogar die überlebenswichtige soziale Kohäsion, weil Zeit für Feste, Freundschaftsdienste, Riten und Gespräche fehlen? Allgemeiner gesprochen: Inwieweit produziert eine über den Bedarf hinaus gesteigerte ökonomische Aktivität

---

<sup>373</sup> Vgl. Groh (1992), S. 35ff.

<sup>374</sup> Vgl. ebd., S. 29.

<sup>375</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 80.

<sup>376</sup> Groh (1992), S. 78 und 89.

ihre eigenen Risiken mit?<sup>377</sup> Es leuchtet ein, dass die damit vorgenommene Abwägung von subsistenten Produzenten nur so lange einen nennenswerten Entscheidungsspielraum besitzt, als die betreffende Kultur nicht bereits von Mangelkrisen betroffen ist. Wo Land, Arbeitskraft und Ressourcen bereits fehlen, fehlt auch zunehmend die Möglichkeit zur langfristigen Risikominimierung. „Unterproduktivität“<sup>378</sup> ist demnach ein Merkmal ökonomischer Einheiten mit stabiler Selbstbezüglichkeit, die das Ausreizen der sozialmetabolischen Grenzen vermeiden kann.

5. **Kontrollierte Nutzung von Gemeingütern:** Es kann weiter allgemein angenommen werden, dass sich aus dem verdichteten Zusammenleben der Menschen und den damit potenzierten Nutzungskonflikten seit dem Neolithikum eine Bandbreite lokal angepasster ökologischer, kultureller und sozialer Regulierungen ergeben mussten, die Individuen und Haushalte im Idealfall vor Subsistenzkrisen schützen konnten. Beispiele wie die traditionelle indische „Gramswaraj“, die Gemeinschaft und „Selbstregierung“<sup>379</sup> des Dorfes oder die auf Nachbarschaft, Verwandtschaft, Hausgemeinschaften und ihren Vorständen sowie lokalen Vertretern der Obrigkeit fußende Kooperation und Selbststeuerung mittelalterlicher Dörfer in Europa<sup>380</sup> stellen lokal angepasste, koevolutive Selbststeuerungen des Sozialmetabolismus dar. Gegen die Möglichkeit derartiger gemeinschaftlicher Regulierung und ihrer Wirksamkeit wird zwar nicht selten die pseudo-anthropologische „Diagnose“ einer „homo-oeconomicus“-Natur des Menschen angeführt. Tatsächlich aber fehlen diesen von einem ideologischen Menschenbild gefärbten Unterstellungen stichhaltige Belege.<sup>381</sup>
6. **Großgesellschaftlich organisierte „Notfallhilfe“ als materieller „Puffer“ des Mensch-Natur-Austausches:** In vielen Fällen kann in der Vormoderne auch großgesellschaftlich organisierte Mangelvorsorge nachgewiesen werden. Diese kann als Teil einer koevolutiv entwickelten vormodernen Institutionenordnung auf verschiedenen sozialen Ebenen angesehen werden, die „Stabilität und Kontinuität“<sup>382</sup> zu sichern helfen. Beispiele für letztere finden sich etwa in Mogul-Indien und im Alten China: Dort bestanden administrative Marktregulierungen, Getreidespeicher und

---

<sup>377</sup> Vgl. ebd., S. 89ff.

<sup>378</sup> Ebd., S. 74.

<sup>379</sup> Mies (2002), S. 215.

<sup>380</sup> Vgl. Borst (2002), S. 373ff am Beispiel der juristischen Regulierungen des „Sachsenspiegels“, ferner die Dorfstudie von Ladurie (2000), besonders S. 63ff.

<sup>381</sup> Zur angeblichen „Tragödie der Allmende“, die in diesem Zusammenhang von Garrett Hardin ins Feld geführt wurde, komme ich im Kontext der Gemeingüterbewirtschaftung in Abschnitt V.3.7 noch zurück.

<sup>382</sup> Siefert (1982), S. 51.

Gemeindeland als Flächenreserve für Notzeiten, die über den materiellen Aspekt hinaus auch als sozialpolitisch-integrative Krisenvorsorge interpretiert werden können.<sup>383</sup> Diese großmaßstäblichen, aus abgeschöpftem Surplus aufgebauten Vorsorgemaßnahmen dürfen aber keinesfalls verallgemeinert und in ihrer Wirksamkeit überschätzt werden: Das Versagen der sozialen Systeme kann in der Vormoderne sehr vereinzelt soweit gehen, dass in Zeiten akuten Mangels sogar Lebensmittel exportiert werden, statt Notleidende zu versorgen.<sup>384</sup> Auch die Abhängigkeit des einzelnen Haushalts von der ihn umgebenden, den Sozialmetabolismus regulierenden „hydraulischen Gesellschaft“<sup>385</sup> (Karl August Wittfogel) und ihren möglichen Surplusreserven kann sich als „Falle“ erweisen. Wo die Nische des Menschen räumlich und ökologisch so eng beschränkt ist wie in der regenlosen Flussoase des Alten Ägyptens, die vollständig vom schwankenden Volumen der weit entfernten Regenfälle des Monsunsystems abhängt und ein weit ausdifferenziertes Gesellschafts-, Herrschafts- und Bewässerungssystem hervorgebracht hat, kann der Zusammenbruch zentraler Steuerung (z.B. am Ende des Alten Reiches) fatal wirken. Da der ägyptische Staat mit der Ausweitung und Bewässerung von Anbauflächen, der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion um höherer Steuern willen und der Anlage von Getreidespeichern eine essentielle Rolle im Alltagsleben spielte, war eine Krise des Herrschaftssystems zugleich eine Krise der materiellen Alltagsökonomie.<sup>386</sup> Auch die Transportprobleme der flächengebundenen Ökonomie können die „Notfallhilfe“ durch Verteilung von zuvor angehäuften Reserven verhindern. So kann man mit dem Anthropologen James C. Scott konstatieren, dass derartige Maßnahmen der Nothilfe, Umverteilung und Nachbarschaftlichkeit nicht mehr als „a minimal subsistence insurance for villagers“<sup>387</sup> darstellen.

---

<sup>383</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 220f. über das Beispiel Indiens, ferner Davis (2005), S. 315ff und 343ff. Beide Autoren beziehen sich besonders auf die Folgen der Zerstörung der kommunalen und großgesellschaftlichen Strukturen durch die Kolonialherren seit dem 19. Jahrhundert.

<sup>384</sup> Vgl. Collins/Lappé (1980), S. 117.

<sup>385</sup> Zum Konzept vgl. Radkau (2002), S. 112f.

<sup>386</sup> Vgl. Wilson (1961), S. 360f.

<sup>387</sup> Scott (1976), S. 5.

### 1.3.1.6 Zum Ausmaß von Mangel in Agrargesellschaften

Wo die vorgenannten koevolutiven Selbststeuerungspotentiale und Vorsorgestrategien unzureichend oder blockiert sind, ist durchaus ein verstärktes und nicht nur temporäres Auftreten von Mangel in der Vormoderne möglich. Ein linearer Ursache-Folge-Zusammenhang ist jedoch kaum zu erwarten. Stattdessen lässt sich konstatieren: Ob eine Hofwirtschaft in eine Mangelkrise gerät, wie schwer und wie lange sie davon betroffen ist, kann bereits innerhalb einer Region von Hof zu Hof variieren. In dem einen Fall erweist sich der Sozialmetabolismus eines Hofes als stabiler und vermag Mangelsituationen energetisch abzupuffern, im nächsten Fall schlägt eine möglicherweise schon latent verschärfte Knappheit (etwa aus niedrigen Nettoenergieerträgen in Verbindung mit Mangel an einsetzbarer menschlicher und tierischer Arbeitskraft, Werkzeugen, nutzbaren Flächen) in akuten Mangel um.

Am Beispiel der westfälischen Senne, einer Heidelandschaft mit mineralarmen, ausgewaschenen Sandböden und wenigen halbwegs fruchtbaren Bachniederungen lässt sich dieser Zusammenhang verdeutlichen. Die Senne bot der vormodernen Landwirtschaft im Gegensatz zu benachbarten, mit Löss angereicherten Gebieten von Anfang an nur einen sehr engen sozialmetabolischen Rahmen. Selbst die größten und „wohlhabenden“ sogenannten „Vollmeier“-Höfe, die bis zu 250 Hektar bewirtschaften mussten, um ihre Subsistenz und die Erfüllung ihrer an die Flächennutzung gebundenen Abgabenlast durch eine Kombination intensiver und extensiver Nutzungsformen (Ackerbau, bewässerte Weidewirtschaft, Waldweise, Plaggenwirtschaft, Schafzucht) zu gewährleisten, waren vergleichsweise kleinbäuerlich geprägt: Die Arbeitsteilung war sehr gering ausgeprägt, monetäre Rücklagen für Notzeiten und besondere Anschaffungen kaum möglich. Feuer, Viehseuchen, Nässejahre und Dürren konnten den Oikos daher entsprechend besonders empfindlich treffen. Trotz jahrhundertlang relativ dünner Besiedelung kam es so immer wieder zu akuten Mangelsituationen: Auswanderung, die Aufgabe von Hofstellen und v.a. die Suche nach Zuverdienstmöglichkeiten in protoindustrieller Heimarbeit und Lohnarbeit waren besonders für die mit teilweise nur 5-10 Hektar wirtschaftenden Pächter und sogenannten Häusler oft der letzte Ausweg.<sup>388</sup> Die Geschichte der Sennebauern zeigt, wie ein prekäres ökologisches Substrat, teilweise aus der Knappheit an fruchtbarem Boden noch zusätzlich durch Raubbau unterminiert (Plaggenabbau führte häufig zur Bodendegradation), den sozialmetabolischen

---

<sup>388</sup> Vgl. Bultmann (2008), S. 171ff.



Spielraum des Oikos extrem einzuengen vermag, so dass der Umschlag von Knappheit in lebensbedrohlichen Mangel nicht mehr aus eigener Kraft abgewendet werden kann.<sup>389</sup>

Hinzu tritt die Rolle der sozialen Umwelt auf die Höfe eines bestimmten Gebietes, die die bestehenden Spannungen mitunter noch zu verstärken vermag, sich jedoch nicht in eine *eindeutige* kausale Positionen einordnen lässt. So haben diachrone Untersuchungen vormoderner Oikowirtschaften in Österreich ergeben, dass destruktive Einwirkungen der übergeordneten sozialen Umwelt sich bei verschiedenen Höfen einer Region unterschiedlich auswirken, was wiederum auf die unterschiedlich ausgeprägte Fähigkeit eines Oikos verweist, auf einer möglicherweise prekären sozialmetabolischen Grundlage dennoch Steuerungs-kapazitäten zu erwerben.

„Die vergleichende Analyse langer Zeitreihen in den drei Fällen ergibt, dass die Resilienz bzw. Stabilität der drei Orte sehr unterschiedlich war. Während Theyern zumindest zwei Mal in seiner Geschichte vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch stand, sind derartige Entwicklungen für die beiden anderen Orte nicht bekannt. Der äußere Anlass war zwar kriegerischer Natur, aber die Instabilität des Ortes durch die vergleichsweise schlechte Ausstattung der Hofstellen angelegt. Die mikrostrukturelle Analyse ergibt, dass die Höfe in Theyern schlechter ausgestattet sind als jene in Voitsau. In Voitsau ist die naturräumliche Lage an sich schlechter als in Theyern. Doch die Resilienz ergibt sich nicht direkt aus naturräumlichen Bedingungen, sondern aus den aufgrund dieser Bedingungen in den jeweiligen ökonomischen Einheiten erwirtschaftbaren ökonomischen Puffern.“<sup>390</sup>

Zu Ausmaß und universalgeschichtlicher Bedeutung der damit sehr grob theoretisch abgesteckten Möglichkeit krisenhafter Mangelsituationen liegen jedoch wiederum sehr unterschiedliche Einschätzungen der Soziologie und Ethnologie vor, die im Folgenden diskutiert werden sollen.

Ökofeministische Studien enthalten zwar viele anschauliche Beispiele für Mangelvermeidungsstrategien - soweit sie auch heute noch in traditionell geprägten Gemeinschaften greifen - geben aber kaum Anhaltspunkte über reale Einschränkungen der unabhängigen materiellen Versorgungssicherheit in der Vormoderne. Ursache dafür ist möglicherweise die isolierte Betrachtung der sozialen Umwelt unter weitgehender Ausklammerung der natürlichen Umwelt und der wechselseitigen Beeinflussung beider Bereiche: Manifestationen von Knappheit werden daher ausschließlich als Voraussetzung und zugleich Folge von sozialen und ökonomischen Prozessen wie Patriarchalisierung und Industrialisierung aufgefasst und letztlich als herrschaftstechnisch beabsichtigte materielle

---

<sup>389</sup> Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Diamond (2008), S. 280ff und 311ff, der normannische Bauernhöfe in Grönland untersucht und konstatiert, dass hier anthropogene Bodendegradation, u.a. durch Abholzung und Schweinehaltung während der frühen Siedlungsperiode und eine von Anfang an gegebene, aber sich noch verschärfende Knappheit geeigneter Weideflächen zu Mangelkrisen und schließlich gesellschaftlichen Zusammenbrüchen führten.

<sup>390</sup> Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 70.

Verknappung durch Subsistenzzerstörung gedeutet.<sup>391</sup> Diese ökofeministische These vom Artefaktcharakter der gesellschaftlichen Knappheit und des Mangels<sup>392</sup> verweist zwar auf einen wichtigen sozialökologischen Zusammenhang, abstrahiert dabei aber von den oben dargelegten sozialmetabolischen Spannungen *aller* agrarischen Ökonomien und zeichnet so ein holzschnittartiges Bild von den materiellen Rahmenbedingungen der Subsistenz.<sup>393</sup> Wo Mangel ausschließlich den Herrschaftsinstanzen und gesellschaftlichen Verhältnissen angelastet wird, wird zugleich die Frage nach materiell-energetischen Systemgrenzen, sozialökologischen Voraussetzungen von Knappheit bzw. Mangel und des koevolutiven Umgangs mit diesen sich wandelnden Bedingungen obsolet.

Eine nahezu entgegengesetzte Argumentation lässt sich aus Hans Peter Duerrs Interpretation vormoderner mythischer Bewusstseinsformen ableiten. Duerr legt dar, dass chronischer Mangel materieller Ressourcen von Anfang an in praktisch allen Agrargesellschaften das *bestimmende und unvermeidbare Merkmal* der menschlichen Existenz darstellt und ausgehend von seiner Dominanz im materiellen Alltagsleben auch Eingang in die von ihm untersuchten kulturellen Selbstdeutungen fand. Die Einschränkung oder sogar der Verlust der Versorgungssicherheit mit Nahrung, Kleidung, Werkzeugen und Wohnung steht demzufolge in engem Zusammenhang mit kollektiven Bewusstseinsformen, die explizit die Mühsal lebenslanger Arbeit, Knappheit, aber mehr noch den Mangel beklagten.<sup>394</sup> Diese Bewusstseinsformen würden demnach eine hilflose *Reaktion* auf gravierende, regelmäßig auftretende und schmerzhaft Mangelsituationen darstellen, die zugleich als unabänderlich gedeutet werden. Laut Duerr richten zumindest einige der geschichtlich jüngeren, großen Religionen in den Agrargesellschaften des Vorderen Orients und des Fernen Ostens (ab ca. 1000 v. Chr.) ihre Anhänger entsprechend auf die Abtötung des von Entbehrung geplagten Leibes aus und stellen paradiesische „Jenseitsfreuden“ bzw. Auflösung des leidenden Ichs in Aussicht. Doch diese geistesgeschichtliche Deutungslinie sollte wiederum nicht überstrapaziert werden, wenn es um die Empirie des „Mangels“ geht: Bei den von Duerr ausgewerteten Deutungsmustern werden zugleich in massiver – von Duerr offensichtlich unterschätzter - Weise kulturelle Selbstreferenzen wirksam, die sich mit den Wirkungen sozialer Ungleichheit vermengen. Im Gegensatz zu dieser etwas einseitigen Interpretation lassen sich die Bewusstseinsformen der Knappheitsregime entsprechend *auch* als ideologischer Ausdruck der Interessen religiöser Autoritäten auffassen und man sollte sich

---

<sup>391</sup> Vgl. z.B. Mies (2003), von Werlhof (2003), Spehr (1996), besonders S. 75ff.

<sup>392</sup> Am deutlichsten bei von Werlhof (2003), S. 50f.

<sup>393</sup> In ähnlicher Form z.B. bei Illich (1982) und Gronemeyer (1988).

<sup>394</sup> Vgl. Duerr (1990), S. 237. Auch bei Sieferle (1982), S. 36, aufgegriffen.

hüten, sie ohne quellenkritische Kontextualisierung als realistische Selbstdeutung der gesellschaftlichen Basis fehlzudeuten. Ein Beispiel dafür ist das auch bei Duerr verwendete Zitat aus dem I. Buch Mose 3, 17, wo es recht drastisch heißt:

„Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang.“<sup>395</sup>

Die aus dem dualistischen Paradiesmythos hervorgehende, verzerrte Darstellung der möglichen Schwere und materiellen Dürftigkeit speziell der Arbeit wie auch der diesseitigen agrarischen Lebensform im Allgemeinen<sup>396</sup> kann als Versuch gedeutet werden, den Gläubigen zu einem erlösungs- und daher unterweisungsbedürftigen Mängelwesen zu stilisieren<sup>397</sup> und möglicherweise auch soziale Ursachen von verschärfter Knappheit zu verschleiern (z.B. Surplusabschöpfung). Zusätzlich könnte noch die herrschaftliche Geringschätzung körperlicher Arbeit in den hierarchisch gegliederten agrargesellschaftlichen Hochkulturen hier eine erhebliche Rolle spielen. Damit wird die Aussagekraft der Befunde Duerrs in Bezug auf die die hier verfolgte Frage bereits deutlich relativiert.

Man könnte Duerrs Ansatz jedoch dahingehend modifizieren, dass derartige Bewusstseinsformen zwar keinen „Objektivitätsanspruch“ aufweisen, aber möglicherweise überhaupt nur deshalb kollektiv implementiert und ideologisch aufgeladen werden konnten, weil sie an wiederkehrende Alltagserfahrungen des materiellen Lebens anknüpfen konnten. Am Beispiel der Landwirtschaft des europäischen Mittelalters lässt sich etwa zeigen, dass der Umschlag von Knappheit zu Mangel vielerorts eine beständige Drohung im Spannungsfeld von sozialer und natürlicher Umwelt darstellte. So änderte sich über das gesamte Mittelalter hinweg trotz neuer Techniken und Anbauweisen (Kummet, Räderpflug, Windmühle, Dreifelderwirtschaft etc.) und damit teilweise steigender Gesamterträge kaum das Verhältnis von Saatgut und Erntegut (Faktor 1:3).<sup>398</sup> Erst frühneuzeitlich scheinen sich die Erträge deutlich erhöht zu haben.<sup>399</sup> Den europäischen Bauern blieb so selbst „kaum die Hälfte ihres Ertrags zum Eigenverbrauch“<sup>400</sup>. Höhere Erträge wurden tendenziell von grundherrschaftlichen Prädatoren, im Spätmittelalter auch von städtischen Geschäftspartnern aufgesogen.

---

<sup>395</sup> Zitiert nach Duerr (1990), S. 237.

<sup>396</sup> Vgl. zum universalhistorischen Wandel des Arbeitsbegriffes Kocka (2008).

<sup>397</sup> In diesem Sinne könnte Ivan Illichs Kritik an der Zurichtung des Menschen zum Mängelwesen nicht nur für die Moderne zutreffen; vgl. Illich (1975).

<sup>398</sup> Borst (2002), S. 370 bzw. 372.

<sup>399</sup> Vgl. Radkau (2002), der ein Verhältnis von 1 : 8 für andalusische und 1 : 11 für englische Bauern um 1600 angibt.

<sup>400</sup> Borst (2002), S. 372.

„Sie essen ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts, aber sie ernten auch das Brot, das ihre Herren essen werden. [...] [D]er Bauer allein könnte friedlich von seiner Hände Arbeit leben, als Ideal autarker Wirtschaft. [...] Infolge der doppelten Abhängigkeit von Natur und Mitmenschen können die Bauern dieses Ideal nirgends verwirklichen. Sie leben am Rand des Existenzminimums und haben keine Zeit und Kraft zur Rationalisierung ihres Lebens; es wird vielmehr auf ihre Kosten durch geistliche, adlige und bürgerliche Herren rationalisiert. Bauern atmen auf, wenn der Hagel ihr Kornfeld, die Maul- und Klauenseuche ihren Viehstall verschont, wenn sie dem Grundherrn die Zinshühner, dem Verpächter die Kastanien abgeliefert haben und danach mit ihrer Familie noch satt werden.“<sup>401</sup>

Dieser empirische Kern von Knappheit als Alltagserfahrung ist bei weniger herrschaftstechnisch funktionalisierten und sinnstiftend aufgeladenen Bewusstseinsformen leichter aufzufinden. Elementare, auf die materielle und soziale Alltagspraxis bezogene Bewusstseinsformen von Selbstversorgern können unter dem Gesichtspunkt der sozialmetabolischen Mangelvermeidung neu bewertet werden. Ethnologen, die in den 60er-Jahren vor allem subsistenznahe, kleinbäuerliche Bewusstseinsformen erforschten, stießen z.B. auf einen traditionellen Alltagsbegriff von Knappheit, der in unterschiedlichen kulturellen Überformungen weltweit auftritt:

„[...] I mean, that broad areas of peasant behaviour are patterned in such fashion as to suggest that peasants view their social, economic, and natural universes – their total environment – as one in which all of the desired things in life such as land, wealth, health, [...], security and safety, exist in finite quantity and are always in short supply [...].“<sup>402</sup>

Die systemisch „begrenzte Menge“ und Verfügbarkeit der Güter wird im traditionellen Wissen bewusst wahrgenommen und als Grundlage des sozialen und ökonomischen Handelns pragmatisch berücksichtigt. Die von den Ethnologen untersuchte Ökonomie (modern, aber kleinbäuerlich-traditionell geprägt) richtet sich mit einer koevolutiven Selbststeuerungs- und Optimierungsstrategie entsprechend *innerhalb* des gegebenen Systems ein, das ökonomische Denken und die zugehörige materielle Kultur steuert den Haushalt risikominimierend innerhalb des sozialmetabolischen Rahmens. In diesem „Nullsummend Denken“ steht die Bewahrung eines „wohlgeordneten, störungsfreien und dauerhaften Gleichgewichts zwischen einer gegebenen Ressourcenmenge und ihrer stabilen Nutzung“ im Vordergrund.<sup>403</sup> Das Verb „haushalten“ beschreibt im Deutschen sehr präzise diese sozioökonomische Selbstregulierung zum Zweck der Erhaltung des „Hauses“ bzw. Oikos.

Für erfolgreiche koevolute Selbststeuerungsmechanismen gibt es eine Reihe von unterschiedlich sicheren Belegen:

1. ***Keine allgemeine Tendenz zur Flächenausweitung:*** Die vormoderne Ökonomie konnte bei Vorhandensein ausreichend ergiebiger Anbauflächen regelmäßig darauf

---

<sup>401</sup> Ebd., S. 372f.

<sup>402</sup> Foster (1967b), S. 304.

<sup>403</sup> Sieferle (1997a), S. 97f.

verzichten den ökologischen „Puffer“ ungenutzter oder bislang nur extensiv genutzter Flächen expansiv einzubeziehen. Auf diese Weise konnte sie den *Flächeninput* deutlich kleiner halten als die Intensivkulturen. Der Effizienzgrad dieser Wirtschaftsweisen konnte auf diese Weise mitunter sehr niedrig sein, ohne dass damit eine Mangelsituation entstanden wäre.<sup>404</sup> Dies verweist auf eine koevolutiv erfolgreich regulierte Dynamik des agrargesellschaftlichen Sozialmetabolismus der zu Grunde liegenden Nutzungsform.

2. ***Umkehrbarkeit des Intensivierungspfades unter bestimmten äußeren und sozialen Bedingungen:*** Einen weiteren Hinweis in diese Richtung bildet die Beobachtung, dass intensivierter Landbau sogar wieder zurückgefahren werden konnte: So kehren agrarische Kulturen selbst in der Moderne z.T. zu extensiven Formen wie Brandrodung und Wanderfeldbau zurück, wenn der Bevölkerungsdruck auf die Fläche sinkt, geeignete Flächen bereitstehen und die jeweilige Obrigkeit dies zulässt. Hier tritt jedoch eine uneindeutige Lage auf, da diese Umkehrung des Intensivierungsprozesses zuweilen auch eingebettet in einen Kontext eben *nicht-bewältigter* agrargesellschaftlicher Dynamik, sprich koevolutiver Instabilität auftritt. Hier steht das Beispiel flexibler koevolutiver Anpassung der agrarischen Nutzungsformen an veränderte Gegebenheiten des übergeordneten politischen und sozialen Systems (z.B. im süddeutschen Raum nach Abzug der Römer<sup>405</sup>) neben Fallbeispielen, die eher im Zusammenhang mit demographisch und sozial-krisenhaft begründeter Migration stehen (z.B. die Epoche kleinbäuerlicher Siedler während der Kolonial- und Pionierzeit der USA<sup>406</sup> oder die Besiedlung Amazoniens durch marginalisierte Siedler heute<sup>407</sup>).
3. ***Vielfalt der Agrikurlandschaften:*** Dass traditionelle Agrikurlandschaften bis in die Moderne regelmäßig eine hohe Biodiversität im Nebeneinander unterschiedlich intensiv bis temporär gar nicht genutzter Flächen aufweisen, ist ein Ausdruck koevolutiver Selbststeuerung, der sich noch zusätzlich stabilisierend und risikominimierend auswirkt: Die genetische Diversität der Kulturpflanzen bleibt bei dieser Wirtschaftsweise ebenso erhalten wie die Bodenfruchtbarkeit und die relativ

---

<sup>404</sup> Vgl. das Beispiel tropischer Brandrodungswirtschaft bei Brauns/Scholz (1997), S. 5, wo Schätzungen vorgelegt werden, wonach für die Ernte von einer Tonne Getreide 300 Tonnen Biomasse in Form brandgerodeten Regenwaldes (Aschedüngung) nötig sind.

<sup>405</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 81f.

<sup>406</sup> Vgl. ebd., S. 211f.

<sup>407</sup> Vgl. ebd., S. 61f.

stabile Strukturkomplexität der gesamten ökologischen Nische.<sup>408</sup> Der Wechsel der genutzten Flächen oder ihrer Nutzungsformen erzeugt ein mosaikartiges Nebeneinander unterschiedlicher Lebensräume für Pflanzen und Tiere, in dem etwa Pionierpflanzen entblößte Bodenkrume festhalten, unterschiedliche Waldnutzungsformen zu verschiedenen Waldtypen führen und kleine Fließgewässer zu Speicherteichen mit einem neuartigen ökologischen Profil aufgestaut werden. Die solchermaßen anthropogen *bereicherte* Biodiversität „puffert“ die Eingriffe des Menschen in ähnlicher Weise wie sie imstande ist, die durch Wetterextreme, Brände und Erdbeben verursachten natürlichen Destabilisierungen auszugleichen. Die Biodiversität erweist sich dabei mit den Worten des Soziobiologen Edward O. Wilson als universeller „Schlüssel zur Erhaltung der Welt, wie wir sie kennen.“<sup>409</sup> Die stabile Selbstversorgungsfähigkeit des Oikos wird in diesem Mosaik der Lebensräume durch die Möglichkeiten dauerhafter Brenn- und Bauholzgewinnung, des Kräuter- und Wildfruchtsammelns, der traditionellen (Wald-)Weideformen, der Fischerei und der niederen Jagd gewährleistet. Im Kontrast dazu steht der moderne marktintegrierte Landwirt, der unter ökonomischem Zwang Raine, Mauern, Hecken, Gehölze und Brachen beseitigt und so die Biokonversion einer größtmöglichen Fläche für den Markt zu monopolisieren und zu verwerten sucht.

Die agrargesellschaftliche Fähigkeit stabile Strukturbildung und sozialmetabolisch stationäre Zustände zu erreichen,<sup>410</sup> bildet mithin einen Gegenpol zu den unterschwelligem sozialökologischen Dynamiken dieser Gesellschaften durch steigende Fertilität und tiefere Eingriffe in den Naturhaushalt. Dieses deutet bei allen Entwicklungsdynamiken, periodischen Krisen und lokal begrenzten Zusammenbrüchen des Sozialmetabolismus ein weiteres Mal auf die Fähigkeit der überwiegenden Mehrzahl der Subsistenzökonomien hin, ein stabil-selbstreguliertes, nicht-selbstunterminierendes und anpassungsfähiges Naturverhältnis zu realisieren.

Aus dem unstrittigen Auftreten wiederkehrender, teils verheerender Hungersnöte durch Missernten, soziale Krisen und exogene Faktoren (z.B. Kriege, Naturkatastrophen) kann nicht abgeleitet werden, dass es sich bei derartigem Existenz bedrohenden Mangel um ein *allgemeines* Merkmal von Agrargesellschaften handeln könnte, das in den ihnen

---

<sup>408</sup> Kulturpflanzen können z.B. vom Austausch mit dem Genpool nahe verwandter „wilden“ Formen auf extensiv genutzten Flächen profitieren, genetische Vielfalt der Biokonverter sichert stabile ökologische und letztlich auch ökonomische Prozesse. Vgl. Glavin (2008), S. 9ff., 241ff.

<sup>409</sup> Wilson (1995), S. 25.

<sup>410</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 96f.

gemeinsamen Grundstrukturen des solarenergetischen Stoffwechsels begründet ist. Aus dem Vorhandensein stationärer Obergrenzen, wie sie in diesem Abschnitt dargelegt wurden, folgt keinesfalls zwingend, dass diese auch durch mangelnde Anpassung der menschlichen Nische an die ökologischen Rahmensetzungen überschritten werden, wodurch elementare Not ausgelöst würde. Stattdessen wird das Augenmerk auf die soziale Umwelt und ihre *Wechselwirkung* mit den Ökosystemen („ökologische Kettenreaktion“<sup>411</sup>) zu richten sein, um die Frage zu klären, welche Faktoren Gesellschaften, zwar nicht im Ausnahme- so doch aber *im Einzelfall*, auf einen *Existenz bedrohenden* Kurs des Mangels schicken. Auch die gerne ursächlich herangezogenen Klimaschwankungen (z.B. „Kleine Eiszeit“ der Frühen Neuzeit etc.) können in dieser Perspektive als nachgeordnet angesehen werden.<sup>412</sup> Davis weist nachdrücklich darauf hin, dass Wetterphänomene wie „El Nino/Southern Oscillation“ (ENSO), die „ein Viertel der Erdbevölkerung auf fünf Kontinenten“<sup>413</sup> betreffen können, keineswegs hinreichende Erklärungen für die großen Hungerkatastrophen des späten 19. Jahrhunderts in Indien, China und Südamerika abgeben. Entscheidend ist vielmehr: Wie reagiert eine Gesellschaft auf diese natürlichen Veränderungen und Risiken? Kann sie z.B. die Surplusabschöpfung innerhalb des sozialen Systems flexibel an die veränderten Bedingungen anpassen?

„Das Problem ist nicht eine Trockenheit oder ein Hochwasser. Das Problem ist das Versagen des Sozialsystems, den Herausforderungen der Natur zu begegnen.“<sup>414</sup>

Ein besonders krasser Fall scheiternder sozialökologischer Koevolution liegt beispielsweise dann vor, wenn die übergeordnete soziale Umwelt dafür sorgt, dass eine flexible Selbstversorgung vor Ort nicht möglich ist bzw. wenn sie jegliche gesellschaftliche Unterstützung der vom Mangel akut Betroffenen unterlässt. Genau dies geschieht jedoch bei der erzwungenen Transformation der Subsistenzökonomien in abhängige Glieder der modernen Weltwirtschaft. Wie Karl Polanyi, Mike Davis sowie Joseph Collins und Frances M. Lappé zum Teil unabhängig voneinander gezeigt haben, sind besonders die modernen europäischen Staaten mit ihrer ausbeuterischen Kolonialpolitik, der Zerstörung der sozialen Selbststeuerungsinstitutionen der ländlichen Produktion in den Kolonien wie im eigenen Binnenland, ihrem liberalen Rechtssystem (das das Eigentum an Produktions- und Lebensmitteln auch gegenüber Verhungerten durchsetzte), ihrer Sozial- und

---

<sup>411</sup> Radkau (2002), S. 108.

<sup>412</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 49, der im Anschluss an H. H. Lamb und C. Pfister eine relativierende Sicht auf die „Kleine Eiszeit“ und Wetterphänomene im Allgemeinen begründet. Pfister und Lamb gehen davon aus, dass es sich um ein durch koevolutive Anpassung durchaus erfolgreich bewältigtes Phänomen handelt.

<sup>413</sup> Davis (2005), S. 244.

<sup>414</sup> Collins/Lappé (1980), S. 117, beziehen sich hier ausdrücklich auf *historische* Hungersnöte.

Wirtschaftspolitik (mit dem Ziel großmaßstäblicher Marktintegration der Agrarproduktion) nach innen und außen verantwortlich für Mangelkatastrophen die zum Teil Millionen Menschen das Leben kosteten.<sup>415</sup> Noch einmal: Wenig spricht dafür, dass die agrargesellschaftlichen Knappheits-Spannungen unproblematisch sind und nicht Einzelfälle von verheerendem Mangel (Hungerkrisen) auftreten können. Aber: Aus den oben beschriebenen, *großgesellschaftlich verantworteten* Katastrophen einen unvermeidlich hervortretenden Mangelcharakter agrarischer Ökonomie und ihres Sozialmetabolismus vor Ort abzuleiten, erscheint absolut ungerechtfertigt.

Selbst die späte europäische Agrargesellschaft des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, am Vorabend der Industrialisierung und damit des nächsten emergenten „Betriebsunfalls“,<sup>416</sup> bietet hinsichtlich des Ausmaßes und der alltagswirksamen Rolle von Mangel ein uneinheitliches Bild. Einerseits lässt sich für diesen Zeitraum tatsächlich eine „spürbare[] Knappheit von Ressourcen“<sup>417</sup> („Holzkrise“, „Wassernot“<sup>418</sup>) besonders im gewerblichen und energieintensiven metallurgischen Bereich der europäischen Wirtschaft diagnostizieren, andererseits fehlen auch in dieser Zeit Hinweise auf eine latent drohende Unfähigkeit der Haushalte zur Selbstversorgung und eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklung, die im Boserupschen Sinne zur „problemlösenden“ Systemtranszendenz führt.<sup>419</sup> Die Engpässe der solaren Energieträger waren in dieser Phase, das lässt die Forschungslage zumindest offen, möglicherweise weitaus weniger allgemein verbreitet als es der Begriff der „Krise“ nahelegt. Stofflich-energetisch „ausgereizt“ war das System in jedem Falle „bei weitem nicht“<sup>420</sup>, wie Joachim Radkau konstatiert. Zudem standen der denkbaren Motivation knappe Energieträger zu substituieren und Produktionssteigerungen zu ermöglichen, wiederum die oben bereits thematisierten kulturellen Stabilisierungs- und Selbststeuerungskräfte entgegen - was auch einen markanten Unterschied zum sich nur scheinbar als Analogie anbietenden modernen „Nachhaltigkeits“-Diskurs darstellt. Dessen vordergründige instrumentelle Rationalität von ökonomischem „Problem“ (Nebenfolgen von „Wachstum“) und technisch-ökonomischer „Lösung“ (weiteres „Wachstum“, notfalls durch Effizienz- und Kommodifizierungsoffensive etc.) sollte nicht auf die Historie projiziert werden sollte: Die Beharrungskräfte evolutionär

---

<sup>415</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 219ff, Davis (2005), Collins/Lappé (1980), besonders S. 117ff.

<sup>416</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 15.

<sup>417</sup> Sieferle (1997a), S. 148.

<sup>418</sup> Sieferle (1982), S. 187, bzw. Selmeier (1984), S. 121.

<sup>419</sup> Sieferle (1982), S. 236ff, weist nach, dass die „Energiekrise“ der neuzeitlichen „Holznot“ in Europa nur ein Wirkungsfaktor in einem Geflecht weiterer Faktoren darstellte. Sieferle (2003), S. 36ff zeigt, dass begrenzte Innovationen und Knappheitsprobleme auch in anderen Agrargesellschaften (z.B. China) auftraten und nur im Falle Europas in einer sozialen, ökonomischen und technischen Konstellation zur Emergenz der Industriegesellschaft beitrugen.

<sup>420</sup> Radkau (2001), S. 235.



bewährter kultureller „Gleichgewichtszustände[]“<sup>421</sup>, insbesondere die unter Umständen hohe Schwelle „kultureller Akzeptanz“<sup>422</sup>, können potentiell riskante Neuerungen häufig verhindern oder zumindest begrenzen. Agrarwissenschaftler stoßen selbst bei modernen Bauern häufig auf eine entsprechend konservative Grundhaltung gegenüber Veränderungen der Wirtschaftsweise. Was als irrationale und phlegmatische Betriebsführung verkannt werden könnte, entpuppt sich als Form nüchternen Risikomanagements, das den systemtheoretischen Einsichten evolutionärer Strukturbildung („Vielfalt und Gemächlichkeit“) verblüffend nahekommt:

„Ihre Entscheidung zugunsten eines bestimmten Systems wird durch die Notwendigkeit beeinflusst, bei einem hinsichtlich der Umweltbedingungen besonders risikoreichen Unternehmen eine möglichst hohe Erfolgswahrscheinlichkeit zu haben.“<sup>423</sup>

Das sozialökologische Gesamtsystem tendiert zur Beibehaltung des alten Attraktors, neue Techniken und Ressourcen werden nur im Einzelfall und im Rahmen des bestehenden Systems verwendet und interpretiert. Dies zeigt auch ein kurzes Beispiel aus der frühneuzeitlichen „Holznot“ in Europa.<sup>424</sup> Im Jahr 1693 warb ein gewisser Johann Philipp Bünting im Auftrag eines deutschen Territorialfürsten in einem Gutachten für die Ersetzung des knappen, nachwachsenden Rohstoffes Holz durch den scheinbar unerschöpflichen „*sylva subterranea*“, den „*unterirdischen Wald[] der Steinkohlen*“<sup>425</sup> [sic!; Hervorhebung i. Orig.; C.B.], doch es kostet ihn beträchtliche rhetorische Mühe, diese „kulturelle Akzeptanz“ mittels Verweisen auf den Steinkohle bereitstellenden göttlichen Heilsplan und religiöse Zitate zu beeinflussen. Die Kenntnis fossiler Energieträger und technischer zugehöriger technischer Verfahren allein erzeugt keineswegs die revolutionäre Dynamik, die zur rasch wachsenden Abkopplung der Produktionsprozesse von der Fläche in der Industrialisierung führte. Andere Beispiele der Wirtschaftsgeschichte unterstützen die Uneindeutigkeit der vermeintlichen „Krise“.<sup>426</sup>

---

<sup>421</sup> Sieferle (2003), S. 9.

<sup>422</sup> Ebd., S. 31.

<sup>423</sup> Tivy (1993), S. 15.

<sup>424</sup> Zur energiesystemischen Bedeutung „Holznot“ vgl. Sieferle (1982), S. 11ff., ferner Radkau (2002), S. 167ff.

<sup>425</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 11f.

<sup>426</sup> So etwa das Beispiel des seit dem 17. Jahrhundert zunehmend mit Holzangel kämpfenden Englands bei Selmeier (1984), S. 78ff, das zeigt, dass hier eher ein „Nachhaltigkeits“-Problem des Herrschaftsapparates in Gestalt der britischen Marine (wachsender Flottenbau) vorliegt, das durch die Erschließung neuer exterritorialer Holzlieferanten und die Auslagerung der Werften nach Übersee vorübergehend gelöst werden konnte (Entkopplung des Holzeinschlags von der Fläche der britischen Wälder). Von einer allgemeinen „Holznot“ kann man hier nur insofern sprechen, als die herrschaftliche Waldbewirtschaftung unter imperialen Zielsetzungen die Waldnutzung einschränkte, Holz letztlich also unter Maßgaben der sozialen Umwelt „künstlich“ verknappte. Ähnliche Aussagen finden sich bei Radkau (2002), S. 163, mit Bezug auf vergleichbare Engpässe der Holzversorgung in der Antike. Die „Wassernot“ des Bergwerkswesens in Europas ist ein drittes Beispiel für die Uneindeutigkeit der sozialmetabolischen „Krisensituation“: Eine eindeutige Krise bestand nur insofern, als es laut Selmeier (1984), S. 122, um die „wirtschaftliche Existenz“ der Grubenbesitzer ging, deren immer tiefere

Als vorläufiges Fazit kann festgehalten werden: Mangel ist eine in vormodernen Gesellschaften als Einschränkung der Selbstversorgungssicherheit auftretende Erscheinung, deren notwendige, nicht aber hinreichende Voraussetzung die Merkmale des agrarischen Sozialmetabolismus und seine Dynamiken bilden. Während der Sozialmetabolismus der Jäger und Sammler durch effektive koevolutive Selbststeuerung (vor allem der Bevölkerungsgröße bzw. -dichte) noch die relativ geringen sozialmetabolischen Dynamiken „puffern“ und so Mangel weitestgehend vermeiden konnte, wird Knappheit und damit auch die Gefahr von Mangel im Rahmen des „modellierten Solarenergiesystems“ und seiner vergleichsweise starken demographischen und sozialökologischen Dynamiken bereits akzentuierter wirksam und erfordert entsprechend verstärkte koevolutive Selbststeuerungsmechanismen. Eben diese Strategien zur Vermeidung von Mangel greifen regelmäßig, um die unterschwelligeren Dynamiken risikomindernd aufzufangen; ihre Wirksamkeit kann aber nicht verallgemeinert werden. Resilienz und Stabilität des Oikos sind in einem veränderlichen Geflecht verschiedener sozialer und naturräumlicher Einflussgrößen keine Selbstverständlichkeit der kulturellen Evolution, keine endgültig-stabilen Zustände. Aus dieser evolutionären Offenheit lässt sich ableiten, dass zumindest temporäre oder auf einen Bereich beschränkte Mangelzustände (z.B. eine Einschränkung der Ernährungssicherheit) besonders dort auftreten können, wo sich in der Wechselwirkung von sozialer und biologischer Umwelt Spannungen überlagern und gegenseitig verstärken. Insofern stellt Knappheit weniger eine manifeste Erscheinung des Alltagslebens dar, als vielmehr ein regelmäßig das Alltagsleben bis in bestimmte Bewusstseinsformen hinein strukturierendes, „stummes“ Anerkennen der Obergrenzen des sozialmetabolischen Systems. Indem im ökonomischen Handeln eine Mangel erzeugende, mögliche Destabilisierung des Mensch-Natur-Austausches antizipiert wird, wird sie nach Möglichkeit vermieden. Ausgeschlossen werden kann sie angesichts der Unwägbarkeiten der z.T. selbstreferentiell verlaufenden kulturellen Evolution wie auch der sich verselbständigenden artifiziellen Sachzwänge der sozialen Institutionen grundsätzlich nicht. Die Freiheitsgrade der kulturellen Evolution und damit auch des koevolutionären Kompromisses zwischen sozialer und natürlicher Umwelt können insbesondere durch die

---

Bergwerksschächte die Grenzen des im Rahmen des Solarenergiesystems technisch Möglichen hinsichtlich der Entwässerung durch Pumpen ausreizten. Schon die Diagnose Selmeiers a.a.O., die Kohle sei zu dieser Zeit für „Wirtschaft und den Haushalt [...] lebensnotwendig[.]“ gewesen, ist kaum so pauschal haltbar. Sieferle (2003), S. 34, berechnet die Flächensubstitution durch Kohle, wonach erst Ende des 18. Jahrhunderts die Bedeutung der Kohle für das Wachstum von Stoff- und Energieflüssen greifbar wird, zu einer Zeit also, als sich bereits die Transformation ankündigte. Für die vormodernen Gleichgewichtszustände kann über die „Lebensnotwendigkeit“ der Kohle nur spekuliert werden, sie mag in holzarmen Regionen existiert haben, für ganz England oder gar Europa trifft die Diagnose sicher nicht zu.

artifiziellen Sachzwänge der Herrschaftsförmigkeit und der damit einhergehenden Surplusabschöpfung eingeschränkt werden.

### 1.3.1.7 Flächen- und Zeitgebundenheit der Surplusabschöpfung durch agrargesellschaftliche Herrschaftsstrukturen

Die stofflich-energetischen Implikationen agrargesellschaftlicher Herrschaft führen zu charakteristischen Herrschaftsstrukturen und -institutionen in der Vormoderne. Prädatoren, zu denen die nicht-arbeitenden Reiterkrieger, Fürsten und Priester gehören, beschränken sich darauf, das kaum speicher- und akkumulierbare Surplus der lokalen Ökonomien dezentral in der Fläche abzuschöpfen und in zentrale hochkulturelle und „staatliche[ ] Gewaltssysteme“<sup>427</sup> umzuleiten. Die politischen Verbände und vormodernen Staaten gehen stets auf derartige „Gewaltssysteme“ zurück.<sup>428</sup> Grundsätzlich lässt sich diese Geschichte der Herrschaft und ihrer Rollenzuschreibungen mit Hegel als dialektisches Abhängigkeits- und Anerkennungsverhältnis deuten: Der „Herr“ wird nur durch den „Knecht“ zum „Herr“ und umgekehrt. Am Anfang steht die Bereitschaft des „Herrn“, gewaltsam, unter Einsatz seines eigenen Lebens, den Anderen vom eigenen *Willen und Befehl*<sup>429</sup> abhängig und somit zum gehorsamen „Knecht“ zu machen. Entscheidend aber ist, dass der „Knecht“, der „mit selbständigem *Sein* oder Dingheit überhaupt synthetisiert ist“ [Hervorhebung i. Orig.; C.B.]<sup>430</sup>, im Austausch mit der Natur die materiellen Grundlagen (das Surplus) des „Herrn“ produziert, diesen „Herrn“ auf diese Weise von sich, den Produkten seiner Arbeit und damit vor allem von seiner Anerkennung abhängig macht (und daher bei entsprechendem Bewusstseinsstand diese Herrschaft auch zu überwinden vermag).

Hegels philosophische Deutung wird von dem sozialmetabolischen Befund bestätigt, dass das Input agrargesellschaftlicher Prädatoren in das subsistente Alltagsleben – von der Organisation der Surplusabschöpfung, dem Erhalt militärisch nutzbarer Infrastruktur und einer begrenzten Krisenvorsorge (Schutz, z.T. Nahrungsmittelspeicher) abgesehen - häufig immateriell ausfällt. Worin besteht dieses immaterielle Produkt des „Herrn?“ – An Anlehnung an Sieferle lässt sich argumentieren, dass Herrschaft hierarchische Ordnungssysteme produziert, indem sie sich den sozialen Regelungsbedarf zunutze macht, den sie teilweise

---

<sup>427</sup> Sieferle (2003), S. 24.

<sup>428</sup> Vgl. ebd., S. 24. Unberücksichtigt bleibt hier das Problem vormoderner Staatlichkeit, die nur bedingt mit modernen Formen des Staates verglichen werden kann.

<sup>429</sup> Vgl. die Definitionen von Macht und Herrschaft bei Weber (1976), S. 28f, die auf der Durchsetzbarkeit von Willen und Befehl fußen.

<sup>430</sup> Hegel (1979) [1807], S. 150.

selbst hervor gebracht hat: Die Einsetzung und Ausdifferenzierung von Herrschaftsinstitutionen wird von den in *sozial ungleichen* Agrargesellschaften auftretenden Konflikten um individuelles Eigentum, Surplus und Status begünstigt.<sup>431</sup> Der Prädator kann durch die von ihm zum Teil monopolisierte Konfliktbewältigung – oberhalb der Ebene der Dorfgemeinschaft, die sich gewohnheitsrechtlich und durch Normintegration meist selbst reguliert<sup>432</sup> - und Konfliktvermeidung seine surplusabschöpfende Stellung und die allgemeine soziale Ungleichheit legitimieren.<sup>433</sup> Die europäische Ständegesellschaft des Ancien régime beispielsweise, die der Bevölkerungsmehrheit nicht selten eine erhebliche und mehrfache Last von Abgaben und Zwangsdiensten auferlegte (Naturalabgaben, Frondienste, territorialstaatliche Steuern, Kirchenzehnt) verstand sich selbst beispielsweise als „System sozialer Harmonie“<sup>434</sup> – was aber nur unzureichend „die steigenden sozialen Konflikte verdeckte, die sich aus einem unter den Bedingungen der Ausweitung des Marktes, der Bevölkerungsvermehrung und der Verknappung der Nahrungsressourcen resultierenden Kampf um Macht, Sozialprestige und um die Verteilung des Reichtums ergaben.“<sup>435</sup>

Im Rahmen der Herrschaft werden folglich in erster Linie symbolische Systeme, Recht, Kult und soziale Kontrolle hervorgebracht, die sich in wenigen Kulturgütern (Literatur, Architektur usw.) materialisieren, ansonsten aber nur *mittelbar* in den Auswirkungen auf die Alltagspraxis erscheinen. So wird in der mitteleuropäischen Feudalgesellschaft v.a. der Zugang zu Produktionsmitteln, wie etwa Flächen für die Biokonversion, ferner auch Saatgut und Zuchttiere von der Grundherrschaft kontrolliert und im Rahmen der Herrschaftsausübung funktional eingesetzt. Migrationsbeschränkungen und Heiratvorschriften regulieren darüber hinaus die demographische Entwicklung im Interesse der surplusabschöpfenden Grundherrenkaste.<sup>436</sup> In anderen historischen Kontexten werden zentrale Güter wie die Energiespeicher Wasser und Wald herrschaftlich reguliert.<sup>437</sup> Aus diesem Befund der mittelbaren Beeinflussung durch Herrschaftssysteme mit dem jungen Marx den Schluss zu ziehen, dass der Mensch im Feudalsystem bereits der Erde (= dem Boden und der Natur

---

<sup>431</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 42.

<sup>432</sup> Vgl. das Beispiel mittelalterlichen Gewohnheitsrechts bei Borst (2002), S. 375ff.

<sup>433</sup> Ein anschauliches Beispiel bietet Laduries spätmittelalterliches Montailou: Hier treten etwa lokale Vertreter des Grundherren, des Grafen von Foix, auf, die mit der Konfliktregulierung und -vermeidung betraut sind. Ladurie verweist z.B. auf den „bayle“ (Gerichtsbeamter) und den „châtelain“ (Vollzugsbeamter, Polizist), ferner den „messier“ (Beamter für die Verteilung von Landflächen), der vermutlich ebenfalls direkt dem „seigneur“ verantwortlich ist, vgl. Ladurie (2000), S. 41, 47f. Daneben stehen im mittelalterlichen Dorfleben häufig „ungeschriebenes“, lange Zeit ausschließlich mündlich tradiertes Recht und Konfliktregulierung durch Laien (vgl. dazu auch Abschnitt V. 3.3).

<sup>434</sup> Schlegel-Matthies (1994), S. 119.

<sup>435</sup> Van Dülmen, zitiert ebd., S. 119.

<sup>436</sup> Vgl. Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 39f und Anhang B3.

<sup>437</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 107ff.

allgemein) entfremdet sei, weil „die verschacherte Erde“ ihm „in Gestalt einiger weniger große[r] Herren gegenüber[trete]“<sup>438</sup> ist überaus fraglich, denn in wohlverstandenen eigenem Interesse lässt der Herrschende die an die konkreten Flächen gebundenen und mit geringen materiellen Investitionen aufrecht zu erhaltenden<sup>439</sup> Subsistenzökonomien zumeist bestehen und greift entsprechend kaum direkt in die elementaren sozialmetabolischen und haushaltsökonomischen Strukturen der bäuerlichen Wirtschaft ein.<sup>440</sup> Darüber hinaus kann festgestellt werden, dass die autonome Produktion des Großteils der Bevölkerung auch im Feudalismus keineswegs reinen Mittelcharakter für die Menschen hat. Wie Arno Borst es mit Blick auf das Feudalsystem formulierte:

„Mittelalterliche Bauern sind zwar Landwirte, aber keine Agronomen.“<sup>441</sup>

Darauf deutet etwa der Umstand hin, dass die materielle Produktion eingebunden ist in eine Vielzahl kultureller und sozialer Formen, die zumindest bedeutende „Nebenzwecke“ der Produktion bilden. Auch die lange Tradition des Anerkennens eines Eigenrechtes der genutzten Natur als „*Mitwelt*“<sup>442</sup>, auf die ich noch zurückkomme, deutet auf ein tendenziell nicht-instrumentelles Element des Mensch-Natur-Verhältnisses hin, das noch genauer zu klären sein wird.

So bleibt die lokale Ökonomie die Basis sowohl der Herrschaft wie auch – im Anschluss an Hegel – die Basis von deren Überwindung. Aus der herrschaftsförmigen Surplusabschöpfung ergibt sich die für komplex organisierte Agrargesellschaften kennzeichnende Unterscheidung von Peripherie und Zentrum, Stadt und Land. Diese fußt letztlich auf einer „metabolischen Asymmetrie“<sup>443</sup>: Naturalien, Rohstoffe und einfache Waren aus der Haushaltsproduktion werden teilweise in die „Senken“ der weiterverarbeitenden Handwerksbetriebe und Speicher der Herrschaftszentren transferiert, ein Rückfluss findet erwartungsgemäß kaum statt.<sup>444</sup> Es handelt sich mehr oder minder um eine sozialmetabolische Einbahnstraße.<sup>445</sup> Damit

---

<sup>438</sup> Marx (1966) [1844], S. 71.

<sup>439</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 24, 26, zur materiellen Resilienz bei vormodernen Agrargesellschaften.

<sup>440</sup> Eine Ausnahme wären möglicherweise mobile Prädatoren und die vormoderne Kriegsführung, die durch Verheerung des Subsistenzmittels Land (auch des eigenen) dem jeweiligen Gegner die Ernährungsgrundlage entzieht und ihn zum Rückzug zwingen kann. So heißt es bei dem deutschen Philologen Siegmund Jakob Apinus 1728: „*agos depopulando hostem commeatu privare*“ (den Feind durch die Verwüstung des Landes seiner Versorgung berauben); zitiert nach Deutsches Wörterbuch (1942), Artikel „Subsistenz“, Spalte 818; ähnlich im Großen Vollständigen Universallexikon (1962) [1744], Artikel „Subsistenz“, Spalte 1580.

<sup>441</sup> Borst (2002), S. 384.

<sup>442</sup> Meyer-Abich (1997), S. 399.

<sup>443</sup> Sieferle (2003), S. 26.

<sup>444</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 24f. Auf S. 26 spricht Sieferle explizit von Städten als sozialmetabolischen „Senke[n]“. Dies ist nicht mit Entropie-Senken zu verwechseln – Städte sind vielmehr Räume, in denen die Entropie gesteigert wird (vorrangig Verbrauch von Ressourcen und Gütern, weniger Biokonversion).

<sup>445</sup> Vgl. Winiwarter/Sonnlechner (2001), Anhang B3.

unmittelbar verbunden ist sowohl die Entstehung von Kasten- oder Klassengesellschaften<sup>446</sup> als auch die in der Geschichte verschiedentlich realisierte Surplus-, „Aneignungsstrategie“<sup>447</sup> der Sklavenwirtschaft.

Ob die herrschaftlichen Einflussfaktoren überhaupt einen positiven oder auch nur den Sozialmetabolismus der Subsistenz koevolutiv stabilisierenden Einfluss besitzen, ist nur im Einzelfall entscheidbar.<sup>448</sup> Die Ableitung bäuerlicher Kultur aus angepassten „Importen“ der Herrschaftszentren, ist häufig plausibel, gilt aber nur für bereits stärker ausdifferenzierte Hochkulturen.<sup>449</sup> Die überwiegend selbstversorgerische Wirtschaft ist jedenfalls mit Sicherheit nicht von der Surplusabschöpfung durch die verschiedensten Repräsentanten der übergeordneten Herrschaftssystemen abhängig.

Dass in der agrarischen Vormoderne allen Zweigen der Ökonomie und des gesellschaftlichen Lebens die Produktivität der landwirtschaftlichen Biokonversion vorausgesetzt ist, erinnert an die klassische Deutung des Physiokraten Francois Quesnay (1694-1774), der in seinem Konzept der Kreislaufwirtschaft lediglich der Landwirtschaft wirkliche Produktivität zuerkannte und andere Bereiche der Ökonomie wie urbanes Handwerk und Handel als „Zweige“ der Landwirtschaft nachordnete.<sup>450</sup> Diese „Asymmetrie“ des Stoff- und Energieflusses im Umfeld eines Surplus abschöpfenden Herrschaftszentrums ist die Voraussetzung zur Steigerung einer bestimmten Form kultureller Komplexität (herrschaftsbezogene „höhere[] Kultur“<sup>451</sup>) und ihrer materiellen und kognitiven Manifestationen gegenüber dem umliegenden Land („Volkskultur“).<sup>452</sup> Zusammengefasst: Zentren der Vormoderne sind ebenso Orte der Entropieerzeugung aus Konsum und Produktion, wie auch „Labore“ der kulturellen Evolution und damit potentieller Zugewinn spezifischer Formen kultureller Komplexität.<sup>453</sup>

Die Kontrolle über das Land als primäres Subsistenzmittel ist in komplexeren Agrargesellschaften eher juristisch-nominell (vgl. rechtliche Konzepte von Obereigentum vs.

---

<sup>446</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 41ff.

<sup>447</sup> Sieferle (1982), S. 45.

<sup>448</sup> Vgl. den Faktor „Stabilität – Instabilität“ im Modell B4 bei Winiwarter/Sonnlechner (2001).

<sup>449</sup> Vgl. Foster (1967a), S. 3ff.

<sup>450</sup> Vgl. Caldwell (1977), S. 7.

<sup>451</sup> Sieferle (2003), S. 25.

<sup>452</sup> Vgl. ebd., S. 25. Vgl. auch Sieferle (1997a), S. 105f, der darauf hinweist, dass die „Herrschaftsdynamik“ (S. 106) der Zentren sich in besonderer Weise auf die Speicherung und Zurückhaltung von herrschaftsbezogenem Wissen stützt.

<sup>453</sup> Hierbei muss aber auch bedacht werden, dass die geringere kulturelle Komplexität des „platten“ Landes auch eine *Folge* der Surplusabschöpfung, kulturellen Unterdrückung und der damit verringerten kulturellen Freiheitsgrade der Durchsetzung einer herrschaftsförmigen sozialen Umwelt sein kann (gerade bei Fremdherrschaft, Kolonialismus, Assimilationspolitik etc.). Zugleich scheint auf, dass der Zugang zu „höherer Kultur“ eine gesellschaftliche Machtfrage ist, insbesondere dort, wo Herrschaftswissen berührt wird, das auch gegen gesellschaftliche Verhältnisse in Stellung gebracht werden kann.

Nutzeigentum im europäischen Mittelalter<sup>454</sup>), weiträumige Marktbeziehungen (z.B. über Sonderkulturen wie Wein und Öl in Teilen Europas) sind die Ausnahme. Erst mit der zunehmenden Ablösung der Abgaben und Dienste durch Geldzahlungen seit dem Spätmittelalter wird die dezentral organisierte, direkte und persönliche Herrschaft über das Land in Europa schrittweise durch zentrale Verwaltungen und indirekte und unpersönliche, territorialstaatliche Herrschaft abgelöst.<sup>455</sup> Das Surplus wird in Geldform aus der Zeitgebundenheit der Produktion herausgelöst und speicherbar (Schatzbildung). Diese Entwicklung hat im europäischen Feudalismus ihre „Vorläufer“ in den – gegenüber den autonom wirtschaftenden Oiken allerdings unterrepräsentierten - Gutsherrschaften, die durch die Produktion von Exportgeteide durch Leibeigene in monetäre Austauschprozesse eingebunden sind. Ähnliches gilt für die im protoindustriellen Verlagssystem organisierte Heimspinnerei und –weberei.<sup>456</sup> Spätestens in den neuzeitlichen Territorien Europas erfolgt über die monetären Zwänge eine forcierte, flächenmäßige Ausweitung des Marktsystems, dessen Durchsetzung die auf das Land gestützte materielle Subsistenzsicherheit der Bauern schrittweise untergräbt – Voraussetzung für die Durchsetzung der modernen „Wirtschaftsgesellschaft“.<sup>457</sup> Der Geldverkehr erschließt die Fläche und macht den Weg frei zur zunehmend tiefer reichenden Durchdringung des Landes durch die Herrschaft. „Die Fähigkeit, sich aus der Marktverflechtung weitgehend zurückzuziehen, allerdings nie völlig und nur für einen begrenzten Zeitraum“<sup>458</sup>, wird durch die zunehmende Marktintegration so bereits frühzeitig erheblich eingeschränkt – eine Entwicklung, die sich im kolonialen Modernisierungsprozess des 19. Jahrhunderts wiederholt. So unterstützt z.B. die Einführung von monetären Steuern durch britische Kolonialherren im südlichen Zentralafrika die Durchsetzung des Lohnarbeitersystems und des großräumigen Agrarhandels, indem sie einen Zwang zum Erwerb von Geld und damit zur Teilnahme am kolonialen Markt mit den dort durchgesetzten asymmetrischen „terms of trade“ bewirkt.<sup>459</sup>

---

<sup>454</sup> Vgl. Volkert (1999), S. 93ff.

<sup>455</sup> Vgl. Stamm (1982). Am Beispiel einer z.T. erst im 19. Jahrhundert durchgeführten Monetarisierung im Königreich Hannover lässt sich auch ablesen, dass diese indirekte Herrschaftsausübung auch auf einen ökonomischen Effektivierungs- und sozialen Disziplinierungseffekt abzielte. Der Bauer sollte als formal eigenständiges Wirtschaftssubjekt vordergründig mehr Zeit für die Arbeit auf dem eigenen Hof haben, damit er anschließend zuverlässig die monetären Abgaben zahlen konnte. Von Frondiensten befreit war nicht nur der Bauer – sondern auch der häufig von „Bummelei“ und zähem Widerstand der Bauern betroffene Grundherr. Vgl. Fahl (1998), S. 38ff.

<sup>456</sup> Zur Bedeutung der Gutsherrschaften und der Heimarbeit vgl. Kuchenbuch (1983), S. 117.

<sup>457</sup> Vgl. Stamm (1982), S. 15ff.

<sup>458</sup> Brunner (1968), S. 107.

<sup>459</sup> Vgl. Mitchell (1973), S. 223ff.

### **1.3.2 Kleinräumig-vielfältige Struktur: Risikominimierung, lokal angepasster Sozialmetabolismus und „biokulturelle Vielfalt“<sup>460</sup>**

Neben den zuvor genannten sozialmetabolischen Rahmenbedingungen muss bei einer theoretischen Klärung der Subsistenz auch berücksichtigt werden, dass Erträge in der Vormoderne in Prozessen erwirtschaftet werden, die sowohl von den Ansprüchen und Zwängen der sozialen Umwelt als auch den Spezifika der natürlichen Umwelt beeinflusst sind. Das in diesem Abschnitt vorgestellte Merkmal kleinräumig-vielfältiger Komplexität hängt eng mit der Flächengebundenheit des subsistenten Sozialmetabolismus zusammen, konkretisiert aber zusätzlich die in 1.2 bisher angesprochenen Freiheitsgrade der koevolutionären Wechselwirkung von natürlicher und sozialer Umwelt bzw. biologischer und kultureller Evolution, die typisch für vormoderne Subsistenzformen sind.

Häufig ist die Fläche in der Vormoderne der Träger einer von benachbarten Räumen unterscheidbaren biologischen und kulturellen Komplexität, die in engem Zusammenhang mit speziell für die jeweiligen Flächen angepassten Formen der Naturnutzung steht. In diesem Zusammenhang ist jede subsistente Ökonomie zunächst einmal an die qualitativen Merkmale der jeweiligen Fläche gebunden und nicht ohne weiteres an andere Orte mit möglicherweise stark abweichenden natürlichen Bedingungen übertragbar. So kann ohne weiteres verallgemeinert werden, was der Mediävist Arno Borst über die Bedingungen der mittelalterlichen Landwirtschaft schreibt:

„Landschaft und Klima zwingen den Bauern das Gesetz auf; die vielgestaltigen Bedingungen des Kontinents, Sonnentage und Regenmenge, Maxima und Minima der Temperatur bestimmen die Vegetation und damit schon die Wirtschaftsweise.“<sup>461</sup>

Zu diesen „vielgestaltigen Bedingungen“ zählen darüber hinaus die Eigenarten lokal anstehender Gesteine und ihrer Eigenarten (pH-Wert, chemische Zusammensetzung, Verwitterungsgrad), Fragilität oder Resilienz der Bodenstruktur (ggf. Gefahr der Degradierung), Bodenfruchtbarkeit (z.B. Kalium- und Stickstoffgehalt), lokale Witterungsbedingungen, Wasserspeicherfähigkeit und Wasserüberschuss der Böden. Dass Siedler bei Migration/Landnahme darauf angewiesen sind, dass ihre traditionelle ökologische Nische überhaupt in die neugewonnenen Habitate verpflanzbar ist, bzw. die vorfindliche

---

<sup>460</sup> Vgl. das Konzept der „biocultural diversity“ bei Skutnabb-Kangas/Maffi/Harmon (2003), S. 37ff.

<sup>461</sup> Borst (2002), S. 370.



Umwelt entsprechend neu modellierbar, unterstreicht die Bedeutung dieser biologischen und kulturellen Bedingtheit der Ökonomie.<sup>462</sup>

Der kleinräumig-vielfältige Charakter subsistenter Komplexität, der auf kleinräumig und zeitlich begrenzten Stoff- und Energieflüssen aufbauend, lokal angepasste Naturnutzungsformen und kulturelle Vielfalt hervorbringt, ist eine evolutionäre Strategie zum Aufbau stabiler Komplexität, gebrauchswertorientierter Produktivität und überlebensfähiger Gesellschaftsformen. Subsistenz lässt sich damit als evolutionäre Strategie begreifen, die auch vor dem Hintergrund der kulturellen, „extrasomatische[n] Evolutionsbeschleunigung“<sup>463</sup> den Prinzipien der „Vielfalt und Gemächlichkeit“ folgt. Kleinräumig und vielfältig strukturiert sind sowohl der an Zeit und Fläche gebundene, im Wechselspiel von natürlicher und sozialer Umwelt dezentral-angepasste Sozialmetabolismus, als auch die mit ihm verknüpften sozialen Strukturen und Austauschbeziehungen. Am Beispiel der vormodernen europäischen Agrargesellschaft lässt sich dies verdeutlichen:

„Die Agrargesellschaft des ancien régime besaß eine Institutionenordnung, in der politische, rechtliche und ökonomische Elemente eng miteinander verbunden waren. Dies ermöglichte es in einer Welt *segmentierter Kleingesellschaften*, situationsgerecht mit ihren spezifischen *dezentralen* Ressourcen und Problemen umzugehen. Oberstes Ziel dieser Institutionenordnung war die nachhaltige Aufrechterhaltung der Subsistenz, was die Unterbindung zentrifugaler Dynamik implizierte [...]. Es handelte sich in seinem Kern um das Management eines stationären Zustands, der um einen bestimmten Mittelwert oszillierte.“[Hervorhebungen im Original; C.B.]<sup>464</sup>

Systemtheoretisch gesprochen: Die auf der Basis kleinräumiger Komplexität strukturierte Subsistenzökonomie eines kleinen Raumes bildet zusammen mit den entsprechenden sozialen und politischen Strukturen ein kulturelles System, das zur Sicherung oder Erhöhung seines Komplexitätsniveaus im gleichgewichtsfernen Stoff- und Energiefluss „Eigenwert“<sup>465</sup>-Verhalten zeigt. Durch Kreisläufe der Rückkopplung und kulturellen Selbststeuerung (etwa durch „Normintegration“<sup>466</sup> oder Kommunikationsbeschränkungen<sup>467</sup>) kann so das kulturelle System im natürlichen Fließgleichgewicht zu stabiler Strukturbildung geführt werden und sich gleichzeitig strukturell von benachbarten Systemen abgrenzen („Quasi-Spezies“<sup>468</sup>).

---

<sup>462</sup> Vgl. dazu ferner die These Alfred W. Crosbys (1991) von einem „ökologischen Imperialismus“, der die Ausbreitung europäischer Siedler v.a. in Amerika und Australien mit einem Import von europäischen Pflanzen, Tieren und Mikroben in Verbindung bringt: Die Siedler errichten ein ökologisches „Neo-Europa“, das sich beständig auf Kosten der ursprünglichen Biodiversität ausbreitet. Umgekehrt werden nur dann einzelne fremde Lebensformen in das bestehende Agrarsystem integriert, wenn sie ein passendes Profil für die „imperiale“ Nische aufweisen.

<sup>463</sup> Sieferle (1997b), S. 46.

<sup>464</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 109.

<sup>465</sup> von Foerster (1987), S. 154.

<sup>466</sup> Sieferle (1984), S. 20.

<sup>467</sup> Vgl. Sieferle (1997b), S. 47.

<sup>468</sup> Ebd., S. 48.

Diese relative Strukturstabilität ist die materielle Grundlage des subsistenten Alltagslebens. Die evolutionär prämierte<sup>469</sup> kleinräumige Komplexität reagiert wiederum auf Schwankungen der sozialen und natürlichen Umwelt, die ein gewisses Maß übersteigen, mit entsprechenden „Suchbewegungen“: Die Subsistenzökonomie hält zwar nach Möglichkeit an bewährten Hauptattraktoren fest (z.B. der Grundstruktur des Sozialmetabolismus), sucht jedoch in kleinen Teilbereichen nach neuen Formen (Kultur, Technik, Sozialstruktur), die in der veränderten Umwelt lebensfähig sind. So *kann* sich eine subsistente Kultur im günstigsten Fall auf einem Komplexitätsniveau gleicher oder höherer Ordnung erneut wieder stabilisieren - oder auch nach einem lokalen Zusammenbruch auf einem niedrigeren Komplexitätsniveau stabil fortexistieren.<sup>470</sup> In jedem Falle folgt diese Evolution dem Prinzip strukturkonservativer Risikominimierung: Weder tiefgreifende Veränderungen der sozialmetabolischen Prozesse noch der kulturellen Formen werden vorgenommen, wenn dies das erreichte Komplexitätsniveau gefährdet, statt es zu stabilisieren oder zu erhöhen.

Zu diesem Zweck können die Strukturen des materiellen Alltagslebens auch Informationen und Erfahrungen des (sich wandelnden) Verhältnisses von sozialer und natürlicher Umwelt „speichern“. Das kann z.B. in der Form einer lokal angepassten Subspezies und Anbauform von Pflanzen geschehen, die sowohl naturräumliche Bedingungen wie Anforderungen der Surplusabschöpfung (z.B. Transport- und Speicherfähigkeit) ausdrückt, aber auch einer spezifischen Beschaffenheit von Häusern<sup>471</sup> und Nutzungsflächen, in der sich die lokale Verfügbarkeit von Baumaterial und fruchtbaren Böden ebenso gegenständlich darbietet wie ggf. die politisch-ökonomische Regulierung von Haushaltsgröße und -zusammensetzung und Bevölkerung im Allgemeinen durch Herrschaftsinstitutionen.<sup>472</sup>

Voraussetzung für die Möglichkeit gleichbleibender oder sogar höherer Komplexität ist dabei aber, dass der Phasenübergang zu einer angepassten Form höherer Ordnung nicht von störenden Einflüssen überlagert wird (z.B. entropieverstärkende exogene Belastungen der materiellen Lebensgrundlagen wie Klimawandel, Naturkatastrophen). Gerade in Verbindung mit der in Abschnitt 1.3 genannten riskanten Selbstreferenz von Kulturen kann daher auch

---

<sup>469</sup> Vgl. ebd., S. 47.

<sup>470</sup> Ein Beispiel für eine vormoderne Kultur, die nach einem massiven ökologischen und sozialen Komplexitätsverlust auf einem niedrigeren Strukturniveau fort dauern konnte, ist die Osterinsel-Kultur in den Jahrzehnten vor der Entdeckung durch europäische Seefahrer. Durch Kolonialmaßnahmen, Versklavung und Bürgerkrieg im 19. Jahrhundert brach diese fragile neue kulturelle Struktur erneut zusammen. Vgl. Diamond (2008), S. 103ff. und Radkau (2002), S. 197f.

<sup>471</sup> Vgl. das Beispiel französischer Bauernhäuser der Feudalzeit bei Contamine (1990), S. 415ff, das entgegen der in der Vergangenheit zuweilen postulierten Unveränderlichkeit und Universalität ländlicher Lebensformen deren wechselnde Ausgestaltung als vom sozialen Status der Bewohner, des jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Kontextes wie auch der naturräumlichen Gegebenheiten abhängig zeigt.

<sup>472</sup> Vgl. modellartig bei Winiwarter/Sonnlechner (2001), Anhang B5.

eine exogene Destabilisierung von Kulturen in einen „ökologischen Circulus vitiosus“<sup>473</sup> führen, der mit Waldzerstörung, Bodenverlust, sozialen Konflikten bis hin zu Kriegen einhergehen und in einem kleinräumigen Zusammenbruch münden kann.<sup>474</sup> Indes werden die sozialen und ökologischen Folgen derartiger Ereignisse in der Vormoderne durch benachbarte kleinräumige Kulturen abgemildert, die Gelegenheit zur Migration und Ausgangspunkte für Neubesiedlung mit möglicherweise besser angepassten Landnutzungsformen bieten.

Kleinräumig-vielfältige Strukturen, wie sie hier als jeder Subsistenzökonomie zu Grunde liegend verstanden werden, vermeiden oder minimieren im Sinne ihrer materiellen und strukturellen Selbsterhaltung Risiken in Gestalt entropieverstärkende Prozesse, indem sie die kleinräumig verfügbaren systemisch begrenzten Energie- und Materieflüsse in die Bahnen lokaler Produktion der Selbstversorgung und kleiner Produktionsbereiche für lokale Märkte und Herrschaftszwecke leiten. Im Sinne des historisch-ökonomischen Dreischichtenmodells Fernand Braudels (1. „Alltag“/„materielle Kultur“ – 2. „Markt“/„Handel“ – 3. „Weltwirtschaft“)<sup>475</sup> konzentriert sich diese Strukturkomplexität eindeutig auf der Ebene des subsistenten Alltagslebens einer Kultur, ohne die auf Surplusabschöpfung basierende Kultur der Herrschaftszentren auszuschließen, die mit den übergeordneten Ebenen der Ökonomie verbunden ist. Beispiele konkreter kleinräumiger Struktur und einer „Symbiose“ von Kultur und Natur stellen die vielfältigen vormodernen agrarischen Agrikulturlandschaften dar: Sie sind lokal angepasste Arrangements modifizierter Solarenergieflüsse, die z.B. durch Bewässerung, Vermeidung von Erosion, Kultivierung von lokal angepassten Nutzpflanzen und Tierhaltung die auf das natürliche System einwirkenden Stoff- und Energieflüsse (mehr oder minder erfolgreich) in kleinräumige kulturelle Strukturen umleiten. Als Natur-Mensch-Symbiose stellt eine solche Agrikulturlandschaft und ihre materielle Alltagskultur (in Form von Gebäuden, Gerätschaften, Textilien, Esskultur etc.) anschaulich dar, dass die Subsistenzökonomie nicht abgelöst von den lokalen naturräumlichen Gegebenheiten und deren Komplexität (im weiteren Sinne: von der biologischen Evolution) existieren kann, wie auch umgekehrt die konkrete Agrikulturlandschaft nicht ohne den Fortbestand der Subsistenzökonomie mit ihrer kulturellen Komplexität Bestand hat. Dieser strukturelle Zusammenhang von Habitat und menschlicher Kultur lässt sich am besten als sich selbst stabilisierende, koevolutionäre Wechselwirkung begreifen. Wie die biologische Evolution sich über die Hervorbringung von Diversität stabilisiert und Komplexitätsgewinne erzielt, gilt auch in der koevolutionären Wechselwirkung des subsistenten Sozialmetabolismus das

---

<sup>473</sup> Radkau (2002), S. 197.

<sup>474</sup> Vgl. ebd., S. 197.

<sup>475</sup> Braudel (1986a), S. 15ff.

Prinzip der Diversität: Auch in *einer* ökologisch, klimatisch und geologisch zusammenhängenden „Ökozone“<sup>476</sup> können eine *Vielzahl* von Kulturen mit mannigfaltigen Sprach-, Wissens- und Sozialsystemen nebeneinander bestehen.

Der koevolutionäre Zusammenhang ist mithin kein Funktionalismus, bei dem *einer* Ökozone als Substrat *eine* Kultur zugeordnet werden könnte.<sup>477</sup> Subsistente Naturnutzungsformen, traditionelle Wissenssysteme, Sozialsysteme, Sprachen und Kulturen weisen auch Anfang des 21. Jahrhunderts in jenen Regionen der Erde die größte Vielfalt auf, die zugleich „Hot Spots“ der Biodiversität sind.<sup>478</sup> Diese „biokulturelle Vielfalt“<sup>479</sup>, die in einer ganzen Reihe von subsistenzwirtschaftlich geprägten Regionen des Trikont bewahren werden konnte, ist heute bedrohter denn je durch die Integration in das „Projekt der Moderne“.<sup>480</sup> Indem das Nebeneinander verschiedener kleinräumig-angepasster evolutionärer Modelle zerstört wird, steigen auch die Risiken für die moderne Industriegesellschaft, die damit alternative Entwicklungspfade des Aufbaus kultureller Komplexität und Wissen um Auswege aus der eigenen Krise verschüttet. So warnt etwa der Linguist C. Baker eindringlich vor den Folgen des Verlustes biokultureller Vielfalt:

„Ecological diversity is essential for long-term planetary survival. All living organisms, plants animals, bacteria and humans survive and prosper through a network of complex and delicate relationships. Damaging one of the elements in the ecosystem will result in unforeseen consequences for the whole of the system. [...] Diversity contains the potential for adaption. Uniformity can endanger a species by providing inflexibility and unadaptability. Linguistic diversity and biological diversity are [...] inseparable. The range of cross fertilisation becomes less as languages and cultures die and the testimony of human intellectual achievement is lessened. In the language of ecology, the strongest ecosystems are those that are the most diverse. That is, diversity is directly related to stability; variety is important for long-term survival. Our success on this planet has been due to an ability to adapt to different kinds of environments over thousands of years (atmospheric as well as cultural). Such ability is born out of diversity. Thus language and cultural diversity maximizes chances of human success and adaptability.“<sup>481</sup>

Die evolutionäre Bewährtheit kleinräumig strukturierter, biokulturell vielfältiger Subsistenzformen als Grundmuster menschlicher Ökonomie in der Vormoderne liegt vermutlich genau in ihrem koevolutiv-steuernden Zusammenbringen ökologischer

---

<sup>476</sup> Zum Begriff und dem theoretischen Zusammenhang der physischen, biologischen und kulturellen Wirkungsfaktoren siehe Schultz (2002), S. 18.

<sup>477</sup> Vgl. z.B. Glavin (2008), S. 250ff über die biokulturelle Vielfalt des „Sitka-Bioms“ an der nordamerikanischen Pazifikküste.

<sup>478</sup> Vgl. Skutnabb-Kangas/Maffi/Harmon (2003), S. 23ff., 30ff.

<sup>479</sup> Vgl. „biocultural diversity“ ebd., S. 37ff.

<sup>480</sup> An dieser Stelle noch einmal der Hinweis, dass „soziale Komplexität“ als Teil biokultureller Vielfalt hier nicht (positiv) *wertend* gemeint ist. Die soziale Ungleichheit vieler vormoderner Gesellschaften seit dem Neolithikum, mag sie auch von Fall zu Fall Ausdruck von außen oktroyierter gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse sein, würde solchen pauschalen Deutungen eindeutig widersprechen. Vgl. z.B. Braudel (1986c), S. 65, der soziale Ungleichheit in den Formen von „Sklaverei, Hörigkeit, Lohnarbeit“ als diachrones Merkmal gesellschaftlicher Verhältnisse auffasst.

<sup>481</sup> C. Baker, zitiert nach Skutnabb-Kangas/Maffi/Harmon (2003), S. 12.

Anpassungszwänge vor Ort und den Rahmensetzungen der sozialen Umwelt und ihrer kulturellen Strukturen. Die dabei durchaus vorhandenen systemischen Freiheitsgrade ermöglichen ein gemächliches, risikominimiertes „Tasten“ nach lebensfähigen Gestaltmöglichkeiten im „Raum der Möglichkeiten“ - im günstigsten Fall auf niedrigem energetischen Niveau und ohne elementare Strukturen und bewährte Komplexität wie nachhaltigen Sozialmetabolismus, Biodiversität und soziale Integration zu zerstören.

### **1.3.3 Selbstbezüglichkeit und Reflexivität**

Selbstbezüglichkeit stellt eine elementare Qualität der Subsistenz dar, die den autonomen und für eigene Zwecke abgestimmten Austausch mit der Natur beschreibt; Reflexivität bezeichnet ein eng mit den Modalitäten der Natur und des flächengebundenen Solarenergiesystems Systems verknüpftes Charakteristikum menschlicher Eingriffe in den Naturhaushalt. In spezifischer Weise erweist sich die Reflexivität von Naturprozessen als Voraussetzung subsistenter Ökonomie. Als solche ist Reflexivität eng mit der Selbstbezüglichkeit der Produktion und Reproduktion subsistenter Haushalte verknüpft. Dabei zeigt sich, dass selbstbezügliches Wirtschaften nicht nur eine Zielvorgabe bei der Strukturierung des subsistenten Sozialmetabolismus ist, sondern dass dieses Ziel teilweise bereits in den Prozessen der natürlichen Stoff- und Energieflüsse angelegt ist: Subsistenzökonomien fügen sich in die lokalen Prozesse der Biosphäre unter dem Gesichtspunkt der Optimierung ein, bewahren aber die Fähigkeit der Natur zur systemischen Selbstregulierung.

Selbstbezüglichkeit und Reflexivität stellen wichtige Querschnittsmerkmale der Subsistenz dar, die sozialökologische, technische und soziale Aspekte miteinander verbinden. Da hier vorrangig der sozialökologische Aspekt beleuchtet werden soll, wird in diesem Abschnitt verschiedentlich auf die nachfolgenden Analysen von Technik und Sozialem verwiesen.

### 1.3.3.1 Selbstbezüglichkeit: Die gesellschaftliche Bindung des Sozialmetabolismus an seine dezentralen Subjekte

*„Die Welt ihrer Vorläufer war gewiss eine rückständige, vortechnische Welt, eine Welt, die angesichts von Ungleichheit und Plackerei ein gutes Gewissen hatte und in der die Arbeit noch ein vom Schicksal verhängtes Unglück war - aber eine Welt, in der Mensch und Natur noch nicht als Dinge und Mittel organisiert waren.“<sup>482</sup>*

*Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch (1967)*

Die Selbstbezüglichkeit der Subsistenzökonomie stellt eine elementare, anthropologische Qualität der vormodernen Subsistenz und ihres Stoffwechsels mit der Natur dar. Hinter der Selbstbezüglichkeit der Produktion steht idealtypisch ein ökonomisch aktiv handelndes, „daseinsmächtiges“ Subjekt – kein von fremder Produktivität und sozialmetabolischer Steuerung abhängiges Objekt.<sup>483</sup> Die Subjekte der vormodernen, sich selbstversorgenden Wirtschafts- und Lebensweise finden den Zweck und das Maß ihrer Produktion – abgesehen vom Anteil herrschaftlicher Surplusabschöpfung - in sich selbst bzw. in den Notwendigkeiten des zunächst materiellen, dann auch immateriellen (z.B. soziokulturellen) Selbsterhalts. Werner Sombart spricht in diesem Kontext von einer vorkapitalistischen „Ausgabewirtschaft“, bei der der „Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Tätigkeit der Bedarf des Menschen“<sup>484</sup> sei. Die Subjekte der „Ausgabewirtschaft“ verfolgen also mit ihrem Handeln das Ziel des unmittelbaren wie längerfristigen *Eigennutzes*. Der lokal und gemeinschaftlich realisierte Eigennutz hat den Erhalt der zum Selbsterhalt notwendigen Strukturen zur Voraussetzung. Dies sind im Kern die selbstbezüglichen eigenen und nachbarschaftlichen Haushaltsstrukturen sowie gemeinschaftlich genutzte Güter und Ressourcen. Die von Anthropologen und Ethnologen festgestellte vormoderne „Labor-Consumer-Balance“<sup>485</sup> steuert in erheblichem Maße Arbeit und Produktion im Haushalt, indem nach der Erledigung der zum Selbsterhalt und dem Erhalt des Haushaltes notwendigen Tätigkeiten Muße bevorzugt wird, statt eine Maximierung der Erträge bzw. Einkünfte anzustreben.

Der Modus der Selbstbezüglichkeit impliziert, dass ein Oikos seinen Stoffwechsel mit der Natur eigenmächtig steuert, „aus sich selbst heraus“ und „für sich selbst“ - entsprechend

---

<sup>482</sup> Marcuse (2005) [1967], S. 79.

<sup>483</sup> Vgl. die Subjektdefinition bei Gronemeyer (1993), S. 40ff. Der Natur kann analog zu dieser Subjektdefinition mindestens der Status einer selbstorganisierten Gesamtheit, also eines „Quasi-Subjektes“ zuerkannt werden - auch wenn Selbsterhalt und Evolution des „Quasi-Subjektes“ Natur weniger eindeutige Zielgerichtetheit und eindeutig benennbaren Eigennutz verraten, als vielmehr das Bewahren einer Balance zwischen Offenheit für Komplexitätszuwächse und Stabilisierung bewährter Formen (vgl. V.1.1 und V.1.2).

<sup>484</sup> Sombart (1969) [1902], S. 31.

<sup>485</sup> Vgl. Groh (1992), S. 35ff.

seiner koevolutiv erworbenen biokulturellen *Eigenarten*. Der Oikos verfügt etwa über sein *eigenes* spezifisches traditionelles Wissen um Techniken, mehr oder minder erfolgreich angepasste Nutzungsformen, angepasste Nutzpflanzen und -tiere, stabilisierende Normen, lokale Kultur und hat unmittelbar (wenn auch sozial reguliert) Zugang zu den lokalen natürlichen Ressourcen, die zur Produktion benötigt werden (Flächen, Wasser, Werkstoffe und Energieträger). Damit bildet der Oikos einen selbstbezüglichen Knotenpunkt des Solarenergiesystems: Hier laufen die Materie- und Energieflüsse zusammen, werden teilweise neu strukturiert, gespeichert und schließlich zurück in das System der Biokonversion geleitet bzw. zu einem gewissen Teil in die Strukturen der sozialen Umwelt abgeführt. Die basale Einheit der vormodernen Wirtschaft verfügt in ihrer Selbstbezüglichkeit über alle im jeweils gegebenen historischen Kontext zur Existenzsicherung benötigten *Arbeits- und Produktionsmittel* und ebenso die notwendigen *Voraussetzungen* zu ihrer Anwendung. (Auf die spezielle Struktur dieser Arbeits- und Produktionsmittel kommt die Untersuchung in Abschnitt VI 2 noch zurück.) Die Wirtschaftenden sind in der Lage, den Austausch mit der Natur überwiegend *direkt* vor Ort, in unmittelbarer Umgebung des Oikos oder im Haushalt *selbst* vorzunehmen. Dabei sind sich die Menschen ihres Gegenstandes und des existentiellen Zwecks ihres Tuns gewiss: „Die auf diesen Feldern angebaute Nahrung hält mich und meine Familie am Leben, das Reinigen des Brunnens sichert allen sauberes Wasser, das herzustellende Werkzeug dient mir zur Herstellung weiterer benötigter Güter, zum Erhalt der Infrastruktur“.<sup>486</sup> Das Tun zielt also zumeist unmittelbar auf das Bedürfnis der Individuen, die dafür benötigten Ressourcen und Werkzeuge und Kenntnisse verschaffen sich die wirtschaftlichen Subjekte überwiegend eigenmächtig. Diese produktive Tätigkeit konfrontiert den sich selbst versorgenden Menschen wiederum reflexiv mit dem „Tat-Folge-Zusammenhang“<sup>487</sup> seines Wirtschaftens: Der selbstbezügliche Produzent, dessen an seine Person gebundene Sorgfalt und Erfahrung in den Produktionsprozess einfließt, findet einen Gradmesser seiner Kompetenz in der Nützlichkeit oder Schönheit des Hergestellten; der seine Fläche mit ungeeigneten Methoden bewirtschaftenden Bauer wird mit sinkenden Erträgen oder sogar Bodenverlust konfrontiert. Der Mensch kann sich, philosophisch gesprochen, im Austausch mit seiner Umwelt in seiner materiellen Alltagspraxis selbst vergegenständlichen und sich seiner selbst bewusst werden – auch und gerade hinsichtlich der Reichweite seiner Eingriffe in die Natur und den Grenzen des von ihm genutzten Energiesystems. Daran schließt ein weiteres philosophisches Argument an: Die Selbstbezüglichkeit des Wirtschaftens

---

<sup>486</sup> Vgl. Schmidt (1986), S. 9, der von der „Gegenstandsgewissheit/Zielbewusstheit vormoderner Arbeit“ spricht.

<sup>487</sup> Gronemeyer (1993), S. 72.

ist zugleich die Bedingung für nicht-entfremdete Arbeit. So lässt sich das Entfremdungskonzept der Marx'schen Frühschriften von der Entfremdung des modernen Lohnarbeiters auch „spiegelverkehrt“ lesen – als Hinweis auf einen vormodernen Zustand der regelmäßigen *Nicht-Entfremdung* menschlicher Arbeit und Ökonomie. Marx geht davon aus, dass die für die Moderne kennzeichnende, strukturell und physisch gewaltsam vorgenommene Trennung der Produzenten von ihren Arbeits- und Produktionsmitteln und die Durchsetzung einer Tauschwerte produzierenden, ausbeuterischen und fremdbestimmten Organisation der Produktion die Ursache eines mehrdimensionalen gesellschaftlichen Entfremdungsprozesses ist. Zu diesem Prozess gehört, dass der Lohnarbeitende zum Produkt seiner Arbeit, zum Produktionsprozess, seiner „äußeren“ und „inneren“ Natur („Gattungswesen“) und anderen Menschen im Produktionsprozess ein überwiegend instrumentelles, veräußerlichtes Verhältnis gewinnt.<sup>488</sup> Hinter der Entfremdung steht letztlich der vielzitierte „stumme[] Zwang der ökonomischen Verhältnisse“<sup>489</sup>. In der selbstbezüglichen Produktion existiert dagegen trotz fremdbestimmter Surplusabschöpfung und den engen Grenzen der sozialen und natürlichen Umwelt vielfältiger Raum für sinnvolle ökonomische Kooperation in lokalen Netzwerken und, wie oben dargestellt, eine individuelle und sinnhafte Verknüpfung zwischen Produzenten, Natur, Produktionsprozess und Produkt. Beispielhaft für dieses nicht-entfremdete Tun ist das vormoderne Lernen, das an konkrete Personen und ihren Erfahrungsschatz, die zum Selbsterhalt notwendigen Tätigkeiten und die von den Individuen trotz mitunter geringer materieller Freiheitsgrade solchermaßen selbstbezüglich bestimmten Ziele gebunden bleibt: Lernen als „Gebrauchswertbestimmtheit“<sup>490</sup> und „Lernen-um-zu-tun“.<sup>491</sup>

Die Selbstbezüglichkeit durchdringt ausgehend von der Alltagspraxis auch die kulturellen Deutungen vormoderner Arbeit. So wird Arbeit pragmatisch als unumstößliche, zuweilen erdrückend gegenwärtige Notwendigkeit des Selbsterhalts anerkannt, es bleibt aber der Moderne vorbehalten, die Notwendigkeit von Arbeit vom unmittelbaren, eigenmächtigen Selbsterhalt abzuziehen und sowohl zu verallgemeinern (Arbeit als Tugend, Selbstzweck und Selbstverwirklichung),<sup>492</sup> als auch eine Assoziation von Arbeit mit dem individualistischen Erwerb von Vermögen zu vollziehen. Die vormoderne Arbeit wird getan, weil sie getan werden muss, man sucht sie möglichst kurz oder angenehm zu gestalten, aber sie wird nicht als „Investition“ interpretiert, die sich durch „Wachstum“ an Reichtum, Prestige usw.

---

<sup>488</sup> Zusammenfassend dargestellt bei Ottomeyer (1974), S. 100ff.

<sup>489</sup> Ottomeyer (1977), S. 99.

<sup>490</sup> Schmidt (1986), S. 71.

<sup>491</sup> Ebd., S. 283.

<sup>492</sup> Vgl. Kocka (2008), besonders S. 448f.



„auszahlt“. Wie der Anthropologe George M. Foster feststellte, sehen vormodern geprägten Kulturen

„[...] little or no relationship between work and production techniques on the one hand, and the acquisition of wealth on the other. [...] One works to eat, but not to create wealth. Wealth, like land, is something that is inherent in nature.“<sup>493</sup>

In vergleichbarer Weise wird Selbstbezüglichkeit auch zum demographischen Regulativ: Vormoderne Heiratsbeschränkungen zielen in Europa häufig darauf ab, dass eine Haushaltsneugründung an eine selbstbezügliche Wirtschaftsfähigkeit der jungen Paare gebunden ist; der neue Oikos soll nicht zum Kostgänger der Gemeinschaft oder zum ökologischen Risikofaktor werden und muss daher über ausreichenden Zugang zu Land, Arbeitskraft und technischer Ausstattung verfügen.<sup>494</sup> Wenn man sich an dieser Stelle an die sozialmetabolischen Grenzen des Solarenergiesystems und den Drang von Herrschaftsinstanzen Surplus abzuschöpfen, erinnert, wird hier ein weiteres Mal deutlich, dass das Selbstverständnis vormoderner Produzenten (im Idealfall) durchaus rational den Gegebenheiten ihrer sozialen und natürlichen Umwelt angepasst ist. Diese pragmatischen Leitlinien sind ein weiterer Hinweis auf die Implementierung einer Ethik der Selbstbezüglichkeit. Der Anthropologe James C. Scott hebt in diesem Zusammenhang die Tendenz von modernen, aber subsistenznah wirtschaftenden Kleinbauern zur sozialmetabolischen Risikominimierung hervor:

„Living close to the subsistence margin and subject to the vagaries of weather and the claims of outsiders, the peasant household has little scope for the profit maximization calculus of traditional neoclassic economics. Typically, the peasant cultivator seeks to avoid the failure that will ruin him rather than attempting a big, but risky, killing. In decision-making parlance his behavior is risk-averse; he minimizes the subjective probability of the maximum loss. [...] To begin instead with the need for a reliable subsistence as the primordial goal of the peasant cultivator and then to examine his relationships to his neighbors, to elites, and to the state in terms of whether they aid or hinder him in meeting that need, is to recast many issues.“<sup>495</sup>

Die Produktion für die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung und Reproduktion (z.B. Nahrung) kann im sozialen Rahmen eines kleinräumigen Netzwerkes durchaus mit „Bedarfstausch“<sup>496</sup> zum mittelbaren, selbstbezüglichen Erwerb von Gütern kombiniert werden, ohne dass deshalb der Begriff der Selbstbezüglichkeit keine mehr Anwendung fände.<sup>497</sup> Das gleiche gilt für Formen des *gemeinschaftlichen* Nutzens von Ressourcen selbstversorgerischer Produktion in

---

<sup>493</sup> Foster (1967b), S. 306f.

<sup>494</sup> Vgl. Habakkuk (1973), S. 208.

<sup>495</sup> Scott (1976), S. 4f.

<sup>496</sup> Max Weber, zitiert nach Hofmann (1969), S. 28.

<sup>497</sup> Erst durch den Übergang zur erwerbsmäßigen Produktion von Waren (als nur für den Tausch bestimmten Gütern) wird das Muster der Selbstbezüglichkeit verlassen, vgl. ebd..

verschiedenen sozialen Kontexten.<sup>498</sup> Selbstbezüglichkeit ist gerade auch aus diesem Grund nicht mit individualistischer Konkurrenz zu verwechseln. Für die Verfasser vormoderner europäischer Haushaltsökonomiken (Hauswirtschafts- und Agrarlehren) steht der selbstbezügliche Erhalt des Haushaltes daher immer in einer engen Verflechtung und Verpflichtung mit und zu seinem lokalen sozialen Umfeld.<sup>499</sup> Nur wo es unvermeidbar ist, weil dem Haushalt die Voraussetzungen zur selbstbezüglichen Produktion (auch in Teilen) oder zum Bedarfstausch fehlen - oder weil Prädatoren bestimmte Tauschwerte abschöpfen wollen<sup>500</sup> - wird nicht-selbstbezügliche oder nur mittelbar selbstbezügliche Produktion betrieben. Dass dies kein erwünschter Zustand ist, lässt sich ebenfalls indirekt aus der vormodernen europäischen Literatur zur Haushaltsökonomik schließen. Diese widmen sich immer wieder intensiv der Frage, wie der Erhalt der ökonomischen Handlungsfähigkeit, Selbststeuerungsfähigkeit und Selbstbezüglichkeit des Oikos zwischen sozialen, ökonomischen und ökologischen Anpassungszwängen und Widrigkeiten zu gewährleisten ist: Wie kann der Haushalt seine Ressourcen so nutzen, dass er möglichst wenig materiellen Input über die schwer kalkulierbaren Märkte etc. beziehen muss? Wie kann die so wichtige Bodenfruchtbarkeit mit den verfügbaren, „knappen“ Mitteln gesteigert werden? Wie kann die materielle Infrastruktur des Oikos möglichst nachhaltig genutzt werden?<sup>501</sup>

Wo die übergeordnete soziale Umwelt tributäres Surplus abschöpft, also den Bedürfnissen der Haushaltsmitglieder materiell teilweise entgegensteht und verstärkt Mangelsituationen auftreten, entsteht dadurch zwar eine „Deformierung“ und Einschränkung, nicht aber eine Aufhebung dieser prinzipiellen Selbstbezüglichkeit. Die Selbstbezüglichkeit überwiegt als strukturierendes Merkmal der Ökonomie. Eine *nicht*-selbstbezüglich organisierte Ökonomie wäre auch aus der Logik vormoderner Herrschaft, die überhaupt nicht in der Lage wäre, mit ihren technischen und administrativen Mitteln die ökonomischen Vorgänge in der Fläche genauer zu planen und zu kontrollieren, höchst ineffektiv. Dies ist bereits oben im Kontext flächengebundener agrargesellschaftlicher Herrschaftsformen deutlich geworden (vgl. Abschnitt 1.3.1.7). Es liegt in diesem Zusammenhang nahe, die materielle Selbstbezüglichkeit der Ökonomie als eine zwar häufig herrschaftlich kolonisierte, aber eben meist nur *oberflächlich* (im Rahmen der materiell-energetischen Surplusabschöpfung und administrativen Eingriffen) manipulierte Selbstbezüglichkeit aufzufassen, die einer zumindest *teilweisen* Indienstnahme und unterschiedlich weit reichenden fremdbestimmten

---

<sup>498</sup> Vgl. Ostrom (2011).

<sup>499</sup> Vgl. z.B. Schlegel-Matthies (1994), S. 118 über eine christlich geprägte „Ökonomik“ der Frühen Neuzeit, die bei Tsouyopoulos (1994) erläuterte Einbindung des Oikos in die Polis der griechischen Antike.

<sup>500</sup> Vgl. Stamm (1982).

<sup>501</sup> Vgl. Richarz (1997), besonders 106f..

Verzweckung unterworfen ist. Der kolonisierende Einfluss reicht jedoch in der Vormoderne in der Regel nicht tief genug, die Strukturen selbstbezoglicher, sozial „eingebetteter“ Produktion vollständig aufzubrechen, den Sozialmetabolismus großmaßstäblich zu steuern und so die „freigesetzten“ Menschen zu unselbständigen Gliedern einer von der Fläche abgelösten, hochenergetischen Großökonomie zu machen.

Auch die vormodernen Hochkulturen mit ihren technischen Möglichkeiten, sozialen Hierarchien, Formen von Spezialisierung und großmaßstäblicher Lenkung der Ökonomie basieren materiell letztlich auf der Kolonisierung subsistenter, flächengebundener Selbstbezüglichkeit. Auch wenn sich hier eine neue Qualität herrschaftlicher Organisation der Surplusabschöpfung zeigt, stellt Mumfords Position, wonach die Frühen Hochkulturen Formen einer „archetypischen Maschine, die aus menschlichen Teilen bestand“<sup>502</sup> darstellen, doch eine unzulässige Verallgemeinerung dar. Weit davon entfernt, den selbstbezüglichen Sozialmetabolismus der Oiken durch großgesellschaftliche zentrale Lenkung völlig aufzuheben, stellen die vormodernen „Megamaschinen“ nur spezielle Varianten jener bereits behandelten sozialmetabolischen „Asymmetrie“ dar. Auch hier wird letztlich primär Surplus aus der Fläche in die Herrschaftszentren der „Sakral-Despotien“<sup>503</sup> transferiert. Diese Ströme können anfangs auch in diesem Fall überhaupt nur deshalb bereitgestellt werden, weil die flächengebundene Produktion mit einem positiven Erntefaktor regelmäßig *über die selbstbezügliche Produktion hinaus* zu wirtschaften vermag.<sup>504</sup> Der „Rückfluss“ von Energie und Materie in Form von Bewässerungsanlagen, Verkehrsinfrastruktur und Arbeitskraft bleibt zwar auch bei den Frühen Hochkulturen zu gering, um eine dauerhafte Transformation der einzelnen Produktionseinheiten zu bewirken, es ergeben sich aber in Teilbereichen einige Einschränkungen der selbstbezüglichen Produktion:

„Die Masse der Bevölkerung lebte [...] in ortsgebundenen Haus- oder Dorfwirtschaften, in denen Reste der neolithischen Selbstversorgungswirtschaft mit den verschiedensten Arbeitsverpflichtungen gegenüber der Tempel- bzw. der Sakral-Despotie verbunden waren. Diese Arbeitsverpflichtungen erstreckten sich aber, soweit sie die landwirtschaftliche Produktion betreffen, im Wesentlichen auf den Getreideanbau und einige Elemente der Viehwirtschaft. Die neuartigen Kompetenzen der Wasserplanung und der staatlichen Großwirtschaft standen der Masse der hörigen Bauern natürlich nie zur Verfügung.[...] Stärker als die Inkompetenz in diesem einen Punkt wirkt sich aber ihre materielle Abhängigkeit aus, nämlich vom herrschaftlichen Verteilungsmechanismus der Getreidewirtschaft, d.h. des Brot- und Saatgetreides. Aber neben diesem zentralen Zugriff auf das wichtigste speicherfähige Nahrungsmittel bleibt doch [...] ein – wenn auch schwankender – Bereich feldmäßiger und vor allem gärtnerischer Selbstversorgung [...]“<sup>505</sup>

---

<sup>502</sup> Mumford (1980), S. 23.

<sup>503</sup> G. Heinzmann, zitiert nach Schmidt (1986), S. 77.

<sup>504</sup> Vgl. ebd.

<sup>505</sup> Ebd., S. 77f.

Mit der Surplusabschöpfung und der eingeschränkten Selbstbezüglichkeit der Produktion geht häufig auch ein eingeschränkter rechtlicher und sozialer Status einher: Die Sozialgeschichte Europas kennt seit der Antike abgestufte Systeme gesellschaftlicher Ungleichheit und Unfreiheit, auf deren unterster Stufe die Formen der Sklaverei stehen. Bei diesen sozialen Differenzierungen scheint es unerheblich zu sein, ob dem Grundholden, Leibeigenen, Schuldknecht oder Sklaven in seiner jeweiligen sozialen Umwelt noch der Unterhalt eines erhebliche Abgaben leistenden, aber anteilig selbstbezüglichen Haushalts gestattet bleibt (z.B. spartanische Heloten, mittelalterliche Grundholden) oder der Produzent seine Arbeitskraft vollständig im Eigenbetrieb des Herrn verausgaben muss, also keinerlei Selbstbezüglichkeit mehr besitzt (z.B. Leibeigene auf mittelalterlichen Fronhöfen, Arbeiter auf römischen Latifundien). Eignen sich doch sowohl die „freieren“ Sozialsysteme mit stärkerer Selbstbezüglichkeit der dezentralen kleinen Oiken wie auch die großen, Selbstbezüglichkeit ausschließenden Sklavenwirtschaften dazu, die Surplusabschöpfung zu steigern, im letzten Fall durch eine Erhöhung der Zahl unbegrenzt verfügbarer Arbeitskräfte<sup>506</sup>. Hier liegt möglicherweise aber auch eine Anpassung an die unterschiedliche, teilweise von selbstbezüglicher Produktion gestützte Widerständigkeit der unterworfenen Produzenten vor. Diese Verknüpfung von Selbstbezüglichkeit und politisch-rechtlichem Status könnte dort auszumachen sein, wo Selbstbezüglichkeit die Produzenten zumindest theoretisch in die Lage versetzt, sich vom spezifischen „Rückfluss“ des Herrschaftssystems abzukoppeln – was ein weiteres Mal stark an Hegels Dialektik von „Herr“ und „Knecht“ erinnert. Somit würde Selbstbezüglichkeit eine potentiell stärkere politische Verhandlungsposition der Produzenten im Konflikt um die praktische Anerkennung der Herrschaft nahelegen.<sup>507</sup>

Auf der Basis des begrenzten „Rückflusses“ bauen sich auch die gesellschaftlichen Ballungen technologischer und sozialer Macht hauptsächlich stofflich-energetisch von unten nach oben auf (allein schon aufgrund der Flächengebundenheit des Solarenergiesystems) und ihnen sind seit dem Neolithikum stets die weitgehend selbstbezüglichen autonomen Oikowirtschaften vorausgegangen. Hier sei nur auf die deutlichsten Beispiele wie das frühgeschichtliche Mesopotamien<sup>508</sup> und das Alte Ägypten<sup>509</sup> (zwei Beispiele „hydraulischer Gesellschaften“)

---

<sup>506</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 45f.

<sup>507</sup> Stamm (1982) wies auf den der Widerständigkeit der unfreien Bauern geschuldeten Übergang von direkter Herrschaft zu indirekter Herrschaft mittels forcierter Geldwirtschaft hin, der für die europäische Agrargesellschaft seit dem Spätmittelalter kennzeichnend ist. Dazu passt z.B. auch, dass antike Sklaven häufig verschleppte Kriegsgefangene unterworfenen Ethnien waren, die von den Voraussetzungen selbstbezüglicher Produktion und damit einer minimalen politischen Verhandlungsposition gewaltsam abgeschnitten wurden und dass Kriegszüge gegen Aufständische unter der Zielsetzung politischer Unterwerfung deren Möglichkeiten zu selbstbezüglicher Produktion zu zerstören suchten.

<sup>508</sup> Vgl. Mumford (1980), S. 206ff.

oder die amerikanischen Oikowirtschaften der Kolonialzeit des 18. Jahrhunderts (aus denen sich über Zwischenstufen der Kommodifizierung im 20. Jahrhundert eine moderne Agrarindustrie entwickelte) verwiesen.<sup>510</sup> Den oft behaupteten *linearen*, eindeutigen Entwicklungspfad von technisch-komplexen, intensivierten Stoff- und Energieflüssen zu sozialer Differenzierung und Herrschaftsförmigkeit zeigt die Universalgeschichte aber nicht. Selbstbezüglichkeit und technisch-ökonomische Komplexität erscheinen von Fall zu Fall durchaus miteinander vereinbar: Man denke nur an die Formen technisch-sozialer Kooperation (z.B. im Genossenschaftswesen) und die Ansätze von Spezialisierung in handwerklichen Bereichen abseits der herrschaftlichen Kriegs- und Luxusproduktion (wie z.B. in der vormodernen dezentralen *Eisen*-Metallurgie<sup>511</sup>), die keineswegs eine aus den technischen Aufgaben ableitbare, einheitlich herrschaftsförmige Tendenz aufweisen. Entsprechend kritisiert der Soziologe Otto Ullrich die bei einer Vielzahl von Theoretikern verbreitete, aber kurzschlüssige Deutung von Herrschaft „als unabdingbare[m] Prinzip der materiellen Produktionsweise“<sup>512</sup> und ihrer Entwicklung. Bestenfalls lässt sich sagen, dass der Typus „hydraulische Gesellschaft“, der ja – wie oben gezeigt – das Wirtschaften „aus eigener Kraft“ und „für sich selbst“ teilweise einschränkte, vor allem außerhalb der alten landwirtschaftlichen Kerngebiete auftrat, wo der Stoffwechsel mit der Natur aufgrund schwieriger physischer Bedingungen und für den Standort unpassender Anbaumethoden häufiger in (Steuerungs-)Krisen geriet (Topographie, Klima, Versalzungsprobleme durch fehlende Entwässerung etc.). Hier konnte es – auch in Folge sozialer und politischer Krisen - entsprechend auch zu größeren sozialmetabolischen Zusammenbrüchen kommen.<sup>513</sup>

Im Kern selbstbezügliche Wirtschaftsweisen sind vor weiträumigeren Zusammenbrüchen des Sozialmetabolismus und damit Mangel-Krisen geschützt: Die Eingriffstiefe übergeordneter sozialer Institutionen bleibt aufgrund der charakteristischen Merkmale des Solarenergiesystems in der Fläche des Landes häufig zu gering, um die Subsistenz im Krisenfall längerfristig zu gefährden. Die vielfältigen „Tastversuche“ der kulturellen

---

<sup>509</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 114f.

<sup>510</sup> In der europäisch dominierten Agrargeschichte Nordamerikas herrschten kleinbäuerliche Subsistenzökonomien mit entsprechend kleinräumig-dezentralen Stoff- und Energieströmen bis Ende des 18. Jahrhunderts vor. Diese wurden allmählich durch Siedlungen mit kommerziellen Hintergründen („company-towns“) und sozial-ungleichem Zugang zu Land (Pacht- und Lohnsysteme) abgelöst, vgl. Lemon (1987). Heute ist die US-Landwirtschaft weitestgehend industrialisiert und von großmaßstäblichen Versorgungsnetzen abhängig.

<sup>511</sup> Vgl. Henseling (1981).

<sup>512</sup> Ullrich (1977), S. 9.

<sup>513</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 114ff. und S. 131, der die „hydraulischen Gesellschaften“ des Alten Ägyptens, Mesopotamiens und Chinas vergleicht: Dabei weist das Niltal - naturräumlich bedingt – noch relativ stabile Ausgangsbedingungen für den „hydraulischen“ Sozialmetabolismus auf, während an Euphrat, Tigris und Hoangho z.T. erheblich unwirtlichere und sozial-ökologisch prekäre Bedingungen vorlagen.

Evolution enthalten damit gleichsam einen strukturellen „Sicherheitsmechanismus“, der durch die Selbstbezüglichkeit der lokalen Sozialmetabolismen die Einflüsse übergeordneter sozialer und kultureller Strukturbildung reversibel hält und im Falle von großgesellschaftlichen Zusammenbrüchen den Erhalt der im Haushalt verorteten Subsistenz zu gewährleisten vermag.

Die überwiegend lokal-selbstbezügliche Selbstversorgung auf der Grundlage der charakteristischen Strukturmerkmale des Solarenergiesystems hat jedoch auch negative Aspekte: Dem Oikos fehlt aufgrund eben dieser Strukturen zuweilen die Möglichkeit, sich in Zeiten akuten „Mangels“ auch über weitere Entfernungen, jenseits von Dorf und Region, eigenmächtig mit Ressourcen und Produkten zu versorgen. Die Existenz der dazu notwendigen Netzwerke wäre kaum mit kleinräumiger Selbstbezüglichkeit vereinbar.

### **1.3.3.2 Reflexivität: Zum Zusammenhang der „Eigenmächtigkeit der Natur“<sup>514</sup> und der „Daseinsmächtigkeit“ der Subsistenzökonomien**

Nach dem Begriff der Selbstbezüglichkeit möchte ich einen weiteren, „benachbarten“ Begriff einführen, der aus kulturphilosophischen und soziologischen Zusammenhängen stammt, aber erstaunlich präzise auch auf sozialmetabolische Subsistenzstrukturen anwendbar ist und deren Verständnis vertiefen kann: „Reflexivität“. Mit Hilfe dieses Begriffes und des dahinter stehenden Konzeptes lässt sich – nach den Überlegungen zum Zusammenhang von biologischer und kultureller Evolution bei der Strukturierung des gesellschaftlichen Stoffwechsels und dem Wechselverhältnis von biologischer und kultureller Vielfalt (vgl. 1.3) - eine weitere theoretische Aussage zur Koevolution von Mensch und Natur in Subsistenzökonomien machen. Der Begriff der Reflexivität eignet sich darüber hinaus als ein Schlüssel- oder Querschnittsbegriff der historischen Theorie der Subsistenz: Bei keinem anderen Begriff wird die evolutionär begründete, strukturelle und funktionale Verflechtung bzw. Wechselwirkung sozialmetabolischer, sozialer und kultureller Merkmale von Subsistenzökonomien so greifbar, die hier zu analytischen Zwecken voneinander getrennt wurden, in der historischen Realität aber zusammengedacht werden müssen. Um diese Verflechtungen wenigstens ansatzweise nachzuzeichnen, geht die Untersuchung in einer Reihe von Unterabschnitten ausführlicher auf die verschiedenen Dimensionen der Reflexivität ein.

---

<sup>514</sup> Gronemeyer (1993), S. 45.

„Reflexivität“ wird in den kulturgeschichtlichen Untersuchungen Marianne Gronemeyers zunächst im Kontext der autonomen Eigengesetzlichkeit und „Eigenmächtigkeit der Natur“<sup>515</sup> greifbar. Die Natur, die neuzeitlich zum Objekt singular weitreichender technologischer Beherrschung wurde, steht den „Kolonisierungsversuchen“ durch Umleitung von Stoff- und Energieflüssen zunächst *reflexiv* entgegen, denn sie ist in ihrer evolutionär aufgebauten Selbstorganisation und Selbststeuerung „unabhängig vom Menschen“ und „[lebt] aus sich selbst“, „durch sich selbst“, „nach eignen und unabänderlichen Gesetzen“<sup>516</sup>. Nach den vorangegangenen Aussagen dieser Arbeit zur koevolutiven Selbststeuerung und -begrenzung müsste man Gronemeyers Argumentation allerdings dahingehend präzisieren, dass der angenommene Dualismus Natur vs. Mensch nur soweit eine Entsprechung in der Realität hat, als die Natur ohne den Menschen - in anderer Form – fortbestehen kann, der Mensch bekanntlich nicht. Hinzu kommt: Die Eigenmächtigkeit der Natur schließt im Falle bestimmter anthropogen beeinflusster Erscheinungsformen von Natur durchaus auch koevolutionäre Abhängigkeiten ein (Kulturlandschaften, bio- und agrikulturelle Vielfalt, vgl. 1.3.2). „Unabänderliche Gesetze“ sind zudem nicht als statische Mechanismen zu verstehen, sondern lassen sich besser als lebendig-strukturierende Prinzipien des evolutionären Aufbaus von Vielfalt im Fließgleichgewicht verstehen, etwa als „Vielfalt und Gemächlichkeit“ in der Selbstorganisation der Materie oder als Gesetz der Wahrscheinlichkeit und Stabilität im Zusammenhang der Thermodynamik, die bekanntlich gerade *keine* uhrwerksartig-mechanischen Prozesse aufweist (vgl. 1.1).

Die Reflexivität der Naturprozesse, die im Fließgleichgewicht immer wieder „aus sich selbst heraus“ zu einem relativ stabilen Zustand zurückkehren, ist, vermittelt über zwei miteinander verbundene Prozessebenen, letztlich die Ursache für die Reversibilität der meisten vormodernen Eingriffe in die Selbststeuerung der Natur.

1. Auf der *elementaren* Prozessebene lässt sich feststellen, dass die physische, chemische und biologische Komplexität der Natur insofern reflexiv ist, als sie nur dadurch Bestand hat, dass sie sich reflexiv im Strom der Energie und Materie erneuert. Innerhalb der Lithosphäre laufen etwa im steten Energiedurchfluss komplexe zyklische Prozesse der Entstehung, Umformung, Auflösung und Neubildung von Gesteinen und Mineralien ab. Die Schnittstelle zwischen chemischer und biologischer Evolution markiert nach systemtheoretischer Interpretation der Vorgang der

---

<sup>515</sup> Gronemeyer (1993), S. 45.

<sup>516</sup> F. Schiller bei H. und G. Böhme, zitiert ebd., S. 41.

„autokatalytischen[n] Hyperzyklen“<sup>517</sup>, bei dem im intensiven Energiedurchfluss selbstreferentielle Prozesse zwischen bestimmten Molekülen ablaufen, die zur Selbstreproduktion von Biopolymeren führen (DNA und Eiweiße) – damit setzt die reflexive Selbstorganisation der *organischen* Materie ein und führt über die zellulär strukturierte Replikation der Polymere zum Auftreten der ersten Lebensformen.<sup>518</sup> Organische Substanz wird in der Biosphäre im Energie- und Materiedurchfluss gegen den entropiemaximierenden Attraktor in operationeller Geschlossenheit aufgebaut, altert und zerfällt wieder unter Entropieerzeugung zu Detritus mit niedrigerer Komplexität, Voraussetzung für einen neuen Zyklus, der die Strukturen höherer Komplexität erhält und nährt. Zu dieser Prozessebene gehört insbesondere auch der Vorgang der Biokonversion, der solare Energie kurzzeitig speichert und schlussendlich die in organischer Verbindungen codierten Erbinformationen für den Ablauf eines neuen Zyklus des Komplexitätsaufbaus bereitstellt. Die thermodynamische „Einbahnstraße“ des Kosmos ist durch die Evolution der unbelebten und belebten Materie zu einem „Kreisverkehr“ mit systemischem Eigenverhalten geworden.

2. Bei genauerem Hinsehen erweist sich dieser Weg bei gleichbleibender Energiezufuhr und Entropieerzeugung als eine evolutionäre Aufwärtsspirale der Komplexitätszunahme *und* Selbststabilisierung: Die gegen den thermodynamischen Attraktor, durch Energie- und Materieentnahme aus der jeweiligen Umwelt aufgebaute biologische, chemische und physische Strukturkomplexität der Natur gleicht Schwankungen des Energie- und Stofftransports, etwa in einem Ökosystem reflexiv aus. „Fein Anpassungen“ nach energetisch-materiellen Störungen speichern in den Strukturen des Systems lebenswichtige Informationen (z.B. die durch Mutation und Selektion erworbene Anpassungsfähigkeit bestimmter Organismen) und stabilisieren das System von neuem. Erst eine längerfristige, massive und möglicherweise multifaktorielle Belastung des Systems führt zum „Kippen“ des Fließgleichgewichtszustandes und zur Gefahr des thermodynamischen „Absturzes“ zu einem zunehmend instabileren System niedrigerer Ordnung. So kann es aus der menschlichen Übernutzung einer bewaldeten Bergregion durch Holzeinschlag und Weidekultur in Zusammenarbeit mit Extremwetterlagen hypothetisch zu einem Erdbeben kommen, der wiederum eine Kaskade weiterer, zunehmend gravierender,

---

<sup>517</sup> Paslack/Knost (1990), S. 19.

<sup>518</sup> Zur Selbstorganisation der Materie vgl. überblicksartig Prigogine/Stengers (1986).



irreversibler Negativfolgen nach sich ziehen könnte. Am Ende dieser Entwicklungslinie könnte eine verkarstete, unfruchtbare Felswüste mit lebensfeindlichem Mikroklima stehen, die deutlich weniger nutzbare Komplexität mehr enthält und entsprechend instabil bleibt (z.B. durch beschleunigte Erosion). Der Zusammenbruch eines Teilsystems der Biosphäre hat wiederum destabilisierende Auswirkungen auf die Komplexität der nächsthöheren Ordnung usw.<sup>519</sup> Die Folgen der Übernutzung und Degradation der Bergregion könnten aber auch durch die umgebenden stabilen Teilsysteme und ihre Fähigkeit reflexiv ein neues Gleichgewicht herzustellen, begrenzt werden. Aus dem nach einer Rodung verbliebenen Wald könnten möglicherweise bodenfestigende Pioniergehölze auf die erosionsgefährdeten Bereiche einwandern und die Wucht des abfließenden Regenwassers mindern. Oder die bereits degradierte Fläche würde sich durch die reflexiven, langsamen Prozesse der Bodenbildung aus Verwitterungsschutt und Humus wieder zu höherer Komplexität entwickeln. Hier kann von einer reflexiven Restrukturierung gesprochen werden, die auf der *systemischen* Prozessebene stattfindet, die die elementaren Einzelprozesse (z.B. Bodenentstehung, Vegetationsfolge) und Einzelsysteme (Bio-, Litho- und Atmosphäre) der Natur verbindet.

Beiden Ebenen der natürlichen Prozesse ist die Qualität des strukturellen „Standhaltens“ (lat. *subsistere*<sup>520</sup>) im Strom von Materie und Energie gemein. Die Gesamtheit der belebten und unbelebten Natur teilt diese Eigenschaft wiederum mit dem subsistenten Sozialmetabolismus, der die koevolutionäre Verbindung zwischen Natur und Mensch bildet. In metaphysisch überhöhten Definitionen aus der vormodernen europäischen Philosophie, die den Begriff der Subsistenz auf das philosophische Konzept der „Substanz“ beziehen, wird dieser Zusammenhang verblüffend anschaulich: Nach antikem und scholastischem Verständnis ist die Substanz das im Fluss des oberflächlichen Formwandels Bestehende bzw. sich stofflich und strukturell aus sich selbst Erhaltende der Natur.<sup>521</sup> Das Beharren der „Substanz“ bildete danach die unter der Oberfläche der Erscheinungen fortbestehende Grundlage der materiellen Welt, „das allem zugrunde liegende Wesen der Dinge“<sup>522</sup>. Dieses philosophische Konzept des Sich-Selbsterhaltens der Natur wurde in Beziehung gesetzt zur Ökonomie des vormodernen

---

<sup>519</sup> Vgl. die Überlegungen Kafkas (1994), S. 73ff zu nicht-linearem Verhalten in komplexen Systemen: Dieses kann durch sich selbstverstärkende Schwankungen in Subsystemen komplexer Systeme ausgelöst werden, sofern die energetischen Störungen dazu führen, dass bewährte Attraktoren aufgegeben werden müssen.

<sup>520</sup> Vgl. Langenscheidts Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache (1963), Artikel „subsisto“, S. 501.

<sup>521</sup> Vgl. Philosophisches Wörterbuch (1991), Artikel „Subsistenz“ und „Substanz“, S. 704f.

<sup>522</sup> Ebd., Artikel „Substanz“, S. 705.

Haushaltes, der Grundeinheit der Agrargesellschaft.<sup>523</sup> Dort wurde es verwendet zur Bezeichnung für die Fähigkeit des Oikoshaushaltes, sich nicht nur selbstbezüglich, also „für sich selbst“ (siehe vorheriger Abschnitt), sondern auch *reflexiv*, d.h. „aus sich selbst heraus“ (aus eigener ökonomischer Kompetenz, eigenen Ressourcen und Mitteln) mit den lebensnotwendigen Gütern und Dienstleistungen zu versorgen und im Austausch mit lokalen sozioökonomischen Netzwerken so die Haushaltsstruktur aufrecht zu erhalten<sup>524</sup> - auch und gerade bei von außen kommenden Störungen (Resilienz).

Wie hängen nun die Reflexivität von Natur und Subsistenz, diese beiden Formen des strukturellen Selbsterhalts strukturell zusammen? Die mit dem Reflexivpronomen „*sich*“ gekennzeichneten Prozesse und Tätigkeiten verweisen auf zwei „Schichten“ reflexiver Ökonomien. Die erste, alltagspraktische „Schicht“ bildet die Selbstbezüglichkeit der Subsistenzökonomie (siehe vorheriger Abschnitt), die mit dem individuellen Selbsterhalt bzw. dem längerfristigen strukturellen Selbsterhalt des Oikos als dem „Knotenpunkt“ der dezentral organisierten Stoff- und Energieströme verknüpft ist. Um den Erhalt des Oikos zu gewährleisten, strukturiert eine kleinräumige Population oder Hausgemeinschaft ihren Stoffwechsel mit der Natur reflexiv, „aus sich selbst heraus“ - entsprechend ihrer koevolutiv erworbenen biokulturellen *Eigenarten* (angepasste Nutzungsformen und Technik, ferner Normen, Kultur, lokales politisches System). Eigenmächtigkeit und Reflexivität sind damit Synonyme.

Auf die zweite, strukturelle „Schicht“ stößt man, wenn man davon ausgeht, dass die Eigenmächtigkeit und Reflexivität der Natur über die „Kolonisierung“ natürlicher Stoff- und Energieströme in die subsistenzökonomischen Prozesse des Menschen eingeht; die Zyklen der landwirtschaftlichen Biokonversion etwa sind anthropogen „kolonisierte“ Regelkreise der Selbstorganisation natürlicher Komplexität. Das bedeutet: Die reflexiven Prozesse und Strukturen der Natur strukturieren als „kolonisierte“ Natur auch die Regelkreise subsistenter Ökonomie. Weder eine einseitige Umstrukturierung der Natur, noch eine völlige Anpassung der Ökonomie an die vorfindlichen natürlichen Bedingungen wird dabei bezweckt, stattdessen entsteht eine Synthese aus natursystemischen Prozessen und kontrollierten menschlichen Eingriffen. Die Reflexivität des strukturellen Selbsterhalts und Komplexitätsaufbaus der Natur wird dabei in die Bahnen der menschlichen Ökonomie umgeleitet. Die Subsistenzökonomie ist folglich reflexiv, weil sie dem zu ihrem *gesellschaftlichen* Metabolismus gemachten Stoffwechsel der Natur in einem bestimmten Maß die Beibehaltung

---

<sup>523</sup> Vgl. Brunner (1968), S. 107.

<sup>524</sup> Möglicherweise ist dieses Analogiedenken auch der Grund für die Rede vom „*Naturhaushalt*“.

seiner Reflexivität gestatten *muss*, um zu überleben. Denn die Subsistenzökonomie verfügt in der Regel über keine technologischen Mittel um qualitativ neue Stoff- und Energieströme freizusetzen und an Stelle der reflexiven Regelkreise der Natur rein artifizielle Steuerungsmechanismen durchzusetzen. Sie schaltet sich in bestehende Stoff- und Energieströme ein, die sie erweitert und zur Gewährleistung eines positiven Ertragsfaktors modifiziert. Dabei wird aber in der Regel nicht der reflexive Fluss der Materie und der Energie vom strukturellen Ausgangspunkt des Biomasseaufbaus zum Endpunkt der Entropiesenke, wo der natürliche Zyklus von neuem beginnt, unterbrochen. Die Subsistenzökonomie ist damit zugleich weithin materiell autonom, da sie mithin nicht auf eine hauptsächlich außerhalb des Haushaltes vorgeschaltete großmaßstäbliche Steuerung des Sozialmetabolismus angewiesen ist. Die Subsistenzökonomie nutzt vielmehr die Globalsteuerung des denkbar komplexesten sich selbst steuernden Systems: der in Milliarden Jahren entwickelten Biosphäre.

Ob dieser selbstorganisierte Aufbau der natürlichen Komplexität, der von den Haushalten mit dezentral-angepassten Nutzungsformen „kolonisiert“ wird, möglicherweise sogar mit einer Fähigkeit zur *sozialen* Selbstorganisation in Verbindung steht, kann hier noch nicht geklärt werden; ich komme auf diesen Punkt später im VI. und VII. Kapitel zurück. Festzustehen scheint bislang aber: Der enge strukturelle Zusammenhang von subsistenter „Daseinsmächtigkeit“ und Reflexivität und Eigenmächtigkeit der Natur ist eine notwendige Voraussetzung für die Existenz von Subsistenzökonomien. Zugespitzt formuliert bedeutet dies, dass die Fähigkeit des Subsistenzhaushalts zum reflexiven Selbsterhalt, zur materiell-autonomen „Eigenmächtigkeit“, eine per Kolonisierung reflexiver Stoff- und Energieströme dem Natur-„Haushalt“ strukturell „abgezackte Eigenmächtigkeit“ und Reflexivität ist. Der Oikos-Haushalt ist nur eine bescheidene Untereinheit des übergeordneten Naturhaushalts und muss entsprechend sein Augenmerk besonders auf die Kontrolle der Entnahmen und Rückflüsse legen: Eine Maximierung der Energieentnahme aus dem lokalen System bleibt ebenso wenig folgenlos wie eine unzureichende Rückführung von Abfällen, Mist oder eine Verkürzung der biologischen Regenerationszyklen.

In bemerkenswerter Weise entspricht die Struktur vormoderner Arbeit und ihrer Vergesellschaftung diesen systemischen Bedingungen. So ist bei Gronemeyer die vormoderne Arbeit dadurch gekennzeichnet, dass sie eine den Produzierenden und seine Umwelt tragende und stabilisierende „Rückerstattung“ in Form von materieller Sicherheit, Selbstgewissheit und kultureller Einbettung leistet und sich so von „parasitärer Arbeit“ abgrenzen lässt, die Natur

und Arbeitskraft erschöpft.<sup>525</sup> Die Formen evolutionär bewährter Rückerstattung machen die vormoderne Ökonomie zu einem zeitenüberspannenden, im wahrsten Sinne des Wortes „nachhaltigen“ System, das auf den *in der Vergangenheit* bewährten Erfahrungen und Werkzeugen aufbauend mit dem Produkt der *gegenwärtigen* Arbeit nicht nur das gegenwärtige Leben, sondern auch unmittelbar und konkret die Voraussetzungen der *zukünftigen* Arbeit sichert. Es ist daher nicht nur so, dass die Wirtschaftseinheiten der Vormoderne in der Regel kein Input aus dem großräumigen Außen benötigen, vielmehr würde dieses Input von außen sie vor neuartige Schwierigkeiten stellen – nämlich die Frage, wie die reflexive Rückerstattung unter diesen Bedingungen aufrecht erhalten werden kann. Die bei Gronemeyer zitierte Geschichte eines alten französischen Bauern, der sich eigensinnig der modernen hochenergetischen Landwirtschaft verweigert, weil die Ablösung der Arbeit mit den eigenen Händen und dem Arbeitspferd durch die Maschinen seine bewährten Austauschprozesse mit der Natur zerschneidet und ihn letztlich auch seiner überlieferten autonomen Lebensweise zu berauben droht, illustriert diesen Zusammenhang eindrücklich.<sup>526</sup> Die hier aufgestellte These lässt sich unmittelbar überprüfen, wenn man die vorherige Aussage umkehrt und fragt: Könnte eine eigenmächtige und selbstbezüglich-reflexive, subsistente Lebensform existieren, die einen *nicht*-reflexiven Stoffwechsel mit einer *nicht*-eigenmächtigen, also weitgehend von Fremdsteuerung geprägten Natur aufweist? Bei diesem radikalen Gedankenpiel, dessen Ergebnisse keineswegs zufällig bestimmte realhistorische Züge der Moderne widerspiegeln, zeichnet sich ab, dass Subsistenzökonomien in diesem Fall sowohl ihre stofflich-energetische Grundlage verlören und strukturell aufgehoben würden. Ich sehe dafür vor allem einen Grund: Fiele diese Qualität der koevolutionär überformten Stoff- und Energieflüsse weg, würden sich ökonomische Funktionseinheiten wie der Haushalt völlig neuartigen Zwängen der sozialen Umwelt ausgesetzt sehen, die eine tiefgreifende Veränderung der gesamten sozialen und ökonomischen Strukturen nach sich zögen. Zur Begründung lässt sich wie folgt argumentieren:

1. Es würde sich für ganze Gesellschaften umgehend die Notwendigkeit ergeben, die reflexive Selbstorganisations- und Steuerungsleistung der Natur artifiziell zu ersetzen – sowohl lokal und regional (auf der Ebene der einzelnen Ökozonen und Lebensräume) als auch – langfristig - im globalen Maßstab (auf der Ebene der gesamten Bio-, Hydro-, Litho- und Atmosphäre). Eine solche Steuerungsleistung kann aber auf der Ebene der sozialen Umwelt (wenn überhaupt) dann *nur* durch

---

<sup>525</sup> Vgl. Gronemeyer (2012), S. 52f.

<sup>526</sup> Vgl. ebd., S. 72ff.

großgesellschaftlich-technologische Megastrukturen annähernd erreicht werden, die wiederum die reflexiv-selbstbezügliche Wirtschaftsweise der Subsistenz mit kleinräumig-angepassten Naturnutzungsformen ausschließen.

2. Eine reflexiv-selbstbezügliche Ökonomie beginnt trotz Surplus letztlich immer wieder von neuem auf einem vergleichbaren energetischen Niveau und entsprechender Komplexität, da sie nicht von energetischen Beständen zehrt. Die Zuwächse des Komplexitätsaufbaus sind sozialmetabolisch-systemisch begrenzt. In dem Maße, in dem diese evolutionär bewährten Zyklen reflexiver Stoff- und Energieflüsse „gekappt“ würden, es also nicht über „Senken“ zu einer reflexiven Rückführung von Energieformen in den Aufbau und Erhalt von komplexen Strukturen käme, sondern zur verstärkten Freisetzung von strukturzerstörenden Energiequanten innerhalb des Systems, würde eine Annäherung an den thermodynamischen Attraktor der Entropiemaximierung wirksam werden. Aus dem stabilen Fließgleichgewicht würde ein sich verstärkender Energie- und Strukturverlust werden. Um unter diesen Umständen überhaupt noch Strukturen aufbauen zu können (z.B. Biomasse) wäre vermutlich eine beständige *weitere* Erhöhung des Energiedurchflusses nötig. Dieses wiederum setzte letztlich eine zentrale Freisetzung entsprechender immenser Energiequanten (notwendigerweise überwiegend aus erdgeschichtlichen Beständen) und die Errichtung großmaßstäblicher energetisch-stofflicher Verteilungsnetze voraus. Eine reflexiv und selbstbezüglich strukturierte Ökonomie wäre dazu nicht in der Lage und würde durch die entsprechenden Großstrukturen und ihre sozialmetabolischen Voraussetzungen notwendigerweise strukturell aufgehoben.<sup>527</sup>

Die Bewahrung der lokalen Reflexivität der Natur setzt stets die Begrenztheit der menschlichen Eingriffe in die natürlichen Systeme voraus. Die Natur, als Ganzes wie auch bezogen auf ihre Teilsysteme, kann ihre Funktion als sozialmetabolische Senke und

---

<sup>527</sup> Ein extremes Beispiel aus der modernen Landwirtschaft illustriert diesen Zusammenhang: In Deutschland werden in den letzten Jahren immer größere Flächen für den Anbau von Mais für Viehfutter und Biogaserzeugung verwendet (vgl. DER SPIEGEL Nr. 44/2010, „Mais und Moor“, S. 38ff und „Die gelbe Plage“, Nr. 50/2010, S. 80f). Diese für die moderne Agrarwirtschaft paradigmatische Anbauform ist in höchstem Maß nicht-reflexiv und nicht-selbstbezüglich: Die kaum von Fruchtwechsel oder Brache (und damit einer wenigstens z.T. natürlichen, reflexiven Regeneration) unterbrochene Monokultur kann nur durch die beständige *externe Zufuhr* an Stoff- und Energieströmen in Form chemischer und Düngemittel, Großmaschineneinsatz, zugekaufter Lohnarbeit, präpariertem Industriesaatgut und Pestiziden aufrecht erhalten werden und so die in absoluten Zahlen ungeheuer gesteigerten Mengen an Biomasse ausstoßen. Der Output fließt nur zu einem geringen Teil (etwa als organischer Dünger) in die Produktion zurück, das Gros der Erzeugung wird Teil großmaßstäblicher ökonomischer Prozesse außerhalb des Haushaltes, der von diesen Strukturen wiederum zu seiner eigenen Versorgung abhängt. Wo vor zwei Generationen beim Bauernhof noch Obst- und Gemüsegärten, Hühnerstall und Misthaufen reflexiv-selbstbezügliche Anteile der Ökonomie signalisierten, sind diese Merkmale heute weitgehend verschwunden.

ökonomischer Ressourcenlieferant nur dann im notwendigen Umfang erfüllen, wenn sie trotz begrenzter menschlicher „Kolonisierungen“ ein eigenmächtiges, reflexives Quasi-Subjekt mit möglichst hoher Strukturkomplexität bleibt. Systemtheoretisch gesprochen: Die Natur bzw. Biosphäre, vor Ort wie als Gesamtsystem, muss ein Quasi-Subjekt bleiben, damit sie ihre Komplexität sichernden Regelkreise und Stoffkreisläufe entgegen dem „Gefälle“ des thermodynamischen Attraktors selbst steuern und so anthropogene, Entropie verstärkende Schwankungen „abpuffern“ kann.

Entropiemaximierung durch bestimmte tiefe Eingriffe in den Naturhaushalt kann die eigenmächtigen Regelkreise (zer-)stören, damit endet zugleich die Reversibilität der menschlichen Eingriffe in die natürlichen Systeme, nicht aber die Wirkungsmacht der nun zunehmend zerstörerisch und unvorhersehbar ablaufenden Naturprozesse, die auch auf die menschlichen Verursacher der Destabilisierungen zurückfallen – in der Gegenwart etwa als globales Risiko ökologischer Katastrophen.<sup>528</sup>

### **1.3.3.2 Beispiele für reflexive Natur-Ökonomie-Verbindungen: vormoderne Agrikulturlandschaften**

Die vielfach gegliederte Struktur einer vormodernen Agrikulturlandschaft, die bereits als Konkretisierung der kleinräumigen, biokulturellen Vielfalt des subsistenten Sozialmetabolismus diskutiert wurde, veranschaulicht auch die Kolonisierung natürlicher Reflexivität durch die Subsistenzökonomien. Bei diesen Formen subsistenzförmiger Landnutzung werden verschiedenartige Flächen, teilweise wechselnd, mit unterschiedlich abgestuften Eingriffstiefen bewirtschaftet. So ergibt sich eine „Diversität von Ökosystemen“<sup>529</sup>: Neben kaum direkt beeinflussten wildnishaften Arealen und naturnahen Wäldern mit hoher Biodiversität können auf die Holzgewinnung zugeschnittene Forste mit niedriger biologischer Vielfalt, unterschiedlich intensiv genutzte Weideflächen, jeweils bestimmten Kulturpflanzen vorbehaltene Anbauflächen (mit je nach Anbauform sehr unterschiedlicher Diversität) sowie menschliche Ansiedlungen stehen.<sup>530</sup> Die „Hot Spots“ der natürlichen Reflexivität lassen sich räumlich und zeitlich in der Agrikulturlandschaft verorten.

---

<sup>528</sup> Hier besteht eine gewisse Verwechslungsgefahr mit einer soziologischen Konzeption: Was Beck (1996), besonders S. 27, mit „Reflexivität“ meint, ist etwas anderes, das aber in einem sachlichen Zusammenhang mit dem oben gemeinten steht: Reflexivität wird a.a.O. als unkontrollierte „Selbsttransformation“ der Moderne durch ihre „Nebenfolgen“ verstanden. Reflexiv heißt *hier* also „eigendynamisch“, sich selbst aufhebend und ist vor allem auf soziale Strukturen und kulturelle Konzepte bezogen. Die Einbeziehung des oben erläuterten Reflexivitätsbegriffes würde unter Umständen die ökologische Dynamik dieser Selbsttransformation besser zu verstehen helfen.

<sup>529</sup> Tivy (1993), S. 13, Abb. 1.2.

<sup>530</sup> Ebd.

Es sind vor allem jene Zonen und Phasen *geringerer* Eingriffstiefe und entsprechend *hoher* natürlicher Komplexität (Biodiversität), in denen die Folgen der auf den jeweils anderen Flächen vorgenommenen, weiter reichenden menschlichen Eingriffe „gepuffert“ werden. Auf diese Weise werden die reflexiven Regelkreise der Natur gegen anthropogene „Störungen“ im Fließgleichgewicht aufrecht erhalten. Ein naturnaher Wald kann beispielsweise als Kohlendioxidsenke, Regulator des lokalen Klimas und Grundwasserhaushaltes und auch wichtiger Genpool kultivierter Nutzpflanzen fungieren und so Probleme mit Emissionen, Bodendegradation und Verlusten agrarbiologischer Vielfalt vorbeugen – er kann dies aber nur aufgrund seines stabilen, hohen Komplexitätsniveaus, also solange, wie er nur extensiv genutzt wird. Die prekäre Situation von Holzplantagen wie den modernen mitteleuropäischen Monokulturen der Rotfichte wirft auf diesen Zusammenhang ein Schlaglicht: Extremer Witterung, Bränden, Emissionen und Schädlingsbefall haben die mit geringer Biodiversität ausgestatteten strukturell homogenen Forste deutlich weniger entgegenzusetzen als die Reste naturnaher Wälder.

Ein Beispiel für Bereiche, in denen der Mensch im eigenen Interesse zumindest zeitlich begrenzt natürliche Reflexivität zulassen muss (um den Nährstoffgehalt des Bodens nach Nutzungsphasen sich regenerieren zu lassen) sind die Brachen. Beim vormodernen, subsistenzförmig betriebenen Wanderfeldbau in den Tropen entsteht etwa in der 10-20jährigen Brachezeit auf den alten Brandflächen zunächst wieder ein Sekundärwald, der beim Ausbleiben einer weiteren Rodungsphase auch langfristig wieder zu Primärwald werden kann. Solange keine Landknappheit durch Bevölkerungswachstum und flächenzehrenden Großgrundbesitz auftritt, kann die Brachezeit so bemessen werden, dass sich mindestens so viel Sekundärwald auf der alten Rodung entwickeln kann, dass die Menge der in der aufgebauten Biomasse enthaltenen Nährstoffe und Mineralien mindestens so groß ist, dass bei einem erneuten Niederbrennen über die Aschedüngung mindestens die gleiche Bodenfruchtbarkeit wie im letzten Rodungszyklus hergestellt werden kann. Grundlage dieser reflexiven Nutzungsform ist also letztlich der Erhalt der regenerativen Selbststeuerungsfähigkeit des eigenmächtigen Ökosystems und die Bewahrung der natürlichen Bodenstruktur durch angepasste Bearbeitungstechniken (oberflächlicher Hackbau und Stehenlassen der erosionsmindernden Wurzelstümpfe, die z.T. auch wieder austreiben).<sup>531</sup> Im Rahmen moderner Agrarkolonisation mit intensiver Dauerkultur, Melioration (Bodenstrukturveränderung) und Trockenfeldbau kommt es dagegen häufig zu einer dauerhaften Degradation des Bodens. Irreversible Erosion und Versteppung führen dazu, dass

---

<sup>531</sup> Vgl. Brauns/Scholz (1997), S. 4ff.

ein völlig neuer Landschaftstyp (Unkrautsteppe, Halbwüste) entsteht, in dem unter Bedingungen der Entropiemaximierung kaum noch reflexive Naturprozesse ablaufen können und dem strukturelle Komplexität (biokulturelle Diversität) sowie evolutionäre Stabilität (selbstreguliertes Mikroklima, Bodenaufbau, Abfederung physischer und anthropogener Schwankungen) weitgehend fehlen. Entsprechend kann dieser Landschaftstyp nur durch energetisch kostspielige menschliche Manipulationen (Düngereintrag, Maschineneinsatz, Veränderung des Reliefs) überhaupt mittelfristig nutzbar bleiben.<sup>532</sup>

Der vormoderne Wanderfeldbau der Tropen, der eine Kulturlandschaft aus verstreuten Sekundärwald-Inseln und Lichtungen inmitten des primären Regenwaldes erzeugt, verweist auch noch auf einen weiteren Aspekt, der im Zusammenhang mit der „biokulturellen Vielfalt“ vormoderner Landschaften bereits angeklungen war. Durch die Umsteuerung der natürlichen Stoff- und Energieflüsse nimmt die Natur vor Ort eine koevolutionär-kulturell überformte Gestalt an. Die Natur verliert ihre Selbstbezüglichkeit und Reflexivität jedoch nur *in ihrer jeweiligen Erscheinungsform* und nur *graduell* (z.B. als Agrikulturlandschaft). Die ökologische Nische des Menschen als Kulturwesen existiert nur dadurch, dass die Eigenmächtigkeit der Natur in bestimmten Teilbereichen *temporär* zurückgedrängt wird und ein Teil eben jener reflexiv-eigenmächtigen Stoff- und Energieströme der Natur zum Aufbau einer eigenmächtigen menschlichen Kultur innerhalb der natürlichen Systeme umgeleitet und genutzt wird.<sup>533</sup>

#### **1.3.3.4 Die Reflexivität der Naturprozesse als strukturierendes Element von Subsistenztätigkeiten: Reflexive Stoffkreisläufe und „Labor-Consumer-Balance“<sup>534</sup>**

Ein weiterer Punkt, an dem sich das koevolutionäre Ineinandergreifen eigenmächtiger Naturprozesse und subsistenter Ökonomie zeigen lässt, ist Gronemeyers Hinweis darauf, dass subsistente „reflexive[] Tätigkeiten“<sup>535</sup>, dem Menschen keine „befriedigenden Endzustände“ zu schaffen vermögen. Die selbstversorgerischen Tätigkeiten „befreien den, der sie ausführt,

---

<sup>532</sup> Vgl. ebd., S. 6ff.

<sup>533</sup> Es spricht in diesem Kontext ohnehin vieles dafür, dass der strikte definitorische Dualismus von scheinbar „unberührter“ Natur- und Kulturlandschaft, der immerhin als kritischer Maßstab menschlicher Kolonisierung der Natur gelten kann, bereits für die Vormoderne als problematisch angesehen werden kann: Von wenigen peripheren Zonen (Pole, Hochgebirge) abgesehen, kann seit der eiszeitlichen und holozänen Landnahme des Homo sapiens auf sechs von sieben Kontinenten keine Landfläche mehr als *nicht* zumindest vorübergehend und graduell menschlich-kulturell überformt gelten. Vgl. Sieferle (1997a), S. 26 und 28.

<sup>534</sup> Groh (1992), S. 35.

<sup>535</sup> Gronemeyer (1993), S. 54.



nicht gänzlich von dem Zustand, den sie aufheben sollen<sup>536</sup> – die Sorge um Nahrung, Werkzeuge und Unterkunft wiederholt sich in festen Formen und Zyklen, ohne dass ein das Aufsprengen des Systems ermöglichendes Surplus erbracht würde. Auch eine gute Ernte entbindet Agrargesellschaften nicht von der unmittelbar einsetzenden Vorsorge für die nächste Aussaat; die nachwachsenden Energieträger, organischen Baumaterialien und Werkstoffe sind in bestimmten natürlichen Zyklen verbraucht, von Mikroben zersetzt oder durch Umwelteinflüsse ausbesserungsbedürftig. Bedingt ist dies vor allem durch die Grenzen des jeweiligen vormodernen Sozialmetabolismus, z.B. die in kleinräumigen Energieflüssen aufgebaute spezifische materielle Strukturkomplexität, deren überwiegend organische Verbindungen meist nur niedrige Energiequanten enthalten und sich daher leichter auflösen lassen. So wird die anthropogen aufgebaute Komplexität der Vormoderne schnell wieder Teil des natürlichen Stoff- und Energieflusses und kann nur durch die beständige Investition von Surplus aus der Biomassenproduktion aufrecht erhalten werden.

Mineralisch-anorganische Materialien, die überwiegend dauerhafter sind und sich nur längerfristig wieder in die natürlichen Stoffströme einfügen, stehen in der Vormoderne nur beschränkt zur Verfügung. Sie beanspruchen nach Schätzungen entsprechend maximal 1-2 % der gesellschaftlichen Arbeitskraft in der Vormoderne.<sup>537</sup> Verallgemeinernd kann man diese Werte als weiteren klaren Ausdruck einer Ökonomie betrachten, in der die gesellschaftlich kolonisierten Stoffströme sehr weitgehend den Bahnen der reflexiven Naturprozesse folgen und sich nur in sehr überschaubarem Maß von einer vorübergehenden Kolonisierung zu einer tiefer reichenden, zeitlich verlängerten technologischen *Kontrolle* der Naturprozesse entwickeln. Bei der seit dem 5./4. Jahrtausend v. Chr. im Kontext von Hochkulturen entwickelten vormodernen Metallurgie kann etwa beobachtet werden, dass trotz der höheren Effizienz der hergestellten Werkzeuge,<sup>538</sup> diese lange Zeit nur einen geringen Teil des materiellen Alltagslebens beeinflussen, ansonsten aber lediglich Teil der herrschaftlichen Luxus- und Waffenproduktion sind. Den Alltag prägen auch weiterhin die neolithischen Werkstoffe Holz, Knochen und Stein für Werkzeuge und auch Waffen.<sup>539</sup> Daneben findet eine begrenzte Verwendung von Metallen als Tauschmittel (z.B. Münzgeld) statt.<sup>540</sup> Der Grund für diese im Vergleich zu heutiger Metallnutzung marginale Stellung der Metallurgie liegt in den

---

<sup>536</sup> Ebd., S. 55.

<sup>537</sup> Schmidt (2003b): Arbeitspapier des Arbeitsvorhabens Metallurgie im Projekt Historische Globalisierungskritik (Sommersemester 2003): Materialien zum gegenwärtigen globalgesellschaftlichen Metall-Umgang, o.S.

<sup>538</sup> Vgl. Henseling (1981), S. 23f.

<sup>539</sup> Vgl. Selmeier (1984), S. 70f über die erst mit metallurgischen Produktionszuwächsen einhergehende „Demokratisierung“ der Metalle vom Altertum bis in die europäische Neuzeit.

<sup>540</sup> Vgl. Henseling (1981), S. 27f.

sozialmetabolischen Rahmensetzungen der vormodernen Ökonomie. Bei den Arbeitsschritten des Erzabbaus, der Verhüttung und schließlich der Weiterverarbeitung zu schmiedbarem oder gussfähigem Metall müssen vielfach die reflexiven Naturprozesse energieintensiv durchbrochen werden. Ein Beispiel: Antike Hochkulturen wie Ägypten und Mesopotamien verfügten nicht über eigene Erzvorkommen und waren folglich auf aufwändige Transporte zur Bereitstellung von Erzen *und* Energieträgern an einem Ort sowie weitreichende Handelsnetze zur Erhöhung der im Umlauf befindlichen (z.T. rezyklierbaren) Metallmenge angewiesen.<sup>541</sup> Bei den notwendigen Transporten greift aber, mit jedem zurückgelegten Meter Weges, die Reflexivität der Naturprozesse in Form des entsprechenden Verbrauchs an menschlicher und tierischer Arbeitskraft, die möglicherweise sehr rasch den energetischen Ertrag aus dem gewünschten Endprodukt aufzuzehren beginnt. Die sozialmetabolische Flächenbindung der Ressourcen erweist sich damit als eine Folge der Reflexivität der kolonisierten Naturprozesse. Kupfer- und Bronze-Metallurgie, die Abnahme und der Vertrieb der Produkte werden daher auch nicht auf der Ebene des selbstbezüglich-reflexiv wirtschaftenden Oikos koordiniert und an dessen Bedarf (z.B. ggf. für verbesserte Werkzeuge) orientiert, sondern werden obrigkeitlich gesteuert und an zentralen, großgesellschaftlichen Erfordernissen (z.B. militärische Ausrüstung) festgemacht. Entsprechend werden auch die nötigen Importe von Ressourcen (Erze, gieß- oder schmiedefertiges Metall) wie auch die von der Subsistenzarbeit freigestellten, spezialisierten Arbeitskräfte (v.a. Schmiede und Verhüttungsfachleute) durch Anteile des herrschaftlich abgeschöpften Surplus erst realisierbar.<sup>542</sup> Das seit der griechischen Antike zunehmend verbreitete „demokratische“<sup>543</sup> Metall Eisen dagegen bietet Ansatzpunkte für eine eigenmächtig-dezentrale Produktion, da dezentrale, leichter verfügbare Rohstoffvorkommen, Schmelzverfahren (Rennfeuer- und Stücköfen) und Weiter- bzw. reflexive Neuverarbeitung (Schmieden) leichter mit einer auf dezentral-autonomen Wirtschaft verbunden werden konnten. Daneben rückt aber auch beim Eisen schon in der Vormoderne immer wieder die expansive herrschaftliche Nutzung in den Vordergrund, die gerade die reflexiven Beschränkungen der begrenzten Verfügbarkeit aufzuheben sucht. Die systemischen Grenzen der vormodernen Eisenerzeugung, die in den für Herstellung und Verarbeitung notwendigen flächen- und zeitgebundenen Energieträgern fixiert sind (vor allem als Grenzen der Wasserkraftkapazitäten und der Holzkohleproduktion), stehen beispielsweise im

---

<sup>541</sup> Vgl. ebd., S. 11.

<sup>542</sup> Vgl. ebd., S. 12, 29f.

<sup>543</sup> Selmeier (1984), S. 68.

europäischen Hoch- und Spätmittelalter der Ausdehnung der Eisenproduktion für Waffentechnik und benachbarte Gewerbe im Wege.<sup>544</sup>

Dagegen beruht die ungeheuer gesteigerte und mobilisierte moderne Metallurgie auf fossilenergetischer Basis,<sup>545</sup> wie auch die energieintensive Massenproduktion von weiteren mineralisch-anorganischen Werkstoffen wie Stahl, Ziegel, Beton, Glas oder Kunststoff auf einer Entkopplung der Produktion und der produzierten Güter von der Reflexivität der Naturprozesse. Die Materialität der Industrieprodukte verweist unmittelbar auf ihre sozialmetabolischen Grundlagen.

Aber auch die Eigenrhythmik der meisten Subsistenzarbeiten, sei es der polytechnischen Handwerksproduktion, des Landbaus oder der Hauswirtschaft im engeren Sinne, bewirkt, dass die Produktion zyklisch begrenzt und immer wieder buchstäblich reflektiert, also zurückgeworfen wird. Man kann diese Eigenrhythmik unmittelbar auf der materiell-energetischen Ebene der Produktion fassen, die durch eine Reihe von Umständen vorstrukturiert und begrenzt wird. Zunächst gilt, dass viele Werkstoffe zeit- und flächengebunden vorkommen. Desweiteren muss das unmittelbare Interesse am Endprodukt mit den Eigenarten des Materials und der verfügbaren Werkzeuge zur Herstellung sowie teilweise auch noch den Ansprüchen der natürlichen und sozialen Umwelt vermittelt werden.<sup>546</sup> Ein akkumulatives „Wachstum“, das über die selbstbezügliche Versorgung mit Gütern des alltäglichen Bedarfs hinausgeht, wird in derartigen Prozessen ausgeschlossen: Wie hätte das in reflexiven Prozessen Gewonnene „reinvestiert“ werden können? Der reflexive Charakter des vormodernen Sozialmetabolismus (in Verbindung mit der dezentralen Kleinräumigkeit) erlaubt selbst für die an materialen Machtzuwächsen potentiell interessierten

---

<sup>544</sup> Vgl. ebd., S. 120ff.

<sup>545</sup> Zur quantitativen Ausweitung der Metallurgie vgl. Siefert (1997a), S. 156f.

<sup>546</sup> Veranschaulichendes Beispiel: Ein europäischer Bauer, der regelmäßig Werkzeugstiele für die Arbeit in Stall, Feld und Garten benötigt, hat z.B. dafür Sorge zu tragen, dass in der Umgebung seines Hofes geradegewachsene, mehrjährige Schösslinge von geeigneten Baumarten mit hartem, langfaserigen Holz vorkommen. Das Wachstum des Holzes kann so wenig beschleunigt werden, wie die darauf aufbauenden Arbeitsschritte verkürzt werden können. Der geeignete Schössling wird in der Regel nach der Vegetationsperiode geschnitten, mindestens einige Monate, je nach Dicke oft sogar Jahre getrocknet. Das Holz wird dadurch härter, aber auch besser bearbeitbar. Zu schnelles Trocknen oder zu hohe Temperaturen führen mitunter zu Rissen im Holz, die die Belastbarkeit verringern. Wenn Bedarf nach einem neuen Stiel besteht, wird der Rohling entrindet, vielleicht mit dem Querbeil oder Ziehmesser zunächst grob geformt. Astansätze werden entfernt, das Werkstück geglättet, bis es gut in der Hand liegt. Zuletzt wird er an den eigentlichen Werkzeugaufsatz angepasst und daran befestigt. Die Schritte vom Schössling bis zum fertigen Gerät sind vielfach durch Rhythmen und Zyklen bestimmt, die der Verarbeitenden nicht selbst bestimmen kann: Neben den Zyklen des Biomasseaufbaus unter gegebenen klimatischen Bedingungen sind dies die Eigenarten der Holzarten und der Zyklus seiner Trocknung an einem geeigneten Ort sowie die aufeinander aufbauenden, vollständig in Handarbeit zu vollziehenden Arbeitsschritte, in denen ein Mensch seine wieder zu regenerierende Muskelkraft und Konzentration verausgibt. Kein Produktionsschritt kann übersprungen oder - über den Spielraum der Erfahrung und Übung hinaus - verkürzt werden, ohne die gewünschte Qualität des Gegenstandes und der Arbeit herabzusetzen. Das gleiche gilt für die reflexive Abnutzung, den unvermeidlichen „Verbrauch“ des Gerätes, der in seiner überwiegend organischen Materialität und der niedrigerenergetischen Herstellungsweise begründet liegt.

Eliten kaum die positive Rückkopplung ihrer Aneignungsprozesse durch zentrale Steuerung und einen re-investiven „Rückfluss“. So ist die „Speicherung“ von Gütern und monetären Äquivalenten aus flächengebundener Surplusabschöpfung nur in der Form zentraler Schatzbildung (Edelmetall als „Speichermedium“) und als relativ dauerhafter Waffen- und Metallhort möglich.<sup>547</sup>

Diese praktische Reflexivität der vormodernen Subsistenz hat auch eine prägende kulturelle Dimension. Reflexive Prozesse weisen allgemein ein Komplexität stabilisierendes Beharrungsvermögen auf, daher ist aus moderner Sicht die reflexive Subsistenzökonomie in der Regel „nicht innovativ genug“<sup>548</sup> - unmittelbar fühlt man sich an die Kritik der Modernisierer gegenüber den „innovationsfeindlichen“ Kleinbauern der Gegenwart erinnert. Die Reflexivität des Sozialmetabolismus und seiner kleinräumigen Stoff- und Energieflüsse als Merkmal jener oben genannten „Eigenmächtigkeit der Natur“ strukturiert den Aufbau entsprechend kleinräumig-vielfältiger Strukturen und lokal angepasste Problemlösungsstrategien im Umgang mit der Natur.

Ein Lexikoneintrag des 18. Jahrhunderts fasst diese Ergebnisse zusammen, wenn er Subsistenz als einen materiell-autonomen *Lebensmodus* des Individuum beschreibt. Zugleich bringt der kurze Artikel jedoch indirekt noch einen weiteren Aspekt der Reflexivität und Eigenmächtigkeit ins Spiel.

„**Subsistiren**, heisset in dem gemeinen Leben insgemein so viel als seinen Unterhalt, seine Nahrung und sein Auskommen haben [...].“<sup>549</sup> [Hervorhebungen im Original; C.B.]

Die *Art und Weise*, mit der der Lebensunterhalt bestritten wird, wird im Lexikonartikel als selbstverständlich vorausgesetzt und nicht weiter erläutert.<sup>550</sup> Der Modus des Sich-Selbst-Erhaltens wird an den Subjekten der vormodernen Ökonomie festgemacht, was man als Bestätigung für einen nicht-fremdgesteuerten Stoffwechsel mit der Natur in Subsistenzökonomien interpretieren kann. Es ist dabei kaum Zufall, dass das von Zedler verwendete Wort „Nahrung“ sich von „nähren“ ableitet, was in den germanischen Sprachen ursprünglich den gleichen Gedanken wie das lateinische „subsistere“ ausdrückte: überstehen,

---

<sup>547</sup> Selbst wenn man die „Investition“ in militärische Infrastruktur (Befestigungen, Heerwege etc.) einbezieht, zeigt sich doch, dass diese Anlagen zur Durchsetzung direkter Herrschaft aufwändig unterhalten werden mussten, um die Einnahmen aus der Fläche zu *sichern* – darüber hinaus trugen sie aber sicher nichts dazu bei, diese Einnahmen dauerhaft zu *erhöhen*. Dies war auch durch Flächengewinne, Intensivierung und die Erschließung zusätzlicher Energieträger des vormodernen Typs nur bis zu stationären Obergrenzen möglich.

<sup>548</sup> Gronemeyer (1993), S. 54.

<sup>549</sup> Großes Vollständiges Universallexikon (1962) [1744], Artikel „Subsistiren“, Spalte 1580.

<sup>550</sup> Dazu passt, dass aktuelle Lexika wie der Brockhaus (2006), Band 26, S. 556 im Artikel „Subsistenz“ nur die philosophische Bedeutung wiedergeben und im Artikel „Subsistenzwirtschaft“ a.a.O. diese als gesonderte „Wirtschaftsform“, „besonders in Entwicklungsländern“ auf ihre zweckgebundenen Produktionsaspekte („Selbstversorgung“) begrifflich einengen.

am Leben erhalten.<sup>551</sup> In dieser Etymologie tritt die prozesshafte Reflexivität des Selbsterhaltes besonders eindrücklich hervor. Als „Nahrung“ gelten ursprünglich in einem weiter reichenden Sinne auch die übrigen Mittel zum Selbsterhalt,<sup>552</sup> die in der vormodernen Ökonomie reflexiv und selbstbezüglich hergestellt und genutzt wird, sei es auf der Ebene des Haushaltes oder der lokalen Gemeinschaft (Grund und Boden, Haushaltsausstattung usw.).

Auf diesen letzten Punkt, die Gemeinschaft, verweist Zedler implizit und nennt damit zugleich einen weiteren wichtigen Baustein einer historischen Theorie der Subsistenz, der in Abschnitt 3 genauer untersucht wird: Das „gemeine Leben“ ist das alltägliche *gemeinschaftliche* Leben und Arbeiten der „*gemeinen*“ Bevölkerung, die bestimmte Ressourcen und Strukturen im Rahmen ihres Sozialmetabolismus kooperativ nutzte (bestimmte Flächen und Infrastruktur, z.B. *Gemeindeland*, Speicher, Wege, Gewässer) und den Stoffwechsel mit der Natur mit gemeinschaftlich gelebten kulturellen Formen verband. Sozialer Metabolismus und soziale Beziehungen des „gemeinen“ Lebens erscheinen als untrennbar verbunden. „Gemein“ (lat. *communis*, engl. *common*) war im 18. Jahrhundert im Sprachgebrauch der Eliten jedoch längst eine pejorative Begriffsbildung,<sup>553</sup> die das gewöhnliche Leben auf dem Land und seine kulturellen Formen gegenüber der Kultur der Herrschaft in den Zentren herabsetzte.

Zur selbstbezüglichen Strukturierung des Mensch-Natur-Austausches gehört immer diese starke soziale Komponente. Die unmittelbare soziale Umwelt und ihre kulturellen und ökonomisch-politischen Formen sind selbst ein eigenmächtiger Strukturfaktor des subsistenten Alltags, wie in Abschnitt 1.3 dargelegt wurde. Der vormoderne Stoffwechsel mit der Natur ist in hohem Maße auf den Lebensunterhalt des Menschen in kleinräumigen sozialen Netzwerken bezogen und von ihm entsprechend seinem jeweiligen *Eigenbedarf* und seinen *eigenen Zwecken innerhalb der lokalen Population bzw. Gemeinschaft* gesteuert. Teil dieser Steuerung ist z.B. die selbstbezügliche Kalkulation des ökonomischen Handelns, die auf den Erhalt des Menschen *in seinem jeweiligen unmittelbaren sozialen Kontext* (Familie/Haushalt, Dorfgemeinschaft, lokale Vertreter der Herrschaftsinstitutionen) abzielt. Dabei ist auffällig, dass das ökonomische Handeln des Einzelnen in unterschiedlichem Maße diese drei Gruppen von Menschen einbezieht. Die Ebene des Haushaltes bildet dabei regelmäßig den „Mindestrahmen“: Der materielle (und in der Transformationszeit auch monetär vermittelte) Lebensunterhalt *aller Haushaltsangehörigen* bildet etwa die Grundlage für die Berechnung des individuellen Inputs an Energie bzw. Arbeit.<sup>554</sup> Die Ebene der lokalen

---

<sup>551</sup> Vgl. Kluge (2002), Artikel „nähren“, S. 644.

<sup>552</sup> Vgl. Deutsches Wörterbuch (1942), Band 13, Artikel „Nahrung“, Spalte 311.

<sup>553</sup> Vgl. ebd., Band 5, Artikel „gemein“, Spalte 3169. Vgl. ferner Illich (1982), S. 7f.

<sup>554</sup> Wong (1984), S. 57f.

Gemeinschaft, sofern vorhanden, wird indirekt ebenso in das ökonomische Handeln einbezogen: Man vermeidet im Rahmen kooperativer, sozialintegrierter Wirtschaftsformen beispielsweise zu weit reichende Eingriffe in die natürlichen Lebensgrundlagen (z.B. in Europa durch Vermeidung der Übernutzung von Allmendeflächen) und beteiligt sich – sicherlich auch unter sozialem Druck - an der Pflege gemeinschaftlicher Einrichtungen, die das sozialmetabolische System, von dem alle abhängen, sichern (z.B. Bewässerungssysteme, gemeinschaftlicher Terrassenbau).<sup>555</sup>

Die selbstbezüglich-reflexive Strukturierung der Stoff- und Energieflüsse, über den Haushalte sich selbst versorgen, bleibt daher aus ihrer eigenen Logik heraus gebunden an deren jeweilige natürliche Umwelt und ihre Eigenmächtigkeit bzw. Reflexivität. Aber auch die Bedeutung der jeweiligen soziale Umwelt und die von ihr ausgehenden gemeinschaftlichen Verpflichtungen und ggf. (groß-)gesellschaftlichen Systemzwänge lassen keine Zweifel daran, dass die materielle Autonomie der subsistenten Alltagspraxis immer eine relative, sozial vermittelte ist. Die sozialmetabolisch begründete Abkoppelbarkeit selbstversorgerischer Haushaltsökonomie sagt daher mehr aus über eine optionale Überlebensstrategie des Oikos in risikobehafteten sozialen und natürlichen Umwelten als über eine vermeintliche, materiell und sozial autonome oder gar autarke Existenz von Subsistenzhaushalten. Dieser Umstand wird in Abschnitt 3 noch von besonderer Bedeutung sein, wenn es um die Integration der Haushaltsökonomie in die sozialen Beziehungen geht.

## **2. Technik und Arbeit in der vormodernen Subsistenz**

### **2.1 Technik und Arbeit als anthropologische Kategorien**

Auch wenn die Anwendung von Technik, verstanden als Werkzeuggebrauch zum Zweck der materiellen Reproduktion, aus heutiger Sicht nicht mehr das Alleinstellungsmerkmal des Menschen gesehen werden kann (auch eine ganze Reihe von anderen Tieren nutzt primitive Werkzeuge), beginnt doch mit der Herstellung von Werkzeugen bei den frühen Hominiden das Tier-Mensch-Übergangsfeld.<sup>556</sup> Dies ist zugleich der Beginn der Arbeit, in der sich der Mensch vergegenständlicht: „Die Arbeit fängt an mit der Verfertigung von Werkzeugen“<sup>557</sup>, schreibt Friedrich Engels. Arbeit kann im Kern als der Prozess des menschlichen Eingriffs in die natürlichen Stoff- und Energieflüsse erfasst werden, bei dem sich der Mensch im Rahmen

---

<sup>555</sup> Welche Bedeutung der „Moral Economy“ in vormodernen Subsistenzökonomien zukommt, werde ich in Abschnitt V.3.4 darlegen.

<sup>556</sup> Vgl. Schmid (1989), S. 58ff und 74ff.

<sup>557</sup> Engels (1962) [1925], MEW Bd. 20, S. 449.

seiner sozialen Umwelt der ihm zugänglichen technischen Mittel zur Beeinflussung der vorfindlichen Umwelt bedient, um die Sachgüter seines materiellen, sozialen und kulturellen Lebens, einschließlich der Werkzeuge selbst, zu gewinnen, sie gebrauchsfähig zu machen und schließlich anzuwenden.<sup>558</sup> Aus diesem grundsätzlichen Verständnis heraus ist es nicht sinnvoll, Arbeit von Begriffen wie Herstellen und Handeln abzugrenzen, wie es etwa Hannah Arendt in ihrem Konzept von der „Vita activa“ des Menschen tut. Arendt sieht Arbeit ausschließlich als *instrumentelle* Kategorie im Sinne von fremdbestimmter, weitgehend kommunikationsloser, aber zumindest lebenserhaltender „Mühsal“, wie Oskar Negt kritisiert.<sup>559</sup> Herstellen und Handeln, d.h. in Arendts Sinne künstlerische und handwerkliche Tätigkeiten, bzw. die kommunikative und soziale Gestaltung der Welt weisen dagegen deutlich größere Freiheitsgrade auf, ja sie konstituieren geradezu Menschlichkeit. Etwas bildhaft formuliert: Nachdem die schwere Feldarbeit getan ist, in der der Mensch auf den Status eines angeblich rein physisch sich verausgabenden Tieres „sinkt“, kann sich das gemeinschaftlich orientierte „höhere“ Wesen, das *zoon politikon* entfalten. Das unterstellt, dass die Arbeit als individuelle Mühsal ohne Kommunikation und soziale Bedeutung erledigt wird und nur in einem rein funktionalen Zusammenhang mit den sonstigen Tätigkeiten steht. Dem gegenüber steht aber die soziale Bedeutung gemeinschaftlichen, nicht selten auch von Festen begleiteten Arbeitens in verschiedenster Form, die sowohl in der ethnologischen Feldforschung<sup>560</sup> als auch der Alltagserfahrung (selbst in modernen Industrieländern<sup>561</sup>) greifbar ist. Arendts Unterscheidung transportiert folglich bei allem anthropologisch anmutenden Anstrich doch ein, wie Negt schreibt, historisch bedingtes und entsprechend „verengte[s]“<sup>562</sup> Verständnis von Arbeit, das die Züge von fremdbestimmter Tätigkeit in Form historischer Sklaven- und Lohnarbeit zur allgemeinen Kategorie erhebt.<sup>563</sup>

Die materiellen, v.a. aber sozialen und kulturellen Freiheitsgrade, die Arbeit in Subsistenzkulturen aufweisen kann und auf die in den Untersuchungen zum Sozialmetabolismus der Subsistenz bereits hingewiesen wurde, werden heute in der anthropologischen Forschung allgemein vorausgesetzt. Ältere Ansätze hatten die Entwicklung des rezenten Menschen in der Anthropologie zeitweise noch vor allem mit der anatomischen

---

<sup>558</sup> Hier wird bereits deutlich, dass ich mich bei den Begriffen „Technik“ und „Arbeit“ ausschließlich auf Produktion und Ökonomie im Sinne des gesellschaftlichen Selbsterhalts beziehe und Destruktivarbeit und Tötungstechnik (Waffen, Kriegs-, „Handwerk“ etc.) ausklammere – auch wenn einige der nachfolgenden Merkmale durchaus darauf anwendbar sind.

<sup>559</sup> Vgl. Negt (1984), S. 169ff.

<sup>560</sup> Vgl. z.B. Holzer (1996).

<sup>561</sup> Vgl. die Bedeutung von Nachbarschaftshilfe und Kooperation bei alltäglichen Arbeiten, das Gewinnen von sozialem Prestige durch Arbeitsleistungen etc.

<sup>562</sup> Negt (1984), S. 172.

<sup>563</sup> Vgl. ebd., S. 171f.

Differenzierung der Hand (Werkzeugherstellung und –gebrauch) und der Hirnentwicklung (nicht-genetische Speicherung von Umweltinformationen und Fertigkeiten zur Werkzeugherstellung) in Zusammenhang gebracht und als „autokatalytischen“ Prozess gedeutet. Neuere Ansätze betonen dagegen das Zusammenwirken von Werkzeuggebrauch und sozialer Organisierung der Arbeit als maßgeblichen Impuls der Hominisation und Beginn der kulturellen Evolution.<sup>564</sup> Die sozial organisierte Arbeit und Technik trennt den Menschen von der biologischen Evolution und Naturgeschichte größtenteils ab, verknüpft ihn durch seine Auseinandersetzung und seinen Austausch mit der Natur aber auch wieder mit ihr, indem der Mensch sich in der Natur vergegenständlichen und reflektieren kann. Die „Vollendung der Natur“ durch gesellschaftliche Arbeit bzw. das produktive Hervorbringen des in der Natur Angelegten, rückt damit zumindest theoretisch in die Reichweite gesellschaftlicher Entwicklung.

Als soziales Wesen organisiert der Mensch die Arbeit in gesellschaftlicher Form; wie schon der Sozialmetabolismus, so ist auch die Gesellschaft daher ein Artefakt. Maurice Godelier wies im Anschluss an die marxistische Naturphilosophie darauf hin, dass die Menschen sich im Gegensatz zu den anderen Tieren nicht darauf beschränken, „in Gesellschaft zu leben, *sie produzieren Gesellschaft um zu leben* [Hervorhebung i. Orig.; C.B.]“.<sup>565</sup> Individuelle und gesellschaftliche Produktion und Reproduktion gehen entsprechend Hand in Hand: Auch die individuell verrichtete Arbeit hat gesellschaftlichen Charakter, da die damit vollzogene Reproduktion der Grundeinheiten der Ökonomie zugleich die gesellschaftliche Reproduktion ermöglicht. Entsprechend sind Arbeit und Technik nie allein funktional, auf die materielle Reproduktion bzw. den biophysischen Selbsterhalt zu verstehen, sondern können auch Ausdruck sozialer Bedürfnisse sein, etwa nach sinnvollen Beziehungen zu seinen Mitmenschen. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die bei Gronemeyer dargestellte Logik der „Rückerstattung“ aus subsistenzhafter Arbeit verstehen: Die Arbeit sichert nicht nur materielle Produkte, die heute und hier benötigt werden, aus ihr fließt zugleich etwas zurück in das System von Natur, Individuum und lokaler sozialer Umwelt, so dass diese auch zukünftig in der Lage bleiben, sich selbst zu erhalten: Dünger und Abfall, aber auch immaterielle Güter wie Arbeitsfreude, Selbstgewissheit oder kulturelle Identität.<sup>566</sup>

Es ergibt vor diesem Hintergrund ohnehin wenig Sinn, zwischen materiellen und immateriellen Aspekten vormoderner Arbeit strikt zu trennen. Sie sind durchaus vergleichbar. Soziale Bedürfnisse etwa können sich in der konkreten materiellen Arbeit auch immateriell

---

<sup>564</sup> Vgl. Schmid (1989), S. 23.

<sup>565</sup> Godelier (1990), S. 13.

<sup>566</sup> Vgl. Gronemeyer (2012), S. 74ff.



ausdrücken. Bestimmte Arbeiten setzen weder Werkzeuggebrauch voraus, noch ziehen sie ein gegenständliches oder energetisches „Output“ nach sich. Sozialmetabolisch sind sie nicht selten praktisch „unsichtbar“ oder nur sehr mittelbar in ihrem Einfluss auf den Austausch mit der Natur. Die Versorgung der Kinder oder die Nahrungszubereitung ist beispielsweise weit mehr als eine kulturell überformte „Heranzüchtung“ von Arbeitskraft bzw. eine Bereitstellung von Kalorien. Ebenso wie die Pflege der Alten, die sich nicht mehr in der Wiederherstellung der Arbeitskraft sozialmetabolisch niederschlägt, sind diese Tätigkeiten ein Ausdruck gefühlsmäßiger Bedürfnisse, die als evolutionär bewährte Attraktoren des menschlichen Verhaltens tief im menschlichen Gattungswesen verankert sind: Liebesfähigkeit, Empathie, gegenseitige Solidarität. Diese mit immateriellen, aber nicht weniger bedeutsamen „Produkten“ und „Dienstleistungen“ verbundenen „sozialen Arbeiten“ werden nur dort punktuell einbezogen, wo sie in ihrer Struktur den Merkmalen der materiellen Arbeit und Technik ähneln (Abschnitt 2.2 und 2.4). Eingehender treten sie erst bei der Untersuchung ihres sozialen Kontextes, der Analyse von Haushaltsstrukturen (vgl. Abschnitt 3), hervor.

Im Anschluss an Alexander Kluge und Oskar Negt ließe sich auch Denken als immaterielle, gesellschaftlich orientierte Arbeit mit erheblichen Freiheitsgraden fassen: als Arbeiten im „Hirn als Garten“, das nicht nur der Entwicklung technischer Mittel und der Manipulation der Natur vorausgesetzt ist, sondern auch der „Urbarmachung des Unbekannten in der eigenen Gesellschaft“ dienen kann.<sup>567</sup> Dieser potentiell selbstbezüglichen Geistesarbeit soll hier aber nicht weiter nachgegangen werden.

Gegen eine funktionalistische Betrachtung von Arbeit und Technik spricht neben dem sozialen und gattungsmäßigen Wesen von Arbeit und Technik auch, dass die durch Technik und Arbeit gewonnenen Mittel der Naturbeherrschung nicht nur zur Stabilisierung, sondern auch zur Auflösung und Weiterentwicklung der sozialen und kulturellen Komplexität eingesetzt werden können.<sup>568</sup> Durch die Anwendung der technischen Mittel wirken diese auf die kulturelle und soziale Ebene zurück und können diese ggf. transformieren – damit verlieren diese ihren bloßen Mittelcharakter.

Diese Wechselwirkung ist – besonders bezogen auf die Moderne – Gegenstand der Techniksoziologie. Die zuweilen in der Forschung vorgenommene unterschiedliche Schwerpunktsetzung einer „Enactment-Perspektive“ einerseits (Technik wirkt hauptsächlich durch ihre praktische Anwendung bzw. entsprechendes kommunikatives Handeln auf die Gesellschaft ein) und einer „Vergegenständlichungsperspektive“ andererseits (Technik ist

---

<sup>567</sup> Negt/Kluge (1981), S. 640.

<sup>568</sup> Vgl. Godelier (1990), S. 13.

eine materielle Manifestation der gesellschaftlichen Praxis)<sup>569</sup>, lässt sich auch bei vormodernen Subsistenzformen anwenden. Subsistente Technik und Arbeit lässt sich, darauf deuten auch die vorangegangenen Analysen des subsistenten Sozialmetabolismus hin, sowohl aus der Vergegenständlichungs- als auch aus der „Enactment-Perspektive“ verstehen. So war bereits bei der Behandlung des auf technischer Kolonisierung der Natur beruhenden Sozialmetabolismus dessen gesellschaftlichen Artefaktcharakter, d.h. sein Charakter als struktureller Kompromiss des technisch ermöglichten Austausches der Gesellschaft mit den Regenerationsanforderungen ihres lokalen Habitats herausgestellt worden. Daraus könnte thesenhaft geschlossen werden, dass dieser Kompromiss, in den auch die selbstreferentiellen Dynamiken der kulturellen Evolution eingehen, sich gerade auch in der Form von Arbeit und Technik *vergegenständlicht*. Auf der anderen Seite war auch darauf hingewiesen worden, dass sich die Entwicklung und *Anwendung* bestimmter Techniken (wie Ackerbau und Viehhaltung) zu einem sehr dynamischen „Betriebsunfall“ entwickeln kann: Die Anwendung verselbständigt sich durch ihre riskanten „Nebenfolgen“. Die neolithischen Kulturtechniken wirkten schon durch ihre Anwendung aufgrund der beschriebenen Eigen-„Logik“ von Demographie, Flächenbindung der Biokonversion und „Prämie auf Plünderung“ selbsttransformierend auf ihre natürliche und soziale Umwelt und mussten durch neue koevolutive Steuerungen „aufgefangen“ und stabilisiert werden. Einige Werkzeuge und Arbeitsprozesse (wie eben die Techniken des Landbaus, besonders im Zusammenhang mit den Techniken der Wasserregulierung) generieren offensichtlich eine höhere Eigendynamik als andere und bedürfen weiterreichender soziokultureller „Einbettung“ und Steuerung, um eine fortschreitende Unterordnung der Gesellschaft unter die Erfordernisse der Reproduktion der Produktionswerkzeuge zu vermeiden und kulturelle Freiheitsgrade zu bewahren. Andere Werkzeuge sind „unverdächtiger“: Der kleinräumige, intensive Gartenbau etwa erfordert keine großmaßstäblichen sozialen Lenkungsstrukturen und ist kaum mit ökologischen Risiken behaftet, auf die mit noch weiterreichenden Eingriffen in den Naturhaushalt reagiert werden müsste.

Der Blick in die vormoderne Werkzeugkiste zeigt aus klassisch-techniksoziologischer Perspektive also zunächst ein unterschiedlich interpretierbares Bild: Neben materieller Selbstbestimmung steht auch potentiell der Dienst am Werkzeug. Damit ist die Analyse scheinbar auf die Auswertung einzelner Werkzeuge, beispielhafter Arbeitsprozesse und ihrer soziokulturellen Kontexte beschränkt. Die universalgeschichtliche „Vogelperspektive“ lässt

---

<sup>569</sup> Schulz-Schaeffer (2000), S. 10f. Vgl. auch die anschlussfähigen Bemerkungen von Ullrich (1977), S. 11 zur Gegenüberstellung bürgerlicher Soziologen, die die „Sachlogik“ der Technik in den Vordergrund stellen und marxistischer Wissenschaftler, die das gesellschaftliche „Anwendungsverhältnis“ in den Vordergrund stellen.

sich aber zurückgewinnen, ohne die Differenzierung der Techniksoziologie aufzugeben: Es reicht schon die Fragestellung dahingehend zu verändern, dass nach den *gemeinsamen strukturellen Merkmalen* gesucht wird, die die Bandbreite der vormodernen Technik und Arbeit universalgeschichtlich verbinden. Somit stehen wir vor drei Fragen:

- Welche Merkmale von Technik (Mittel) und Arbeit (Prozess) wurden über Jahrtausende der Vormoderne offenbar evolutionär prämiert, so dass sie sich in den verschiedenartigsten Kulturen durchsetzen konnten?
- Auf welche Weise wirken in diesen Merkmalen a) eine die soziale und natürliche Umwelt stabilisierende oder transformierende Eigen-„Logik“, b) ein das gesellschaftliche Naturverhältnis spiegelnder Artefaktcharakter und c) die koevolutive Selbststeuerung zusammen?
- Wie gelingt in der kulturellen Evolution die Bewahrung der technisch und kulturell aufgebauten Komplexität gegen mögliche riskante Verselbständigungstendenzen?

Bei der Bearbeitung dieser Fragen stellt sich das Problem, dass nur wenige Ansätze einer vormodernen Technikgeschichte und –soziologie greifbar sind, die zum Profil dieser Fragen passen. Die einschlägigen Nachschlagewerke, die zu strukturellen Fragen Auskunft geben, problematisieren diese Aspekte kaum.<sup>570</sup> Dafür lassen sich hier punktuell Autorinnen und Autoren auswerten, die ein gegenwarts- und problemorientiertes Erkenntnisinteresse, analog zur in dieser Arbeit einleitend dargelegten Kritik des „Wachstumsparadigmas“, verfolgen. Diese Ansätze nehmen ihren theoretischen Ausgangspunkt in der Krise der Gegenwart, die sie aus historischer, soziologischer und philosophischer Perspektive bearbeitbar zu machen suchen. Dabei ist es möglich, aus der der auf die Moderne bezogenen Technikkritik Konzepte zu übernehmen, die ein strukturelles Verständnis von Arbeit und Technik in der Vormoderne erlauben.

## **2.2 Persönliche Rückkopplung und „Konvivialität“<sup>571</sup>: Die enge Bindung von lebendiger Arbeit und Technik an die produzierenden Individuen und ihren sozialen Kontext**

Vormoderne Technik und Arbeit lassen sich der Form nach als empirisch-handwerklich geprägt beschreiben.<sup>572</sup> Das bedeutet, dass der Produktionsprozess von den Produzenten aus der eigenen Selbsterhaltungskompetenz heraus geplant, durchgeführt und – ggf. auch nach

---

<sup>570</sup> Vgl. Hägermann/Schneider (1997), Ludwig/Schmidtchen (1997), Sombart (1969) [1902], Weber (1976).

<sup>571</sup> Illich (1975), S. 38.

<sup>572</sup> Vgl. Philosophisches Wörterbuch (1991), Artikel „Technik“, S. 714ff.

eigenem Gebrauch - abschließend reflektiert wird (vgl. das Konzept der subsistenten „Daseinsmächtigkeit“ in Abschnitt 1.3.3.2). Handwerkliche Produktion, zu der auch die vormoderne Agrarproduktion gezählt werden kann, muss daher auf einer engen und zugleich flexiblen Verbindung von „Kopf“ und „Hand“ beruhen. Das bedeutet auch, dass die handwerklich tätige Person sich im Produkt dieser Verbindung vergegenständlicht. Der Kulturphilosoph Richard Sennett sieht das Wesen der handwerklichen Arbeit entsprechend in einer Verknüpfung der Begriffe „Animal laborans“ (physisch Arbeitender) und „Homo faber“ (Steuernder, Reflektierender):<sup>573</sup>

„Bei jedem guten Handwerker stehen praktisches Handeln und Denken in einem ständigen Dialog. Durch diesen Dialog entwickeln sich dauerhafte Gewohnheiten, und diese Gewohnheiten führen zu einem ständigen Wechsel zwischen dem Lösen und dem Finden von Problemen. [...] [A]lle Fertigkeiten, selbst die abstraktesten [beginnen] mit einer körperlichen Praxis[...]; [...] technisches Verständnis [entwickelt] sich dank der Kraft der Phantasie [...].“<sup>574</sup>

Durch den geschlossenen „Funktionskreis“ der vormodernen Technik bleibt diese „eng an die Sinne des Tätigen gebunden“.<sup>575</sup> Der Produktionsprozess ist nicht als abstraktes „Wissen-wie-es-geht“ vom Produzierenden und seinem sozialen und ökologischen Kontext abkoppelbar, geschweige denn in die Form eines komplexen Apparates zu übertragen. Im geschlossenen Funktionskreis bleibt die Arbeit „lebendig“ und wird nicht organisatorisch-hierarchisch fragmentiert: Zwar kommen auch in der Vormoderne einige Ansätze einer arbeitsteiligen Trennung von Kopf- und Handarbeit vor, die sich aus der Bandbreite von individuellem und gesellschaftlichem Bedarf, unterschiedlicher Geschicklichkeit, Erfahrung und der Lage „günstigere[r] Produktionsstätten“<sup>576</sup> ergeben, allerdings unterbrechen diese Ansätze keineswegs den handwerklichen „Funktionskreis“ der Produktion.<sup>577</sup> Vollständige Trennung von Kopf- und Handarbeit verweist zumeist auf Strukturen, in denen Natur- und Menschenbeherrschung eng miteinander verbunden sind. So ist etwa bei der vormodernen Wissenschaft im Kontext von Hochkulturen zu beobachten, dass diese sich – im Gegensatz zur Moderne – überwiegend mit „geistiger Reproduktion“<sup>578</sup> beschäftigt und den Bereich der materiellen Alltagspraxis seltener berührt.

Der „Funktionskreis“ der Technik stellt zugleich in der Regel einen reflexiven „Tat-Folge-Zusammenhang“<sup>579</sup> dar, der eingebettet in die Reflexivität der Naturprozesse bleibt. Die

---

<sup>573</sup> Sennett (2009), S. 16.

<sup>574</sup> Ebd., S. 20f.

<sup>575</sup> Ullrich (1977), S. 53.

<sup>576</sup> Ebd., S. 59.

<sup>577</sup> Ebd.

<sup>578</sup> Ebd., S. 52.

<sup>579</sup> Gronemeyer (1993), S. 71, im Original kursiv.

Individuen und ihre unmittelbare soziale Umgebung haben die Folgen ihres Tuns zu verantworten, sie haben diese im Positiven wie im Negativen meist innerhalb ihres eigenen ökonomischen Wirkungskreises vor Augen – was nicht bedeuten muss, dass diese Folgen auch *verstanden* werden. Das Individuum haftet in letzter Konsequenz durch Einschränkungen seiner *eigenen* Daseinsmächtigkeit vor Ort für Schäden durch unangepasste Werkzeuge oder zu weitreichende, nicht-reversible Eingriffe in die Natur – was eine minimale Rationalität der Naturnutzung zumindest nahelegt (vgl. dazu Abschnitt 2.5). Die versiegte Quelle, das fehlende Feuerholz, die übernutzte Weidefläche, der degradierte Ackerboden – all das kann kaum externalisiert werden, sondern fällt in oikoshaften Strukturen als Mangel auf die Urheber zurück. Nur die herrschenden Eliten sind teilweise in der Lage, sich durch den Einsatz der in ihrer Hand konzentrierten Machtmittel und Ressourcen von nicht-rückholbaren Folgen ihres Tuns zeitweise abzukoppeln, indem sie die Reflexivität äußerer Räume kolonisieren - etwa durch die Substitution fehlender Güter aus weiter entfernten Regionen, durch Eroberung neuer Gebiete, Versklavung von externen Bevölkerungsgruppen etc.<sup>580</sup> Je nach Ausmaß der Destruktion erweitert sich der Wirkungskreis jedoch schon in der Vormoderne über den Verursacher hinaus – z.B. im Fall von Abholzungen (gravierende Bodenerosion, verschlammte Flussbetten, sinkende Grundwasserspiegel, Überflutungen). Diese personengebundenen Strukturen sind zum einen Ausdruck der *selbstbezüglichen* und auf die Erzeugung *kontextspezifischer* Gebrauchswerte gerichteten lokalen Sozialmetabolismen (Produktion zum gemeinschaftlichen Selbsterhalt). Zum anderen können diese Strukturen auch als Hinweis verstanden werden kann, dass es *die* vormoderne Technik nur als Abstraktion gemeinsamer Strukturmerkmale gibt. Unterschiedliche Produzenten mit entsprechend voneinander abweichenden Techniken führen auch zu einer Mannigfaltigkeit von vormodernen Produkten und biokultureller Vielfalt.<sup>581</sup> Damit rücken die Individuen, ihr spezifisches Wissen um die Eigenschaften der genutzten Naturstrukturen, ihr „technische[s] Können“<sup>582</sup> („Übung“<sup>583</sup>) sowie ihr jeweiliger biokultureller und gesellschaftlicher Zusammenhang (soweit dieser in den Produktionsprozess hineinspielt) in den Fokus. Dies lässt sich besonders gut an vormodernen Lernprozessen ablesen, bei denen der Erwerb der kaum symbolisch oder „kognitiv-begrifflich“<sup>584</sup> fixierten Kompetenz innerhalb von Haushalten und kleinen Gemeinschaften durch das personengebundene Vormachen und

---

<sup>580</sup> Ebd., S. 71f sieht in dieser Abkoppelbarkeit einen für die Moderne charakteristischen Zug, der allerdings letztlich auch global-systemisch begrenzt bleibt.

<sup>581</sup> Vgl. Ullrich (1977), S. 59.

<sup>582</sup> Sombart (1969) [1902], S. 5.

<sup>583</sup> Schmidt (1986), S. 75.

<sup>584</sup> Ebd., S. 75. Vgl. auch Ullrich (1977), S. 53.

reflexive Nachvollziehen der Tätigkeit geprägt ist. Dabei dürfte die Bedeutung eines auf reine *Anwendbarkeit* der „instrumentalen Technik“<sup>585</sup> (bereits vorhandene Werkzeuge, Apparate) zielenden Lernens gering sein. Stattdessen dürften Lernformen dominieren, in denen auch die auf komplexerem „Wissen“ und „Können“ beruhenden *Herstellungsprozesse* von Werkzeugen einbezogen waren. Die „starke persönliche Rückkoppelung des Lernenden“<sup>586</sup> an den Lern- und Arbeitsvorgang ermöglicht diesem fortlaufend eine realistische Bewertung der eigenen Arbeit, die den individuellen Bedürfnissen und Anforderungen der natürlichen und sozialen Umwelt Rechnung trägt - vor allem hinsichtlich des erzeugten Gebrauchswerts („Wissen was die Arbeit taugt“<sup>587</sup> bzw. hinsichtlich der Vorstellungen, wie eine „richtiges“ Produkt, z.B. ein Haus, ein Werkzeug, ein Stück Kleidung auszusehen hat). Ausgehend von dieser reflexiven Selbstbewertung kann auch eine Optimierung der Arbeitsabläufe erfolgen, wenn Anreize dazu gegeben sind – eine produktionstechnische und auf Vervielfachung des Outputs ausgerichtete *Perfektionierung* der Abläufe ist dagegen nicht als Teil der handwerklichen Vernunft erkennbar.

Die Mühen des Lernens und Tuns werden rückkoppelnd mit zwei nicht übertragbaren „emotionale[n] Belohnungen“ vergolten, die „Engagement“ und Motivation verstärken: auf der materiellen Ebene die selbsterhaltende „Verankerung in der greifbaren Realität“, auf der Gesellschafts- und Bewusstseins-ebene der „Stolz auf die eigene Arbeit“<sup>588</sup> in der der Arbeitende seine Fähigkeiten vergegenständlicht.

Ein zweiter Hinweis auf die Bindung von Arbeit und Technik an die Individuen findet sich bei Ivan Illich. Der Entwicklungskritiker teilt insofern die „Enactment“-Perspektive, als er in seiner „politische[n] Kritik der Technik“<sup>589</sup> die gesellschaftsformende und potentiell sozial destruktive Struktur und Herrschafts-„Logik“ von Werkzeugen analysiert. Den Begriff des Werkzeugs erweitert Illich dahingehend, dass er darunter auch die seiner Analyse zufolge ökonomisch-technisch hervorgebrachten gesellschaftlichen Strukturen, wie Produktions- und Dienstleistungssysteme fasst. Während die modernen Werkzeuge den einzelnen Menschen in großmaßstäbliche Versorgungsstrukturen verstricken, Arbeitsprozesse fragmentieren und die Menschen materiell als auch „expertokratisch“ entmündigen, sieht der Soziologe und Philosoph in bestimmten Strukturen der vormodernen Technik und Arbeit eine Qualität, die er

---

<sup>585</sup> Sombart (1969) [1902], S. 5.

<sup>586</sup> Schmidt (1986), S. 71.

<sup>587</sup> Ebd.

<sup>588</sup> Sennett (2009), S. 33.

<sup>589</sup> Illich (1975), Teil des Buchtitels.

als „Konvivialität“ („Lebensgerechtigkeit“<sup>590</sup>) bezeichnet und der modernen „Produktivität“ entgegenstellt:

„Die Konvivialität ist die individuelle Freiheit, die sich in einem Produktionsverhältnis realisiert, das in eine mit wirksamen Werkzeugen ausgestattete Gesellschaft eingebettet ist.“<sup>591</sup>

Der Widerspruch von technischer Effektivität und persönlicher Selbstbestimmung, der sich in der modernen Megaökonomie abzeichnet, soll durch ein neues Werkzeug-Gesellschaft-Verhältnis aufgehoben werden: Konvivial ist ein Werkzeug dann strukturiert, wenn das Werkzeug dem Einzelnen erlaubt, seinen materiellen Bedarf effektiv, eigenmächtig und kooperativ in lebendigen Arbeitsprozessen zu produzieren, ohne dabei von der „toten“, d.h. starr-festgelegten Eigen-„Logik“ der Werkzeuge, derer er sich bedient, in seiner materiellen und bewusstseinsmäßigen Selbstbestimmung eingeschränkt zu werden. Das Maß für eine konvivial gestaltete Technik und lebendige Arbeit ist die „Autonomie“ des Einzelnen, verstanden als „Kontrolle über Informations- und Energieeinsatz“.<sup>592</sup> Damit zielt Illichs alternatives Entwicklungsmodell auf die Wiederherstellung eines dezentralen Sozialmetabolismus durch den Einsatz von angepassten, konvivialen Werkzeugen auf der Basis „der von der Person kontrollierten persönlichen Energie“ [Hervorhebung i.O.; C.B.].<sup>593</sup> An dieser Stelle wird auch deutlich, dass Illich sehr genau die sozialmetabolischen Bedingungen vormoderner Ökonomie erfasst hat: Im kleinräumig-flächengebundenen Solarenergiesystem der Vormoderne bedient sich der Anwender konvivialer Werkzeuge der ihm verfügbaren „persönlichen Energien“ (eigene und familiär angebundene Arbeitskraft, Nutztiere, selbst beschaffte lokale Energieträger), die auch in ihrer Vergegenständlichung weitgehend von ihm kontrollierbar bleiben, da Produktion und Konsum in einem kleinräumigen sozialen Zusammenhang stattfinden. Abgesehen von der erzwungenen Surplusabführung und sozialmetabolischen Krisen verläuft der Austausch mit der Natur mit Hilfe konvivialer Werkzeugen in einem autonom steuerbaren, überschaubaren Energiekreislauf der sozialen und natürlichen Umwelt. Wo im Arbeitsprozess „fremde“ Energie aus dem sozial-nahen Raum (außerhalb der Haushaltsgemeinschaft) beansprucht wird, geschieht dies in einem System der Gegenseitigkeit und Egalität, d.h. dem tendenziell gleichberechtigten Zugang sowohl zur Arbeitskraft des anderen als auch den übrigen,

---

<sup>590</sup> Vgl. ebd., S. 38.

<sup>591</sup> Ebd., S. 32f.

<sup>592</sup> Ebd., S. 37.

<sup>593</sup> Ebd., S. 33.

natürlichen Ressourcen und Energieformen.<sup>594</sup> Ein spätmittelalterliches Dorf wie Montailou zeigt beispielsweise sehr deutlich die sozialen Formen, in die der Materie- und Energieumsatz „eingebettet ist“ – verwandtschaftliche, nachbarschaftliche, dorfgemeinschaftliche und (zu einem geringeren Anteil) auch obrigkeitliche und kirchliche Strukturen (vgl. Abschnitt 3.3).<sup>595</sup>

### **2.3 Gesellschaftliches Artefakt und Eigen-„Logik“: Koevolutive Wechselwirkungen und Anpassungsprozesse von Werkzeug, Arbeit und Sozialmetabolismus**

Technik und Arbeit der Vormoderne beinhalten eine Wechselwirkung von Werkzeug und Arbeit einerseits und Sozialmetabolismus bzw. materieller Gesellschaftsstruktur andererseits. Die eingangs aufgegriffenen techniksoziologischen Deutungsalternativen lassen sich in der Analyse dieser Wechselwirkung sinnvoll zusammenführen: „Vergegenständlichungsperspektive“ und „Enactment-Perspektive“ sind hier zwei Seiten eines Wirkungszusammenhanges, der sich auch als koevolutive Selbststabilisierung oder wechselseitige Anpassung der technischen Komplexität deuten lässt.

1. Die weitgehend autonome Steuerung der Biokoversion in einem kleinräumig-flächengebundenen System durch den Produzenten erfordert Werkzeuge, die sich an seinem lokalen Bedarf, seinen Fähigkeiten und seinem ökologischen und sozialen Kontext orientieren. Im System der flächengebundenen Produktion und der vormodernen sozialen Zusammenhänge wären anders strukturierte Werkzeuge kaum sinnvoll einsetzbar, oft auch überhaupt nicht vor Ort eigenmächtig herstellbar. Aus der „Vergegenständlichungsperspektive“ lässt sich dies so deuten, dass die konvivialen Werkzeuge der *materielle Ausdruck* einer insgesamt konvivial, weil auf der Basis kleinräumig-autonomer Sozialmetabolismen strukturierten Gesellschaft sind, die sich den stationären Obergrenzen des Energiesystems anpassen muss. Werkzeuge sind aus dieser Sicht ein – wenn auch prinzipiell kulturell unterschiedlich gestaltbares - dem Komplex Sozialmetabolismus-Gesellschaft nachgeordnetes Artefakt.
2. Zugleich kolonisieren konviviale Werkzeuge die Natur dergestalt, dass eben jene selbstbezügliche Struktur der Stoff- und Materieströme *hervorgebracht* wird, die dann

---

<sup>594</sup> Daher kann der energie- und materialintensive sowie spezielle Werkzeuge erfordernde Bau einer *Burg* durch einen mittelalterlichen Feudalherren nur im Rahmen einer erzwungenen Surplusabschöpfung, durch Zwangsarbeit und Ausplünderung von Ressourcen ermöglicht werden – eine Kontrolle von Energie, die auf die Dauer steinerne „Terrormaschinen“ in Formen von Burgen wiederum nötig macht (Eigenlogik).

<sup>595</sup> Vgl. Ladurie (2000). „Kirchliche Strukturen“ bezieht sich hier auf das Nebeneinander religiöser Bekenntnisse im Dorf (Katharer und Katholiken).



wiederum die materielle Basis subsistenzförmig-selbstbezüglich wirtschaftender Gesellschaften bilden kann. Aus der „Enactment-Perspektive“ lässt sich dies so interpretieren, dass die kolonisierte Natur eine Form erhält, die sich aus der Struktur bzw. Eigen-„Logik“ des Werkzeugs und seiner Anwendungsformen ergibt. Damit erscheint auch die biokulturelle Vielfalt, vielleicht sogar die Gesellschaft als solche als ein nachgeordnetes Artefakt spezifischer Werkzeuge. Dieses Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich z.B. in der biokulturellen Vielfalt der vormodernen Kulturlandschaften: Hier entsteht ein artifizielles Arrangement von Energie- und Materieströmen, das nur durch die kontinuierliche Anwendung von bestimmten angepassten Techniken und Arbeitsprozessen erhalten bleibt.<sup>596</sup>

Beide Perspektiven lassen sich nun dahingehend zusammenführen, dass die Selbstbezüglichkeit der kleinräumigen, an Oikosbewohner und Haushalt gebundenen Sozialmetabolismen in einem selbst stabilisierenden Regelkreis zugleich die Voraussetzung und die Folge des Gebrauchs konvivialer Werkzeuge ist. Werkzeug, Gesellschaft und kolonisierte Natur bilden einen Zusammenhang. Ein einfaches hypothetisches Beispiel zeigt diese systemisch sich selbst stabilisierende „Logik“ der vormodernen Lebenswelt: Eine Wanderfeldbau betreibende kleine Gemeinschaft setzt mit Hacken, Messern und Äxten eben jene wenigen Werkzeuge und Techniken ein, die vielseitig einsetzbar, leicht transportierbar, mit relativ geringem Energieaufwand in befriedigender Qualität und Menge selbst herstellbar, ggf. leicht rezyklierbar oder reparabel sind (z.B. durch Wiederverwertung der wenigen metallenen Gerätschaften) und somit zur extensiven, geringe Flächenerträge erzielenden Ökonomie der „shifting cultivation“ passen. „Passen“ bedeutet hier auch, dass die Erzeugung und Verwendung andersartiger, z.B. energieintensiver Werkzeuge, die umfangreiche sozialmetabolische „Hintergrundstrukturen“, dauerhafte Sesshaftigkeit, Transportmittel etc. erfordern, mit negativen Rückkopplungen rechnen muss. Würde ein „shifting cultivator“ beispielsweise versuchen, in größerem Umfang bestimmte Tiere auf den rasch auslaugenden Böden zu ernähren, um mit dieser tierische Arbeitskraft für Pflüge und größere Anbauflächen zu gewinnen, würde die Eigen-„Logik“ dieser Techniken mit hoher Wahrscheinlichkeit mittelfristig zu einer Transzendenz seiner bisherigen Lebensweise und Sozialstruktur führen:

---

<sup>596</sup> Die modernen Versuche einige dieser Kulturlandschaften inmitten der modernen industriellen Landnutzung durch subventionierte, d.h. vor modernen Systemzwängen geschützte Anwendung spezifisch vormoderner Bewirtschaftungsformen zu erhalten, illustriert diesen Wirkungszusammenhang: Die Lüneburger Heide als Relikt vormoderner Abholzung, Plaggen- und Weidewirtschaft in Norddeutschland bleibt nur durch behördlich organisierte „Landschaftspflege“ vor der natürlichen Wiederbewaldung bewahrt; andere Bestandteile von regionalen Agrikulturlandschaften, wie z.B. die einst extensiv genutzten, nährstoffarmen Magerrasen, Hudewälder (Waldweiden) und Sieke (für Weide und Abplaggung genutzte Bachtäler) verlieren mit dem Wegfall der vormodernen Bearbeitungsformen meist unbemerkt ihre spezifische Strukturkomplexität.

Er würde Gefahr laufen, fragile Ökosysteme irreversibel zu schädigen, wäre möglicherweise gezwungen, sesshaft zu werden und müsste zusätzlich noch natürliche Ressourcen und menschliche Arbeitskraft (größerer, evtl. hierarchisch gegliederter Haushalt) in die Ernährung und Pflege der Tiere abzweigen.

Eine Veränderung der Struktur der Werkzeuge kann deren „lebensgerechten“ Charakter einschränken oder sogar aufheben, vor allem aber ökologische und sozialsystemische Risikofolgen nach sich ziehen. Damit sind erfolgreiche, in ihrer Reichweite begrenzte und die grundlegenden sozialen Strukturen nicht antastende Veränderungen nicht ausgeschlossen; dies erklärt aber zumindest teilweise den ausgesprochen „konservative[n] Charakter“<sup>597</sup> vormoderner Techniken, Arbeitsformen und darauf bezogener Mentalität.<sup>598</sup> Wo aus moderner Sicht auf die vermeintliche „Perfektionierung“ der Arbeitsabläufe und die Innovation der zu einem gegebenen Zeitpunkt bereits verfügbaren technischen Fähigkeiten und Werkzeuge verzichtet wird,<sup>599</sup> greift letztlich eine koevolutive Selbststabilisierung, die sowohl einen riskanten Eingriff in den Mensch-Natur-Austausch als auch die gesellschaftliche „Verfestigung“ technischer *Sachzwänge* zu gesellschaftlich-transformierenden *Systemzwängen* vermeidet.

Was der Historiker Dieter Groh in Anlehnung an Marshall Sahlins das Problem der „Beherrschung der gesellschaftlichen Naturbeherrschung durch die Gesellschaft“<sup>600</sup> nannte, erscheint daher in letzter Konsequenz als ein Problem der gesellschaftlichen Strukturierung von Werkzeugen. Deren Strukturierung muss koevolutiv den Anforderungen von sozialer und ökologischer Umwelt Rechnung tragen – ohne dass technikstrukturelle Eigen-„Logiken“ sich unkontrolliert verselbständigen oder der Werkzeuggebrauch in seinem sozialmetabolischen Artefaktcharakter die für Anpassungsprozesse nötigen Freiheitsgrade entbehrt. Dass vormodernen Gesellschaften dieser kulturelle „Balanceakt“ in der Regel gelang, spricht für die Existenz eines vormodernen Kontinuums konvivialer Technik.<sup>601</sup> „Vielfalt und Gemächlichkeit“ prägen auch die behutsame und dennoch flexible Koevolution von Werkzeug, Gesellschaft und Natur.

---

<sup>597</sup> Ullrich (1977), S. 53.

<sup>598</sup> Der „konservative“ Charakter vormoderner Technik wird ebd., S. 53f, auch auf die oben genannten „sprachlosen“ Lernformen zurückgeführt.

<sup>599</sup> Vgl. ebd., S. 54.

<sup>600</sup> Groh (1992), S. 44.

<sup>601</sup> Vgl. dazu auch den Hinweis ebd., S. 44f. auf Marshall Sahlins, Franz Boas und Claude Lévi-Strauss, welche von der erfolgreichen Lösung dieses Problems in vormodernen Gesellschaften ausgingen.

## 2.4 „Sich zu helfen wissen“<sup>602</sup>: Polytechnische Daseinsmächtigkeit im Alltag

In seinen Untersuchungen zur Durchsetzung industriegesellschaftlicher Lebens- und Lernformen in einem von der Modernisierung „verspätet“ erfassten Landstrich (Hohe Rhön, Gersfelder Raum) konnte Jörg Schmidt Anfang der 80er-Jahre beobachten, dass im Bewusstsein der älteren ländlichen Bevölkerung zuweilen Kategorien fortlebten, die in Widerspruch zur technischen Rationalität der Moderne standen. Obwohl vor Ort mit der weitgehenden Aufhebung der Selbstversorgung im 20. Jahrhundert die vormodernen Bewusstseinsformen ihre materielle Basis verloren hatten, klang mitunter noch die Differenz vormoderner und moderner ökonomischer Modalitäten an und insbesondere der Verlust vormoderner Daseinsmächtigkeit wurde bedauert:

„Eine der häufigsten Gesamtschätzungen der vormodernen Lebensweise in den Interviews lautet, „damals“ (oder ‚dort‘, z.B. im höchstgelegenen Dorf Kippelbach, das 1937 dem Truppenübungsplatz Wildflecken geopfert wurde) habe man sich eben ‚irgendwie selbst besser zu helfen gewusst‘ [...]. Das spiegelt zweifellos die ältere Lern- und Lebensstrategie exakt wieder: ‚Man muss sich zu helfen wissen‘.“<sup>603</sup>

In diesen Bewusstseinsformen zeigt sich, dass der Modus vormodernen Lebens im Rückblick vor allem als eine individuelle Befähigung zum produktiven Selbsterhalt gesehen und positiv konnotiert wird. Die selten und eher unterschwellig vernehmbare Skepsis gegenüber der Moderne und ihrer Technik und Arbeitswelt äußert sich entsprechend als eine diffuse Skepsis gegenüber den mit der Moderne verbundenen materiellen Selbstbestimmungs- bzw. Kompetenzverlusten. Der alte Bauer, der über seinen Schwiegersohn sagt, dass dieser „außer Lastwagenfahren“ nichts könne,<sup>604</sup> berührt dabei dennoch das Grundproblem der subsistenten Daseinsmächtigkeit: Es bedarf vielseitiger, an die lokalen ökologischen und sozialen Verhältnisse angepasster „Künste“ und „Könnens“<sup>605</sup>, um sich selbst und die im Oikos sowie der umgebenden Kulturlandschaft aufgebaute Komplexität zu erhalten. Wo in der Vormoderne Ansätze von Arbeitsteiligkeit vorhanden sind, beeinträchtigen diese nicht das polytechnische Grundgefüge der Produktion; sie sind eher als kleine Knoten im recht gleichmäßigen Netzwerk der Daseinsmächtigkeit zu deuten.

Nur sehr abstrakt lässt sich das Spektrum der vielfältigen polytechnischen „Künste“ begrifflich erfassen.<sup>606</sup> Einen solchen Überblick vermag – annähernd – eine im Kontext des

---

<sup>602</sup> Schmidt (1986), S. 291.

<sup>603</sup> Ebd.

<sup>604</sup> Ebd., S. 285.

<sup>605</sup> Ebd., S. 282 bzw. 289.

<sup>606</sup> Vgl. ebd., S. 283, über die Nicht-Quantifizierbarkeit und Nicht-Begrifflichkeit des zugehörigen Lernens.

„Oikos“-Projekts erstellte Reihe von Broschüren („Geschichte selbstgemacht“<sup>607</sup>) vermitteln. Die Titel der auf eigenen praktische Versuche und theoretischen Überlegungen basierenden Materialhefte benennen die Bandbreite möglicher Arbeitsfelder und Gegenstände der vormodernen Polytechnik und liefern zugleich eine grobe sachsystematische Gliederung (agrarisches Biokonversion, Nahrung, Wohnung und Energienutzung, Textilarbeit, Holz-, Keramik und Metallhandwerk):

- „1.1 Sammeln, Jagen, Pflanzen – Wald, Wild und Obst“
- „1.2 Gärten – Gemüse und Wurzelfrüchte anbauen“
- „1.3 Felder – Getreide und andere Feldfrüchte anbauen“
- „2.1 Nutztiere halten“
- „3.1 Nahrung konservieren und verarbeiten“
- „3.2 Lebensmittel zubereiten“
- „4.1 Ein Haus zum Wohnen“
- „4.2 Wasser, Wärme, Licht und Kraft“
- „5.1 Fasern und Textilien – Kleidung aus Natur“
- „6.1 Mit Holz arbeiten – Geräte aus Holz“
- „6.2 Keramik“
- „6.3 Metall“

Innerhalb dieser Arbeitsfelder, die sich wie eine Aufschlüsselung des materiellen Subsistenzbegriffs aus dem „Ethnographic Atlas“ lesen (vgl. Abschnitt 3), lassen sich die polytechnischen Fertigkeiten der jeweiligen Population dann qualitativ weiter konkretisieren und ergeben eine beeindruckende Vielfalt von Kompetenzen. Bezogen auf die Rhönbauern schreibt Schmidt:

„Eine erste Annäherung bietet die Aufzählung der (etwa 200) größeren Fertigkeiten, die auf einem vormodernen Hof ausgeübt wurden, vom Melken und Pflügen bis zum Spinnen und Holzschuhmachen. Dazu gehören auch die Entscheidungsfähigkeiten, z.B. über Saattermine, Behandlung von Krankheiten, Qualität von Holz u. v. a.“<sup>608</sup>

Im jeweiligen Kontext eines Oikos sind – je nach historischem, ökologischem und sozialem Kontext - natürlich nicht alle diese Tätigkeiten und Arbeitsfelder in gleichem Maß bedeutsam und werden entsprechend z.T. sehr verschieden ausgestaltet. Nicht selten fehlen einige Arbeitsfelder auch ganz (man denke nur an Gesellschaften ohne agrarisches Biokonversion, vorkeramische, aber teilweise sesshafte Jäger und Sammler des Mesolithikums etc.).

---

<sup>607</sup> Projekt OIKOS (2000): projektintern verbreitetes Manuskript. Durchaus vergleichbare Aufstellungen finden sich in den vormodernen europäischen Ökonomiken, vgl. z.B. Brunner (1968), S. 104f.

<sup>608</sup> Schmidt (1986), S. 283.

Zumindest in sesshaften Gesellschaften lassen sich aber einige Kerntätigkeiten auch quantitativ abschätzen: Ernährungstätigkeiten im weitesten Sinne machen seit der Neolithischen Revolution etwa 50 % der gesellschaftlichen Gesamtarbeit aus, wobei je nach Form des Anbaus und der Tierhaltung sehr unterschiedlicher Arbeitsaufwand nötig ist um einen vergleichbaren Ertrag zu erzielen. Textilarbeit, hölzerne Werkzeugherstellung und Hausbau nehmen je etwa 10 % der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ein.<sup>609</sup> Die „Feuerkünste“ der Metallarbeit lassen sich grob auf 1-2 % der gesellschaftlichen Gesamtarbeit schätzen, knapp die Hälfte davon entfällt auf Oikosbedarf, die andere Hälfte auf den Bedarf von Herrschaft und Militär.<sup>610</sup>

Dieses an die Individuen und ihre sozialökologischen Rahmenbedingungen gebundene, kaum verbalisierte und außerhalb der Produktion fixierte „Können“ lässt sich als vormoderne Polytechnik bezeichnen. Auffällig ist hier vor allem das Fehlen von Arbeitsteiligkeit. Handwerker und Bauern verfügen tendenziell nicht nur über die zum Erhalt des Oikos und seine Angehörigen notwendigen energetischen und materiellen Ressourcen und Produktionsmittel, sondern auch über alle zugehörigen technischen Fähigkeiten der Herstellung, Anwendung, Nutzung, Reparatur etc. Die materiellen Freiheitsgrade der Polytechnik werden durch einen meist egalitären Zugang zum nötigen „Wissen-um-zu-tun“ noch verstärkt. Das polytechnische Lernen für den Selbsterhalt wird selten durch soziale Barrieren und eine Aufteilung in gesellschaftliche Subsysteme der Arbeitsteiligkeit und Spezialisierung behindert. Durch seinen überwiegend „sprachlosen“ Charakter ist es auch nicht an den Erwerb evtl. formalisierten Symbolwissens gekoppelt.<sup>611</sup> Selbst in den häufig als Beispiel früher Arbeitsteiligkeit charakterisierten Frühen Hochkulturen<sup>612</sup> erwerben die Bewohner der Oiken das zum subsistenten Selbsterhalt notwendige polytechnische Wissen ungehindert von den großgesellschaftlichen Strukturen, in die sie eingebunden sind:

„Die Fähigkeiten zur Kultur von wichtigen Gemüsen und Getreiden, zur Schädlingsabwehr, zum Umgang mit Vieh [...] , zur Lebensmittelverarbeitung und –konservierung – neben zumindest primitiver Tuchherstellung, Hausbau und einfacher Werkzeugherstellung - dürften bei der Mehrzahl der Bevölkerung vorhanden gewesen sein.“<sup>613</sup>

Polytechnik schließt im Übrigen keineswegs „niedrigschwellige“, oikoshaft-konviviale Ansätze von Teil-Spezialisierung kategorisch aus; vielmehr lassen sich solche Ansätze

---

<sup>609</sup> Vgl. Schmidt (1990), S. 46ff, 52ff.

<sup>610</sup> Schmidt (2003b): Arbeitspapier des Arbeitsvorhabens Metallurgie im Projekt Historische Globalisierungskritik (Sommersemester 2003): Materialien zum gegenwärtigen globalgesellschaftlichen Metall-Umgang, o.S.

<sup>611</sup> Vgl. Ullrich (1977), S. 53.

<sup>612</sup> Vgl. z.B. Henseling (1981), S. 9ff.

<sup>613</sup> Schmidt (1986), S. 77f.

sinnvoll mit anderen polytechnischen Fähigkeiten und Techniken kombinieren oder diese ergänzen die oikoshafte Selbstversorgung. Weder ist eine vollständige Freistellung des Spezialisten von sonstiger gesellschaftlich anfallender Arbeit zwingend nötig, noch ist diese Spezialisierung notwendigerweise mit Sachzwängen, Herrschaftsförmigkeit<sup>614</sup> oder dem Aufbau großmaßstäblicher technisch-ökonomischer Zusammenhänge verbunden. Im Rahmen des „Oikos“-Projektes ergaben theoretische und praktische Untersuchungen der vormodernen Eisenmetallurgie, dass bereits relativ einfache Verhüttungs- und Schmiedearbeiten (Rennofenverfahren, Ausschmieden zu Stabeisen und Formschmieden) die Versorgung eines Oikos mit einem Bestand akzeptabler Metallwerkzeuge ermöglichen. Die dafür notwendigen Arbeiten können bereits mit einem niedrigen Spezialisierungsgrad bzw. niedriger Arbeitsteiligkeit mit befriedigendem Erfolg durchgeführt werden – folglich sind sowohl polytechnisch-bäuerliche als auch spezialisierte Formen des Metallhandwerks denkbar. Gesamtgesellschaftlich fallen diese unterschiedlich ausgeprägten Ansätze von Spezialisierung jedoch wenig ins Gewicht, wie die oben zitierten Schätzungen zum Ausmaß der Metallarbeit erkennen lassen. Nach Schätzungen Jörg Schmidts ist die Versorgung einer Gruppe von 500 Personen bei einer Neugewinnung von 200g Eisen pro Jahr und Person möglich, die ca. eine halbe Tonne Raseneisenerz (natürliches Vorkommen in Niederungen) und eine Tonne Holzkohle (aus einfachen Meilern) materiell-energetisches Input erfordert. Produziert werden dabei relativ wenige, dafür aber vielseitig einsetzbare und langlebige Werkzeuge wie etwa Messer, Sichel, Beil, Beitel, Hacke, Spatenblatt und Pflugschar. Hinzu kommen noch Meißel, Hammer, Zange sowie „Halbzeug“ in Form von Draht und Blech – womit die Herstellung weiterer Eisenwerkzeuge ermöglicht wird (z.B. mit Meißel und Hammer zur Herstellung einer Feile, Feile und Hammer zur Herstellung einer Säge aus gewalztem Draht, Blech und Hammer zur Herstellung einer einfachen Pfanne usw.).<sup>615</sup> Die Techniken des Schmiedens sind – wie wir im Rahmen eigener Praxis durch Nachschmieden historischer Vorbilder, Probieren und „Abschauen“ von einem Museumsvideo („Herstellung eines Stützklobens“ mit typischen Arbeitsschritten) erfahren haben – verhältnismäßig voraussetzungslos und einfach zu lernen, wenn erst einmal ein Grundstock an einfachen Werkzeugen und Ausgangsmaterial (Kohle, Stabeisen, Hammer, Zange, Amboss und Esse) verfügbar ist. Mit dieser Erweiterung des polytechnischen Kompetenzspektrums ausgestattet, ist sowohl die autonom-selbstversorgerische Herstellung von an den eigenen Bedarf angepassten, effizienten

---

<sup>614</sup> Herrschaft und Arbeitsteiligkeit werden in der Techniksoziologie häufig in einen (zu) engen Zusammenhang gesetzt, vgl. die entsprechende Kritik bei Ullrich (1977), S. 9.

<sup>615</sup> Schmidt (2003a): Arbeitspapier des Arbeitsvorhabens Metallurgie im Projekt Historische Globalisierungskritik (Sommersemester 2003): Modellhafte Darstellung der Eisengeräte-Versorgung einer 500-Personen-Gruppe auf der Basis von durchschnittlich 200g Eisen-Gewinnung pro Person und Jahr, o.S.

Werkzeugen als auch spezialisiertes Tun für „Bedarfstausch“ prinzipiell möglich. Kompetenzgewinne durch handwerksmäßige Rückkopplungsschleifen („Probieren“) sowie regelmäßige Übung lassen zudem eine allmähliche „Verfeinerung“ erwarten, die die Qualität und den Wirkungsgrad hergestellter Werkzeuge noch hebt: Der unmittelbar erfahrbare Wert einer vielleicht beim ersten Mal zufällig „aufgekohlten“ Stahlklinge gegenüber einem weniger scharfen, weichen Eisenmesser lenkt den polytechnischen Lernprozess fast von selbst in eine erfolgversprechende Richtung. Ähnlich dürfte sich dieser Zusammenhang auch in anderen Arbeitsfeldern darstellen, etwa der Textil- und Keramikarbeit: „Verfeinerung“ und Spezialisierung ist möglich, wird aber tendenziell dort praktiziert, wo sie sich in die konviviale Rationalität des oikoshaften Selbsterhalts einpassen lässt, d.h. in eine Logik der Arbeitsminimierung, Mußpräferenz und der sozialmetabolischen Risikominimierung.

Da die Bandbreite und Ausgestaltung der polytechnischen Arbeiten auf diese Weise in eng vorgegebenen Bahnen der natürlichen und sozialen Umwelt verläuft, ist die damit gewonnene materielle Autonomie mit eher geringen persönlichen und bewusstseinsmäßigen Freiheitsgraden verknüpft. Dies ist jedoch nicht als Determinismus misszuverstehen: Die koevolutiven Selbststabilisierungen, die durch Normintegration, mythische Sinnstiftung und Kohäsion sowie eine ausgeprägt „konservative“ Haltung gegenüber technischen, sozialen und kognitiven Neuerungen wirken und eine umfassende (auch geistige und persönliche) Selbstbestimmung weitgehend verhindern, sind letztlich evolutionäre Mittel, die *einen als riskant bewerteten* Wechsel der grundlegenden Attraktoren der vormodernen Gesellschaft verhindern können. Das schließt aber keineswegs aus, dass dezentrale, kleinräumig-angepasste Ökonomien sowohl mit *universellen* emanzipatorischen Zielsetzungen und Bewusstseinsformen als auch lokalen und regionalen, biokulturell eingefärbten „Vernünften“ kombinierbar wären – sofern sich die damit erstmals in der Geschichte rational-reflektiert aufgebaute evolutionäre Selbststeuerung in dieser Verbindung als ersichtlich „lebensfähig“, *weil gesellschaftliche Risiken abwendend* herausstellen sollte.

Abschließend soll noch kurz auf eine Strukturgleichheit bestimmter sozialer Tätigkeiten und polytechnischen Kompetenzen hingewiesen werden. Es erscheint logisch zwingend, dass vor der Durchsetzung arbeitsteiliger und warenförmiger Strukturen im sozialen Bereich eine – unterschiedlich ausgeprägte – Eigenmächtigkeit elementarer sozialer Tätigkeiten bestanden haben muss.<sup>616</sup> Beispiele wie Kinder- und Altenpflege, nicht-ärztliche medizinische Hilfe sowie Erziehungs- und Bildungstätigkeiten im weitesten Sinne weisen ein anspruchsvolles

---

<sup>616</sup> Dieses wird z.B. von Kritikern moderner „Expertenherrschaft“ selbstverständlich vorausgesetzt, z.B. Illich (1978), S. 30ff und 113ff.

und vielseitiges Profil auf. Sie reichen vom eigenmächtigen und selbstverständlichen Umgang mit dem eigenen und fremden Körper, über Einfühlungsvermögen erfordernde und gefühlsmäßig auch belastende Tätigkeiten bis hin zu körperlich und z.T. auch intellektuell fordernden Aufgaben. In bestimmten alteuropäischen Ökonomiken, wie etwa Wolf Helmhard von Hohbergs „Georgica curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben“ von 1682, werden diese zum materiellen und sozialen Erhalt des Oikos und seiner Angehörigen notwendigen Fähigkeiten ausdrücklich gewürdigt.<sup>617</sup> Diese „soziale Polytechnik“ kann – über die damit abgedeckten unmittelbar biophysisch relevanten Aspekte von Pflege, medizinischer Hilfe etc. hinaus - als unerlässlich für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, insbesondere das Bedürfnis nach sinnvollen menschlichen Beziehungen, Nähe, Sicherheit und Kommunikation angesehen werden. Ohne ein durch Nachahmen und eigene Reflexion erworbenes Mindestmaß an Vertrautheit mit den in einem bestimmten soziokulturellen Kontext für notwendig erachteten sozialen Fertigkeiten wird es kaum möglich sein, den sozialen Zusammenhalt von Haushaltsangehörigen zu sichern oder sich biologisch und kulturell zu reproduzieren.

In diesem Zusammenhang drängt sich eine vorgreifende Bemerkung zur Moderne auf, die den Wert dieses „Sich-zu-helfen-wissens“ deutlich macht und das Spektrum eigenmächtiger Fähigkeiten noch erweitert: Marianne Gronemeyer wies darauf hin, dass die moderne, expertokratische „Macht der Diagnose“ viele Menschen in der Moderne entmündigt und davon abhält, selbst über Zustände von Gesundheit, psychischer Normalität, eigenes Verhalten, aber auch Ästhetik, Wahrheit und Vernünftigkeit zu urteilen und ggf. entsprechend ihr Verhalten eigenmächtig zu steuern.<sup>618</sup> Die vormodernen, reflexiven Funktionskreise des autonomen und selbstbezüglichen Denkens und Handelns sind hier zumindest teilweise zertrennt; Teile der Daseinsmächtigkeit verloren gegangen. Irritierenderweise erleben viele Menschen dies offenbar als befriedigend: „Sicherheit“ und „Fürsorge“ durch großmaßstäbliche Systeme generieren neben der materiellen offenbar auch psychische und gedankliche Abhängigkeitsverhältnisse.<sup>619</sup>

---

<sup>617</sup> Vgl. Brunner (1968), S. 104f.

<sup>618</sup> Vgl. Gronemeyer (1988), S. 35ff.

<sup>619</sup> Vgl. ebd., ebenso Illich (1975) und (1978).



## 2.5 Technik und Arbeit als „Kooperation“ mit der Natur: Umriss ökologisch-technischer Rationalität in Subsistenzkulturen

Die Umweltgeschichte hat sich seit ihren Anfängen immer auch intensiv mit den historischen und gegenwärtigen Konzepten und Deutungen beschäftigt, die mit denen der Mensch seine Erfahrungen mit der Natur reflektiert und die wiederum zurückwirken auf den Umgang mit der natürlichen Umwelt.<sup>620</sup> Diese Vielfalt von Naturverständnissen und –konstrukten kann als das Ergebnis vielfältiger orts- und kontextgebundener, aber auch universeller menschlicher Naturerfahrungen des Menschen gedeutet werden, die durch kulturelle Rückkopplungs- und Evolutionsprozesse entstanden sind.<sup>621</sup> Aus dieser Perspektive scheint eine überraschende Verbindung auf - zwischen dem Glauben von Jägern und Sammlern an Geister und eine „Herrin der Tiere“, die die Regeneration u.a. der Jagdtiere sichern<sup>622</sup> und den Forschungen der Umweltgeschichte selbst, die das menschliche Naturverhältnis zu einem Zeitpunkt reflektieren, da dieses höchst problematisch geworden ist. Ebenso ließe sich eine Brücke zur modernen Naturphilosophie schlagen, die die Stellung des modernen Menschen und seiner technologischen Apparaturen zur Natur deskriptiv und normativ aufzuarbeiten sucht, was als kulturelle Reaktion auf (veränderte) Naturerfahrungen interpretiert werden kann.<sup>623</sup> In allen drei Fällen handelt es sich um kulturell-evolutionäre Lern- und Reflexionsvorgänge von Kulturen und Gesellschaften, die auch dort, wo sie sich als „reine Vernunft“ oder mythologische „Wahrheit“ ausgeben (oder sich von dort aus jeweils selbstreferentiell weiter entwickelt haben), letztlich gekoppelt bleiben an das gesellschaftliche Naturverhältnis und damit an die materielle Alltagspraxis, die Verwendung spezifischer Werkzeuge und die gesellschaftliche Organisation von Arbeit. Der Soziologe Klaus Eder spricht hierbei von der auf das Mensch-Natur-Verhältnis bezogenen „praktischen Vernunft“<sup>624</sup> einer Kultur.

Es kann nun gezeigt werden, dass bestimmte, als universell anzunehmende Kernelemente dieser „praktischen Vernunft“ vormoderner Subsistenzkulturen in Zusammenhang stehen sowohl mit den zuvor erläuterten sozialmetabolischen Merkmalen der Subsistenz als auch den in den vorangegangenen Abschnitten diskutierten Merkmalen von Technik und Arbeit. Dabei deutet alles darauf hin, dass bei aller Differenz kontextgebundener kultureller Antworten auf

---

<sup>620</sup> Vgl. überblicksartig Radkau (2002), S. 27ff.

<sup>621</sup> Das heißt nicht, dass die „Natur an sich“ von diesen *Naturbildern* kaum objektiv wiedergegeben werden konnte – es heißt aber mit Sicherheit, dass die Notwendigkeit, die Bedingungen und Krisen des materiellen Selbsterhalts im produktiven Austausch mit der Natur auch das Bild beeinflussen, das sich Menschen von der sie umgebenden Natur machen.

<sup>622</sup> Vgl. Stüben (1994), der dezidiert die Vernunft sakraler Jagdtabus etc. darstellt. Dieses Themenfeld wird laut Stüben, S. 89f, mittlerweile von der „Religionsökologie“ disziplinar abgedeckt.

<sup>623</sup> Vgl. zur Ökophilosophie Birnbacher (1997), zur Praktischen Naturphilosophie Meyer-Abich (1997).

<sup>624</sup> Eder (1988), S. 19, im Original kursiv.

die ökologischen Herausforderungen der Ökonomie doch ein bereits aus der Analyse des Sozialmetabolismus vertrautes Muster auftritt. Dieses in der „praktischen Vernunft“ der Subsistenzökonomien wieder auftauchende Muster ist der koevolutiv stabilisierte „Kompromiss“-Charakter des Sozialmetabolismus, der gerade vor dem Hintergrund der *Notwendigkeit* zur Naturbeherrschung und der latenten Knappheit doch in eigenem Interesse seinem Habitat *Spielraum* zur Regeneration lassen *muss*. Auf dem Gebiet von Technik und Arbeit lässt sich eine Entsprechung in Gestalt technischer Anwendungen und Arbeitsprozesse finden, die den Austausch mit der Natur zwar erzwingen, ihm aber gleichzeitig eine Struktur geben, die sich mit „Kooperation“ oder sogar „Symbiose“ umschreiben lässt. Dieser Begriff von Kooperation, der den Kern der „praktischen Vernunft“ der Subsistenz in ökologisch-technischer Hinsicht darstellt, umfasst mindestens drei Hauptaspekte:

1. *Kooperation als wechselseitige Stabilisierung von natürlicher und kultureller Komplexität*: Die Anwendung von Technik erfasst nur Teilbereiche der Natur. Außerhalb der direkt vom Menschen beeinflussten Geosphäre existieren Bereiche (räumlich und/oder zeitlich) die nur mittelbar oder indirekt, teilweise auch gar nicht anthropogen beeinflusst sind. Die Fortexistenz dieser eigengesetzlich regulierten Bereiche stabilisiert die durch technische Interventionen z.T. herabgesetzte Komplexität der Natur und vermeidet in der Regel eine Verstetigung der Verluste. Eine wachstumsorientierte Sichtweise, die diese „Schonung“ allein aus einer „mangelnden“ Reichweite und „defizitären“ Effektivität der verfügbaren vormodernen Technik abzuleiten versucht, verfehlt das Wesentliche: Natürlich kann der subsistente Hackbauer nicht den ganzen Regenwald mit Beil und Haumesser roden, er versucht aber auch schon deshalb keine Nutzung über das für seinen Bedarf erforderliche und vertretbare Maß hinaus, weil seine Erfahrung und koevolutiv entwickelte Traditionen ihm sagen, dass er sonst in eine riskante Abwärtsspirale der Übernutzung (z.B. durch Erschöpfung von Ressourcen, Substitution, Erhöhung des notwendigen Energieinputs) geraten kann.<sup>625</sup> Das heißt, dass eine Selbstbeschränkung der technischen Anwendungen und die „reflexive“, sich in ihren Wirkungen mittelbar wieder aufhebende Struktur der Werkzeuge sich in der Regel sehr konkret „auszahlt“ - zum einen im Erhalt der lokalen Ressourcen (Süßwasser, Wald, Landflächen) und – nur mittelbar greifbar – im Erhalt der globalen Gemeingüter (Atmosphäre, Kohlendioxidsenken, Artenvielfalt). Zumindest der Erhalt der lokalen Ressourcen wird durch die Rückkopplung des Produzierenden an die Folgen seines Handelns (vgl.

---

<sup>625</sup> Vgl. Stüben (1994), S. 87ff.

2.2) im lokalen Habitat unmittelbar erfahrbar und auch in bestimmten Formen bewusst gemacht. Damit ergibt sich eine mal mehr, mal weniger stabile Kooperation von Mensch und Natur, in der die Zwänge der Habitatregeneration mit den Anforderungen des menschlichen Subsistenzbedarfs einen Kompromiss eingehen müssen. In dieser Form wechselseitig erzwungener Kooperation bleibt im Idealfall die Komplexität der Natur *und* der biokulturellen Strukturen im Fließgleichgewicht erhalten.

2. *Kooperation als Anpassung von Technik und Arbeit an reflexive Naturstrukturen:* Im Zusammenhang mit den sozialmetabolischen Merkmalen der Selbstbezüglichkeit und Reflexivität (Abschnitt 1.3.3) war bereits herausgearbeitet worden, dass der Austausch mit der Natur in Bahnen verläuft, die nur eine graduelle Umsteuerung der natürlichen Stoff- und Energiekreisläufe vorsehen. Dabei wird die Reflexivität der Naturprozesse zur Grundlage der reflexiven und selbstbezüglichen Eingriffe des Menschen in den Naturhaushalt. Bezogen auf Technik und Arbeit heißt das, dass technisches Mittel und Arbeitsprozess sich strukturell der Natur, insbesondere den Stoff- und Energieströmen und ihren Zeitstrukturen anpassen (z.B. Vegetationsperiode, Verfügbarkeit von Licht und Energie während der Tages- und Jahreszeiten, aber auch Regeneration, „Biorhythmus“ und andere Ansprüche, die sich aus dem individuellen und gattungsmäßigen Lebens des Menschen ergeben). Damit erhält die Kolonisierung der Natur kooperative Züge: Die manipulierten, aber eigenmächtig fortbestehenden Naturstrukturen werden zur Grundlage und zum strukturierenden Faktor subsistenter Technik und Arbeit. Am Beispiel der Zeitstrukturen wird diese Anpassung an die Naturstrukturen, zu denen auch die Erfordernisse der biophysischen Regeneration der Arbeitskraft zu rechnen sind, besonders deutlich. Die Arbeitsprozesse des gemischten Landbaus in Mitteleuropa etwa sind geprägt vom Wechsel arbeitsintensiver und ruhigerer Phasen: Arbeitsspitzen treten vor allem in der spätsommerlichen Erntezeit auf, wenn in den Phasen trockener Witterung an „langen“ Tagen z.B. große Mengen reifes Getreide und das Heu der letzten Mahd mit den begrenzten technischen Mitteln und Energien eingebracht werden müssen; relative Ruhephasen folgen nach Aussaat des Wintergetreides im Herbst, in denen die Versorgung der Tiere, Ausbesserungsarbeiten und sonstiges Handwerk (auch besonders Textil- und Holzarbeiten) dominieren. Das vormoderne Verständnis von lebendiger Zeit spiegelt diese Koppelung an die Rhythmen des Sozialmetabolismus unmittelbar wieder: Zeit bemisst sich an konkreten Inhalten und Erfordernissen von Arbeit und Leben, ist über die Steuerung der selbstbezüglichen Produktion an die eigenmächtigen Individuen und

ihre natürliche Reproduktion gebunden und ist zugleich selbst eine eigenmächtige Größe. So wenig Arbeitsprozesse in der Vormoderne von den Grenzen des Solarenergiesystem entkoppelt werden können, so wenig sind Arbeitsprozesse und Alltagsleben überhaupt von den ihnen zugehörigen Zeitstrukturen ablösbar. Diese vormoderne Eigenmächtigkeit und Reflexivität der Arbeits- und Lebenszeit, die zugleich eine Eigenmächtigkeit und Reflexivität des materiellen Lebens ist, wird mit dem simpel-hintergründigen Sprichwort „Alles hat seine Zeit“ präzise zusammengefasst.<sup>626</sup> Die kulturelle Ausgestaltung der Technik und Ökonomie ergibt sich ebenfalls aus diesen Zwängen der Kooperation von Mensch und Natur. Aus sozialökologischer Perspektive ist dies bereits in den Abschnitten 1.2 und 1.3.1 begründet und erläutert worden, andere Aspekte, wie der Bedingungs Zusammenhang von kleinräumigem Sozialmetabolismus und autonom-polytechnischer Produktion, sind bereits in den hier unmittelbar vorangegangenen Abschnitten (v.a. 1.3.3.4) behandelt worden. Das Wesen der Kooperation bzw. Symbiose besteht letztlich darin, die unumgänglichen Eingriffe in die Natur koevolutiv zu optimieren und durch den Erhalt (eingeschränkt) eigenmächtiger Naturstrukturen überhaupt erst die Möglichkeit dauerhafter Nutzung und damit stabiler biokultureller Komplexität zu schaffen. Paradigmatisch steht hier die alte Wortbedeutung des lateinischen Verbs „producere“, von dem sich – irreführenderweise – auch der moderne Begriff Produktion ableitet. „Producere“ heißt ursprünglich: aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare führen, hervorbringen. Dem liegt die Vorstellung zu Grunde, dass die vom Menschen geschaffenen Dinge, Ideen und Strukturen im Verborgenen der Natur angelegt sind, auf ihre Realisierung warten.<sup>627</sup> Diese Grundeinsicht der „praktischen Vernunft“, dass der Mensch im Rahmen seiner Kultur (von lat. colere, pflegen) behutsam und kooperativ die sinnvollen, tragfähigen „Ideen“ der Natur realisieren soll, statt der Natur aufzuzwingen, was diese nicht ohne eine die Reflexivität ihrer Prozesse aufhebende „Gewaltanwendung“ hergibt, ähnelt verblüffend dem in Abschnitt 1.1 behandelten systemtheoretischen Phasenraumkonzept, das die Verwirklichung lebensfähiger, also der jeweiligen Umwelt komplementärer Gestaltmöglichkeiten beschreibt. Obwohl bereits in der griechischen Antike Technik und Natur als gegensätzlich aufgefasst werden, dominiert doch eine Naturkonzeption, die diese Gegensätze dahingehend zu überbrücken versucht, dass die Ordnung der Natur und

---

<sup>626</sup> Vgl. Gronemeyer (1993), S. 76.

<sup>627</sup> Vgl. Robert (1993), S. 299.

des gesamten Kosmos als rational und zweckmäßig – und damit dem menschlichen Verständnis zugänglich - gedeutet wird und die Technik beauftragt wird, diese bewährten Strukturen der Natur „nachzuahmen“ und im eigenen Tun schöpferisch zu vervollkommen.<sup>628</sup> „Mimesis“ und „Eingriff“ bilden somit zwei zusammengehörige Aspekte des kooperativen Naturverhältnisses.<sup>629</sup> Auch wenn der Hinweis Hans Peter Duerrs ernstzunehmen ist, dass sich in der universalgeschichtlichen Entwicklung dieses Verhältnisses eine schleichende Verschiebung hin zum zweiten, naturbeherrschenden Aspekt abzeichnet – besonders seit der Sesshaftwerdung - bleibt das Naturverhältnis doch um „Einpassung“<sup>630</sup> in die ökologische Nische bemüht, um biokulturelle und soziale Komplexität zu sichern und ggf. weiter auszubauen. In Letzterem wird auch in der zeitgenössischen Naturphilosophie Michael Meyer-Abichs der spezifische Beitrag des Menschen zur Komplexität des Lebens und das Wesen von Kultur gesehen. Der Mensch, „das Wirbeltier, in dem die Natur das Bewusstsein ihrer selbst erlangt“<sup>631</sup>, wie Friedrich Engels es nannte, kann als Teil der Natur in ihr wieder als Kooperationspartner „sesshaft“ werden – nachdem in der vorangegangenen, destruktiven und destabilisierenden Phase der Industrialisierung die seit der Sesshaftwerdung des Menschen erreichte biokulturelle Komplexität bereits teilweise wieder von ihm zerstört worden war.<sup>632</sup>

3. *Kooperation als Anerkennen des Eigenwertes der „Mitwelt“*<sup>633</sup>: Die vorgenannten Begriffe von Kooperation als technisch-ökonomischer „Selbstbegrenzung“ lassen sich allzu leicht auf eine letztlich modern anmutende utilitaristische Rationalität reduzieren, ähnlich wie Entwicklungshelfer und Naturschützer gern das Naturverhältnis von Indigenen auf die Formel „Schützen durch Nutzen!“<sup>634</sup> bringen -

---

<sup>628</sup> Vgl. Schulz-Schaeffer (2000), S. 35.

<sup>629</sup> Vgl. Duerr (1990), S. 231. Duerr macht hier möglicherweise den Fehler, den Charakter der Wildbeuter-Ökonomie nicht als explizite Naturbeherrschung wahrzunehmen und den Wildbeutern pauschal geringe Eingriffstiefen zu unterstellen. Dies erscheint aber kaum überzeugend, wenn man sich etwa die ökologische Reichweite pleistozäner Wildbeuter vor Augen führt. Jede Jagd, jedes Abbrennen von Unterholz, jedes Absammeln von Muscheln, Früchten oder Nüssen eines Gebietes ist bereits, nicht nur aufgrund des häufig nötigen Werkzeuggebrauchs, Naturbeherrschung - auch wenn sie mit der modernen Naturbeherrschung kaum quantitativ und qualitativ vergleichbar ist.

<sup>630</sup> Duerr (1990), S. 231.

<sup>631</sup> Vgl. Engels (1962) [1925], MEW, Bd. 20, S. 322.

<sup>632</sup> Vgl. Meyer-Abich (1997), S. 11f. Dass diese Denkfiguren auch als utopisch-teleologisch gefärbte Apologetik des Produktivismus umfunktionalisiert werden können, muss vorsichtig stimmen, diese philosophischen Konzepte zu Programmatiken umzuformen. Auch die „Megamaschine“ Mumfords könnte dann als höchste Vervollkommnung der Natur missverstanden werden. Es bedarf begrifflich präziser Abgrenzungen zu diesen Vorstellungen, etwa indem die Eigenmächtigkeit und Reflexivität der Natur als *positiver* Bezugspunkt, nicht als Indikator *defizitärer* Naturbeherrschung einbezogen wird.

<sup>633</sup> Meyer-Abich (1997), S. 399.

<sup>634</sup> Stüben (1994), S. 87.

und damit zu instrumentalisieren versuchen. Übersehen wird dabei, dass die damit behauptete, vorgeblich universelle Rationalität moderner Naturbeherrschung, nur *ein* mögliches Konzept zum kulturellen Umgang mit der Natur darstellt. Die materielle Alltagspraxis von Technik und Arbeit der Vormoderne ist häufig Teil eines größeren kulturellen Zusammenhangs von Mythen, kosmologischen Vorstellungen und vor allem sozialen Normen, der steuernd auf die *Verwendung* der technischen Kolonisierungsmittel einwirkt. Von erheblichem Gewicht ist in diesem Zusammenhang in vielen vormodernen Kulturen der Blick auf das „Andere“, die der Kolonisierung unterworfenen Lebewesen und natürlichen Strukturen. So begegnet man besonders in den animistisch und polytheistisch geprägten Kulturen Vorstellungen von Mitgeschöpflichkeit, von einem reziproken Mensch-Natur-Verhältnis, das sich in symbolischen „Gaben“ an die Wesen der Natur äußert, dem Glauben an eine heilige Ordnung des Kosmos, die bewahrt werden muss und dem Anerkennen des Eigenwertes der Erscheinungsformen der Natur.<sup>635</sup> Gerade der letzte Aspekt, der auch das Anerkennen bestimmter (kulturell festgelegter) *Eigenrechte* des Kreatürlichen und Nicht-Identischen einschließt, zeigt, dass hier ein „Speicher des Wissens“<sup>636</sup> existiert, der in der Vormoderne sehr ausgedehnt sein kann und sich von der unmittelbaren materiellen Produktion ablöst. Die vorgenannten Vorstellungen stützen zwar mittelbar *auch* die unter Punkt 1) genannten „Selbstbegrenzungen“ der „praktischen Vernunft“, sie enthalten aber zugleich Formen kultureller Komplexität mit erheblichen Freiheitsgraden, die sich der eindeutigen Zweck-Mittel-Zuordnung entziehen – wie auch die Vielfalt der Natur nie auf einen nur der rechenhaft-nachhaltigen Nutzung geschuldeten Status als Mittel und Ressourcenspender degradiert wird. Was diesen Vorstellungen zugrunde zu liegen scheint, lässt sich nur unvollkommen als rein *funktionales* „kooperatives Mensch-Natur-Verhältnis“ beschreiben – zumal der Funktionalismus der Moderne, der zum Maßstab genommen würde, selbst ausgesprochen „irrationale“ Züge trägt.<sup>637</sup> Treffender könnte hier von

---

<sup>635</sup> Diese Vorstellungen dauern in Europa auch unter Überformung durch christlich-jüdische Weltbilder noch lange in oft verzerrter Form fort und sind Gegenstand von Volkskunde und Ethnologie. Hier sei nur an Vegetationsgeister und andere Formen beseelter Natur erinnert, magische Handlungen zur Beeinflussung von Fruchtbarkeit und bis in die Gegenwart die Märchen, durch die „Tierbrüder“ und magische Pflanzen oder Bäume geistern und „Frevel“ gegen die Naturwesen von „höheren Mächten“ bestraft werden.

<sup>636</sup> Die Ethnologin Antje Kelm, zitiert nach Stüben (1994), S. 97.

<sup>637</sup> Vgl. Horkheimer (1974). Das Wissen rezenter industrieförmiger Naturbeherrschung, das im Vulgärmodernismus dem defizitären bzw. Nicht-Wissen der Vormoderne gegenübergestellt wird, wirkt angesichts der hervorgebrachten Selbstunterminierungstendenzen äußerst fragwürdig.

einem Motiv des „Mitseins“<sup>638</sup> und „Zu-Hause-Seins“ in der Natur oder auch von „Biophilie“<sup>639</sup> gesprochen werden. Aus der Logik dieses Motivs heraus wird die Kooperation zu einem sowohl selbstbezüglichen, als auch mit der „Mitwelt“ sinnhaft verbindenden Vorgang. Ein häufig zitiertes Beispiel aus der Ethnologie veranschaulicht dieses Motiv: So berichtete der US-Amerikaner M.R. Gilmore 1925 über eine nicht nur „kooperative“, sondern ausgesprochen „biophile“ Nutzung der Falcatabohne im Missourigebiet durch die Prärieindianer. Diese Frucht eines Strauches wird von Indianern wie Bohnenmäusen gesammelt. Um ihre Ausbeute zu erhöhen, graben die Indianer vorsichtig die Baue der Bohnenmaus auf und entnehmen einen Teil der dort gesammelten Bohnen. Im Gegenzug wird dem Tier Mais und Speck hinterlassen, der Bau anschließend wieder verschlossen. Zum behutsamen Eingriff in die Natur gehört hier das begleitende Gebet ebenso wie die moralische Ablehnung des schlichten Raubes und das Lob der Bohnenmäuse als „Nachbarn“: „Die Bohnenmäuse sind sehr fleißige Leute, sie helfen sogar den Menschen.“<sup>640</sup> Die Form der Sammelarbeit wie auch die Wahl der „sanften“ technischen Mittel gehorcht erkennbar der Logik reziproker Kooperation mit der Natur und impliziert gleichzeitig ein Anerkennen des Eigenwertes und Selbstzweckes der Natur, die hier exemplarisch durch die Bohnenmaus vertreten ist. Auch in vormodernen Agrargesellschaften existieren vergleichbare Mythen, die kaum allein als verselbständigter „mythischer Überschuss“ koevolutiver Regulierung interpretierbar sind (wie man ihn vielleicht noch im Animismus, der auch den Berg bisweilen zu einem empfindungsfähigen Wesen stilisiert, vermuten möchte), sondern einem Gefühl oder Bedürfnis der sinnhaften Verbindung mit dem übrigen Lebendigen und Unbelebten der Natur entsprechen können, eben dem oben genannten „Zu-Hause-Sein“ in der Welt. Die erfahrene Notwendigkeit der Naturbeherrschung (Objektivierung) wird mit dem Respekt der „Mitwelt“, also letztlich dem Anerkennen des Subjektcharakters auch des nicht-menschlichen Lebens und dem Respekt gegenüber der Eigenmächtigkeit der großen und kleinen Naturprozesse ausbalanciert, in ihrer Durchdringungstiefe begrenzt. Die „Mitseins“-Logik als ausdifferenzierte Reaktion auf diese Erfahrungen, geht über funktionale Regulierungen der technischen und arbeitsförmigen Eingriffe in

---

<sup>638</sup> Meyer-Abich (1997), S. 12.

<sup>639</sup> Wilson (1995), S. 428.

<sup>640</sup> Gilmore, zitiert nach Müller (1972), S. 8f. Müller nutzt die ethnologischen Zeugnisse leider nicht im Sinne einer wissenschaftlichen Kritik des industriegesellschaftlichen Naturverhältnisses, sondern ordnet sie in einen emanzipations- und theoriefeindlichen Antimodernismus ein, der ihn 1933 auch in die NSDAP und pseudowissenschaftliche Ideologieproduktion geführt hatte.

die Natur und die unterschwelligten technisch-ökonomischen Dynamiken der Vormoderne hinaus. Die bei Müller angeführten böhmischen Holzfäller des frühen 20. Jahrhunderts, die eine riesige Fichte in Handarbeit fällen und nach dem Sturz des Baumes ein Gebet für dessen „Seele“ sprechen, folgen einer Logik, die begrenzten und reflektierten Eingriffen in die Natur entspricht.<sup>641</sup> In den mythisch-vormodernen Bewusstseinsformen, die ihre Arbeit begleiten, wird die Baumfällung zwar nie in Frage gestellt (soviel „Mitspracherecht“ kann die Natur dann im gesetzten sozialmetabolischen und gesellschaftlichen Rahmen doch nicht haben) doch es ist erkennbar, dass der Eigenwert bzw. Selbstzweck der Natur im Tun mitgedacht wird. Die das Handeln an die Natur zurück bindende Logik wird nicht von der Struktur der Werkzeuge (Axt und Handsäge) vorgegeben, sondern stammt aus einer tieferen kulturellen Schicht, die nicht mit der „Blindheit“ industrieller Kahlschläge vereinbar ist, die irreversibel Ökosysteme und menschliche Lebensgrundlagen zerstört.

### **3. Der Haushalt als soziale und ökonomische Grundeinheit der Subsistenz**

#### **3.1 Materielle Produktion und gesellschaftliche Reproduktion im vormodernen Haushalt**

Die universalgeschichtliche Grundeinheit der vormodernen Wirtschaft und Gesellschaft ist der Haushalt; der Haushalt konstituiert Wirtschaft und Gesellschaft. Diese These lässt sich unmittelbar auf zwei Ebenen der historischen Wirklichkeit belegen: zum einen auf der Ebene des materiellen Lebens, zum anderen auf der Ebene der Ebene der Gesellschaftlichkeit dieser Produktion. Der Haushalt ist, um mit Dieter Groh zu sprechen, sowohl „Produktionsgemeinschaft“ wie auch „Reproduktionsgemeinschaft“.<sup>642</sup>

##### ***Der Haushalt als ökonomische Grundeinheit: „Produktionsgemeinschaft“***

Auf der Ebene des materiellen Lebens lässt sich unmittelbar feststellen: Der Haushalt ist der Ökonomie nicht nachgeordnet; der Haushalt *ist* die Wirtschaft – denn in ihm werden die kleinräumig-vielfältigen Stoff- und Energieströme selbstbezüglich organisiert und umgesetzt; alles was produziert wird (bis auf kleinere Anteile von Luxusproduktion an Herrscherhöfen), geht auf landwirtschaftliche und handwerkliche Haushaltsproduktion zurück. Die „Sicherung

---

<sup>641</sup> Ebd., S. 30ff.

<sup>642</sup> Groh (1992), S. 36.



und Gestaltung des Daseins in den Haushalten<sup>643</sup>, die Sorge um die „Nahrung“ und den „Lebensunterhalt“<sup>644</sup> bilden einen „roten Faden“ hauswirtschaftlicher Ökonomie in der Geschichte. Die subsistente Existenzsicherung, die bereits in Abschnitt 1.3.3 unter dem Aspekt der Selbstbezüglichkeit untersucht wurde, stellt in der Vormoderne keinen grundsätzlichen Widerspruch zu einer Einbindung des Haushaltes in lokale und regionale Netzwerke, seltener auch überregionale Markt- und Verkehrswirtschaften und hochkulturelle, arbeitsteilig und sozial differenzierte Vergesellschaftungszusammenhänge dar.<sup>645</sup> Aus Sicht der Haushaltsökonomie stellen derartige Verflechtungen Beispiele für „family`s interaction with ist outside environment“<sup>646</sup> dar, die den Haushalt mit seinem Bedarfs- und Ressourcenprofil dynamisch in Beziehung setzen zu „community“, „socio-political environment“ und „natural and infra-structure environment“<sup>647</sup> (Näheres dazu in Abschnitt 3.3, 3.4 und 3.5). Im hauswirtschaftlichen Wirkungsbereich wird seit der Neolithischen Revolution mit dem agrarischen Surplus daher nicht nur die Grundlage für den selbstbezüglichen Konsum, sondern auch die materielle Basis für kleine verbindende Netzwerke von gebrauchswertorientiertem Tausch und Handel sowie für alle übergeordneten Sozial- und Herrschaftsstrukturen geschaffen. Die Verfügung über Land als Basis des Surplus ist an den Bestand des Haushalts gebunden, der dieses Land direkt zu Zwecken der Selbstversorgung bewirtschaftet oder zumindest verwaltet (z.B. als feudaler Herrenhof im mittelalterlichen Europa). Damit kommt dem Haushalt und seiner Produktion in jedem Fall eine die Gesellschaft konstituierende Rolle zu. Als Elementareinheit ist der Haushalt aber zugleich auch häufig materiell „abkoppelbar“: weniger von der lokalen, wohl aber von der weiträumigeren sozialen Umwelt. So besitzt der vormoderne Oikos mit seinem unmittelbaren sozialen Umfeld als Einheit von Produktion und Konsumption ein hohes Maß an Autarkiefähigkeit<sup>648</sup> und damit die Möglichkeit sich – gerade in Krisenzeiten – aus bestimmten weiträumigeren Marktabhängigkeiten zumindest zeitweilig zurückzuziehen.<sup>649</sup> Als Produktionsgemeinschaft ist der vormoderne Haushalt damit *nicht* an eine über die kleinräumigen Sozialmetabolismen lokaler Netzwerke hinausreichende Steuerung der Ökonomie gebunden, er bezieht alle oder einen ganz überwiegenden Teil der für den subsistenzförmigen Selbsterhalt der Haushaltsmitglieder nötigen Ressourcen aus seinem

---

<sup>643</sup> Richarz (1991), S. 319.

<sup>644</sup> Ebd., S. 315.

<sup>645</sup> Vgl. ebd., S. 11, 315.

<sup>646</sup> Kirjavainen/Mermillod (1994), S. 174.

<sup>647</sup> Ebd., S. 173.

<sup>648</sup> Vgl. Richarz (1994), S. 43.

<sup>649</sup> Vgl. Brunner (1968), S. 107

eigenen sozialen, ökonomischen und ökologischen Einflussbereich bzw. Wirkungskreis: aus der Familie und näheren Verwandtschaft als Reservoir von Arbeitskraft, Wissen, Unterstützungsleistungen und Zuwendung, aus dem eigenständig oder auch gemeinschaftlich bewirtschafteten Boden, den Ressourcen der vorfindlichen Umgebung, v.a. auch der Dorfgemeinschaft, den gemeinschaftlich genutzten Gütern des Habitats. Gerade die agrargesellschaftliche lokale soziale Umwelt der Nachbarschaft und des Dorfes kann kaum überschätzt werden, Henri Lefèbvre nennt sie die „Landgemeinde“ oder „Dorfgemeinschaft“:

„Dieser Ausdruck bezeichnet nichts Mystisches, ‚Prälogisches‘, sondern eine geschichtliche und soziale Tatsache, die sich überall nachweisen lässt. Da sie [die Menschen; C.B.] schwach gegenüber der Natur sind und nur über gemeinsam verwendbare Instrumente und Techniken verfügen, mussten die Menschen lange gesellschaftliche Gruppen mit großem Zusammenhalt bilden, um sich der landwirtschaftlichen Aufgaben zu entledigen: Urbarmachung von Land, Eindeichen, Bewässern, Anbau (häufig auch das Bewachen von Herden usw.). Die bäuerliche Gruppe blieb daher stark organisiert, wurde durch *kollektive Zucht* zusammengeschweißt; sie besaß *kollektive Eigenschaften* sehr verschiedener Art.“ [Hervorhebungen im Original]<sup>650</sup>

Die Einflüsse einer der lokalen übergeordneten sozialen Umwelt mögen als kulturelle Komplexität in einer solchen Situation weiter im Haushalt wirken, doch sie berühren nicht seine Daseinsmächtigkeit als selbständige ökonomische Einheit.

Für die Moderne kann eine solche *umfassende* Autarkiefähigkeit des Haushaltes im Kontext seiner lokalen Umwelt kaum noch angenommen werden, bestenfalls in Randzonen des Weltmarktes könnten derart autonom wirtschaftende Subsistenzhaushalte noch länger bestanden haben<sup>651</sup> oder noch bestehen.

Dass in diesem Zusammenhang die naheliegende Assoziation von Haushalt mit einem konkreten „Haus“ oder „Hof“ (Oikos) auch für die Vormoderne nur bedingt gilt, liegt – wie schon oben im Fall von Haushalt und Familie im engeren Sinn - auf der Hand. Diese Assoziation mit einer Hofstelle und einer festen Infrastruktur ist bestenfalls für *agrargesellschaftliche, sesshafte* Subsistenzökonomien der Vormoderne plausibel. Insofern aber, als auch den Jägern und Sammlern der Vormoderne auf der Basis nur geringfügig kontrollierter Solarenergieflüsse<sup>652</sup> zumindest ein „mobiler Haushalt“ mit bestimmten Wohn- und Arbeitsstätten zugeordnet werden kann,<sup>653</sup> in dem diese Stoff- und Energieströme umgesetzt werden und die agrarische Subsistenzwirtschaft als eine „Gesamtheit der menschlichen Beziehungen und Tätigkeiten im Hause“<sup>654</sup> organisiert ist, kann zumindest von

---

<sup>650</sup> Lefèbvre (1969), S. 188f.

<sup>651</sup> Vgl. z.B. Schmidt (1986), S. 275ff.

<sup>652</sup> Vgl. Siefert (1997a), S. 32ff.

<sup>653</sup> Vgl. Groh (1992), S. 36.

<sup>654</sup> Brunner (1968), S. 105.

einer „oikozentrischen“<sup>655</sup> Ökonomie der Vormoderne gesprochen werden. Dem Haushalt kommt somit in der Vormoderne die Rolle einer dezentralen Grundeinheit zur Strukturierung und Nutzung der vorwiegend kleinräumigen Stoff- und Energieflüsse zu.<sup>656</sup> Eben diese ökonomische und sozial elementare Bedeutung des „Hauses“, das seinen Austausch mit der Natur eigenständig durchführte, spiegelt sich besonders auch in den alteuropäischen „Ökonomiken“ wieder, modern gesprochen: den Haus- und Agrarwirtschaftslehren, die das einzelne „Haus“, seine Angehörigen, die Stabilität von Produktion und Reproduktion, den Erhalt der technisch-ökonomischen Mittel etc. in den Mittelpunkt rücken.<sup>657</sup>

### ***Die soziobiologische und gesellschaftliche Dimension des Haushalts: Reproduktionsgemeinschaft***

Die in der Produktionsgemeinschaft hergestellten Güter wie Lebensmittel, Werkzeuge, Kleidung, Wohnraum etc. werden überwiegend auch dort verbraucht und ermöglichen auf diesem Wege die elementare biophysische Reproduktion, die Wiederherstellung der Arbeitskraft und Daseinsmächtigkeit der Haushaltsmitglieder. Die Oikowirtschaft schafft mit dem materiellen Selbsterhalt darüber hinaus zudem die Grundlagen für die soziobiologische und soziale Reproduktion der in ihm lebenden Menschen: Fortpflanzung, Erziehung und polytechnische Ausbildung der Jüngeren sowie Pflege und Versorgung der Älteren stehen dabei ebenso im Blickpunkt wie die Reproduktion der lokalen und übergeordneten sozialen Umwelt. Indem der Haushalt etwa an der Bewirtschaftung gemeinsamer Ressourcen teilhat und lokale kulturelle Traditionen mit anderen Haushalten teilt, ist er einem lokalen sozialen System zugehörig, das er – ob bewusst oder unwissentlich - zu reproduzieren hilft. Indem im Haushalt Surplus für soziale Prädatoren bereitgestellt, übergeordnete (hoch-)kulturelle Normen in Verbindung mit sozioökonomischen Zwängen strukturierend wirken (z.B. beim Geschlechterverhältnis<sup>658</sup>) und religiöse Vorstellungen verbreitet und praktisch umgesetzt werden, reproduziert sich diese soziale Umwelt in ihrer kleinsten Einheit und ihren haushaltsinternen Beziehungen. Diese Ausrichtung des um seinen Selbsterhalt bemühten Haushaltes sowohl auf die Beziehungen zur lokalen wie zur übergeordneten sozialen Umwelt

---

<sup>655</sup> In Anlehnung an Richarz (1991), S. 181.

<sup>656</sup> Vgl. z.B. Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 39f., sowie in der Zusammenschau die Anhänge B3 und B5 in diesem Band (ohne Seitenangaben). Die dort auf konkrete Fallbeispiele bezogenen Modelle lassen sich, wie aus diesem Abschnitt hervorgeht, durchaus für alle vormodernen Agrargesellschaften verallgemeinern, sofern man wechselnde soziale Einflussgrößen (z.B. Surplusabschöpfung in Form des Zehnten etc.) allgemeiner benennt.

<sup>657</sup> Vgl. Richarz (1991), S. 43ff.

<sup>658</sup> Vgl. Tsouyopoulos (1994) mit ihren Beispielen antiker Vorstellungen von Frauenarbeit und Frauenrollen in haushaltsökonomischen Schriften des Xenophon und Aristoteles. Kontrastierend dazu die moderne Soziologie der Hausfrau bei Bennholdt-Thomsen (1981), S. 31ff.

lässt sich mit den Ethnologen May N. Diaz und Jack M. Potter als „Janus-faced“<sup>659</sup> kennzeichnen. Obwohl sich Diaz und Potter auf *modern*-kleinbäuerliche, von einer *marktförmig* strukturierten übergeordneten Umwelt beeinflusste und somit nur *subsistenznahe* Lebensformen beziehen, trifft ihre Charakterisierung der Haushaltsbeziehungen doch grundsätzlich auch für die Vormoderne zu.<sup>660</sup>

„Peasants must face the common problems of people everywhere. They must marry, establish families, and relate to kinsmen in a way that presupposes mutual obligations and expectations. They must get along with fellow villagers well enough to be able to call on them for economic, social, and ritual aid in time of need. [...] Peasants must also maintain viable relations with people outside their community. Some of these people are their social and economic peers, and live in villages similar to their own. People from other villages may be sources of spouses, or they may provide the aid and protection villagers need when they travel away from home [...]. Because they live in a hierarchically differentiated society, peasants also face the problem of relating to a social, economic, juridical, and cultural entity which vastly surpasses the limits of their local worlds. They must come to terms with classes and individuals who have or may have vast powers over them but who also, when properly manipulated, can aid the individual peasant in many life situations.“<sup>661</sup>

Im Haushalt ist folglich nie allein der Bezugspunkt konkreter ökonomischer Handlungen gegeben, der Oikos spielt zudem – wie auch das Beispiel des spätmittelalterlichen Montaillou verdeutlicht – eine „führende Rolle“<sup>662</sup> als Bezugspunkt familiär-verwandtschaftlicher, rechtlicher, religiöser und politischer Beziehungen der Haushaltsmitglieder untereinander, der Oiken untereinander sowie als Bezugspunkt der Beziehungen zum Dorf als ganzem und der regionalen Obrigkeit.<sup>663</sup> Die soziale Umwelt wird also gerade dadurch reproduziert, dass der Oikos als Teil dieser komplexen sozialen Umwelt, die von ihr ausgehenden, teils widersprüchlichen Interessen, Forderungen und Zwänge abwägt und auszugleichen versucht. Erst dadurch eröffnet sich für die Haushaltsmitglieder die Möglichkeit zum dauerhaften Erhalt des einzelnen Haushaltes und damit auch die Grundlage für eine gewisse, über die rein materielle „Daseinsmächtigkeit“ hinausreichende, Gestaltungsfähigkeit des Alltags – in der Entfaltung von Formen der Individualität, der Muße, der Erweiterung des nicht-zweckgebundenen Wissens, im Empfangen solidarischer Zuwendung, Pflege und Hilfe. Die Haushaltswissenschaftlerin Irmintraut Richarz kennzeichnet den alteuropäischen Haushalt in diesem Zusammenhang als einen „Gestaltungsraum des Lebens in einer bedrohten Welt“.<sup>664</sup> Die Größe dieses Freiheitsraumes für die Haushaltsmitglieder sollte jedoch nicht überschätzt

---

<sup>659</sup> Diaz/Potter (1967), S. 154.

<sup>660</sup> In der Vormoderne fehlt der von Diaz und Potter festgestellte *massive* Einfluss einer *marktförmig* strukturierten Umwelt; an Stelle des bis in die Steuerung des Sozialmetabolismus hinein reichenden Markteinflusses sind etwa die „subtileren“ Auswirkungen indirekter Herrschaft im flächengebundenen Produktionsmodus der Haushalte zu setzen.

<sup>661</sup> Ebd.

<sup>662</sup> Ladurie (2000), S. 64.

<sup>663</sup> Vgl. ebd., S. 63ff.

<sup>664</sup> Richarz (1997), S. 103.

werden - und das nicht nur auf Grund der latenten „Knappheit“ im agrarischen Solarenergiesystem. Der vormoderne Haushalt in seiner lokalen sozialen Umwelt dürfte nur im Ausnahmefall eine „freie Assoziation“ im Sinne moderner libertärer Vorstellungen darstellen, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“<sup>665</sup> Gerade dort, wo die Einflüsse einer sozial asymmetrischen lokalen oder auch weitläufigeren sozialen Umwelt in den Haushalt hineinwirken, erweist sich die soziale Struktur des Haushalts häufig als Mittel einer „blinden“ Reproduktion eben dieser gesellschaftlichen Ungleichheit. Die Muster gesellschaftlichen Bewusstseins, gesellschaftlicher Sozialisation, der gesellschaftlichen Konstituierung und Definition von Geschlechterrollen, Hierarchien und Abhängigkeiten stehen beispielhaft für kulturelle Komplexität, die dem „Gestaltungsraum des Lebens“ enge Grenzen zu ziehen vermögen. So warnt der Anthropologe Scott:

„It is all too easy, and a serious mistake, to romanticize these social arrangements that distinguish much of peasant society. They are not radically egalitarian. Rather, they imply only that all are entitled to a *living* out of resources within the village, and that living is attained often at the cost of a loss of status and autonomy. They work, moreover, in large measure through the abrasive force of gossip and envy and the knowledge that the abandoned poor are likely to be a real and present danger to better-off villagers.“<sup>666</sup>

Der tendenziell realisierbaren *materiellen* Autonomie des Oikos steht daher häufig keine *persönliche, soziale und bewusstseinsmäßige* Autonomie und Egalität der Haushaltsmitglieder gegenüber. Am alteuropäischen Beispiel lässt sich desweiteren mit Otto Brunner zeigen, dass die systemische Ungleichheit der Gesamtgesellschaft sich auch in der sozialen Basisstruktur des vormodernen europäischen Haushalts als vielfältig gegliederte Hierarchie tradiert und reproduziert. Hier ist insbesondere die Dominanz des *Hausherrn* über seine Frau, die Kinder, das Gesinde etc. zu nennen - ein Verhältnis, das auf einer soziobiologischen Grundlage (Schutz und Überlebenssicherung des Nachwuchses, Organisation des materiellen Lebens) aufbauend, stark patriarchale, herrschaftsförmige Züge entwickelt (Quasi-Befehlsgewalt); entsprechend ist das „Haus“ auch als Bezirk patriarchaler Herrschaftsausübung ein besonders geschützter rechtlicher Raum.<sup>667</sup> Mechanismen der kollektiven sozialen Kontrolle, die die gesellschaftliche Normintegration bis in den einzelnen Haushalt hinein durchsetzen, können äußerst rigide ausfallen und sich – etwa in Krisenzeiten - besonders auch zur sozialen Psychopathologie, z.B. zur Aggression gegen „Außenseiter“ wenden.<sup>668</sup> Diese kulturelle und

---

<sup>665</sup> Marx/Engels (1966), S. 77.

<sup>666</sup> Scott (1976), S. 5.

<sup>667</sup> Vgl. Brunner (1968), S. 108ff zum rechtlichen Verständnis des „ganzen Hauses“ und S. 111f zur gesellschaftlichen Bedeutung des Hausherrn.

<sup>668</sup> Vgl. Moore (1974), S. 570.

soziale Reproduktion der Gesellschaften in ihren „Elementareinheiten“<sup>669</sup> findet selbst Eingang in die ideologischen und symbolischen Repräsentationen der Gesellschaft, die deren Strukturen und Asymmetrien wiederum zu legitimieren helfen. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen wird der Oikos bzw. das „Haus“ zur universellen „Metapher“<sup>670</sup> für die Ordnung der mittelalterlichen Personenverbands- und Ständegesellschaft Alteuropas, bestimmter Institutionen, ja der Welt schlechthin. Der römisch-deutsche Kaiser des Mittelalters wird dementsprechend zum rechtmäßig waltenden „Hausherrn“ des Reiches, der Papst zum „pater familias“ der allgegenwärtigen Kirche und ihrer Macht, die Welt zum göttlich geordneten „christlichen Haus“.<sup>671</sup> Aber auch an der Basis der Gesellschaft wird die Identität, der soziale Status und die juristische Stellung des Einzelnen häufig „oikozentrisch“ bestimmt, d.h. im engeren Sinne durch die Zugehörigkeit zu einer Hausgemeinschaft. In einem Dorf wie Montailou wird über die Zugehörigkeit zu einem „Haus“ (provenz. „ostal“, lat. „domus“), das auch weitläufigere genealogische Beziehungen, längst verstorbene Haushaltsmitglieder und räumlich getrennte Haushalte umfassen kann, wiederum die Stellung im sozialen Gefüge des Dorfes bestimmt. Bäuerliche Unterschichten, die ihr kümmerliches „ostal“ und die dazugehörigen Flächen aus wirtschaftlichen Gründen aufgeben müssen, verlieren mit den Produktionsmitteln auch ihre Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft und werden zu wandernden Hirten im umliegenden Gebirge oder – wie im Pariser Raum – zu Tagelöhnern deklassiert.<sup>672</sup>

### ***Schlüssel zur Verbindung von produktiver und reproduktiver Funktion: Soziale Struktur und Funktion des Haushalts***

Die Zusammensetzung des vormodernen Haushaltes, der Produktions- und Reproduktionsfunktion in sich vereint, ist in der Geschichte erwartungsgemäß sehr unterschiedlich. Hier steht eine Vielzahl von sozialen Mustern nebeneinander, da Haushalte als basale soziale und ökonomische Institutionen nur in ständiger, häufig von Zwängen bestimmter Auseinandersetzung mit den Einwirkungen der umgebenden sozialen und ökologischen Systeme ihre Selbstversorgungsfähigkeit bewahren können. Haushalte haben damit selbst in hohem Maß systemischen Charakter und sind dazu noch, wie oben bereits angedeutet, durch nicht-funktional bestimmbare kulturelle Freiheitsgrade geprägt.

Aus universalgeschichtlicher Perspektive können aber einige elementare theoretische Eckpunkte für die soziale Zusammensetzung des Haushaltes genannt werden. Mit der

---

<sup>669</sup> Richarz (1997), S. 101.

<sup>670</sup> Ebd., S. 103.

<sup>671</sup> Vgl. ebd.

<sup>672</sup> Ladurie (2000), S. 63ff. Zur Konzeption der „domus“ als haushaltsübergreifende Einheit vgl. besonders S. 65 und S. 69; zur Hausgemeinschaft von Lebenden und Toten S. 71ff. Zum Verlust des „ostal“ vgl. S. 63.

Soziologin Agnes Heller kann dabei grundsätzlich vorausgeschickt werden, dass „[b]ei der Gestaltung des Alltags des Einzelnen [...] die Gruppe primär [ist], insofern er sich die Gesellschaftlichkeit in ihr 'aneignet'.“<sup>673</sup> Diese v.a. im Haushalt angesiedelte primäre Gesellschaftlichkeit des Menschen ist wiederum Voraussetzung für den kooperativ vorgenommenen Austausch mit der Natur. Daher bildet die entsprechende Organisation der materiellen Alltagspraxis im Haushalt zugleich die Grundlage sozialer Komplexität. Die spezifische Haushaltsorganisation ist – entgegen der ihr von konservativer Seite bis heute zuweilen zugeschriebenen Naturwüchsigkeit und Zeitlosigkeit<sup>674</sup> - damit praktisch selbst ein „Werkzeug“, das laufend den Veränderungen der sozialen und natürlichen Umwelt angepasst, tradiert und sozial reproduziert werden muss (siehe oben) - auch wenn sich das menschliche Zusammenleben und -arbeiten angesichts der beträchtlichen emotionalen individuell-bewusstseinsmäßigen und kulturellen Freiheitsgrade nicht auf einen reinen „Problemlösungscharakter“ reduzieren lässt.

Familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen und weitere, über die Subsistenzarbeit vermittelte und z.T. darüber hinausreichende soziale Beziehungen können zur gemeinschaftlichen Bewältigung der Alltagspraxis in verschiedenster Form im Haushalt miteinander kombiniert sein, können aber auch isoliert voneinander auftreten. Zu denken wäre hier etwa an die Beziehungen, die sich aus lokal-marktförmiger oder nicht-marktförmiger Tauschökonomie ergeben, aus den informellen Netzwerken der Nachbarschaftlichkeit, der gesellschaftlichen Arbeit außerhalb des Oikos, wie der Arbeit auf den Gemeingütern oder in Form der Fronarbeit, aus der Ausbildung und Beherbergung von Lehrlingen im Handwerkerhaushalt etc. Der Begriff der „Familienökonomie“, der zuweilen in diesem Zusammenhang genannt wird,<sup>675</sup> darf daher auch nicht ausgehend vom Verständnis einer modernen, eng verwandten „Kernfamilie“ gedacht werden. Stattdessen schlage ich eine Differenzierung der Haushaltsmitglieder im Rahmen einer *funktionalen* Beschreibung der *Rollen* und *Aufgabenbereiche* innerhalb der gemeinschaftlichen Alltagspraxis vor. Diese universalgeschichtlich stichhaltige Differenzierung wendet konsequent die Kategorien „Produktionsgemeinschaft“ und „Reproduktionsgemeinschaft“ auf die Rollen der Haushaltsmitglieder an. So unterscheiden die begrifflichen Kategorien der historischen Familienforschung und Anthropologie in den alteuropäischen Haushalten eine „domestic

---

<sup>673</sup> Heller (1978), S. 68.

<sup>674</sup> Hier sei nur auf die in Deutschland auch im 21. Jahrhundert fortdauernden familien- und sozialpolitischen Debatten um die Rollenverteilung bei der Haushalts- und Erziehungsarbeit, „Elternzeit“ und „Erziehungsgeld“, den tendenziell in Vollzeit lohnarbeitenden, weil meist besser bezahlten Vater und die finanziell und beruflich in der Regel schlechter gestellte Ehefrau mit „naturgemäß“ voller Hausfrauenstelle und „Mini-Job“ erinnert.

<sup>675</sup> Perrot/Martin-Fugier (1992), S. 114.

group“ und eine „elementary family“. Die „domestic group“ (z.T. auch als „work group“ beschrieben) stellt eine „den Haushalt tragende Einheit“ dar, „deren Organisation die für die Existenz ihrer Mitglieder notwendigen materiellen und kulturellen Ressourcen gewährleistet“; die sozial hervorgehobene „elementary family“ (bzw. „kin group“) dagegen erfüllt „die Funktion der biologischen und sozialen Reproduktion“.<sup>676</sup>

Maßgeblich für die Strukturierung, Gewichtung und Beziehung von „domestic group“ und „elementary family“ im vormodernen Haushalt sind – den wenigen diachron generalisierbaren Ergebnissen der Historischen Familienforschung, Ethnologie und Anthropologie zufolge – letztlich die Erfordernisse der Arbeitsorganisation, die sich aus den jeweiligen Produktionsformen ergeben. Die Produktionsformen wiederum sind in erheblichem Maße geprägt durch ökologische, kulturelle und ökonomisch-soziale Anpassungszwänge.

„The domestic unit varies in form from one society to another. It is related to the needs of particular farming and other productive systems, and both helps to shape and is shaped by the norms and values of the culture.“<sup>677</sup>

In diesem Sinne ist die Theorie der „Ökotypen“<sup>678</sup> zu verstehen, auf die sich Sozialhistoriker wie Michael Mitterauer und Josef Ehmer beziehen: Der „Ökotypen“-Ansatz sieht Haushaltsstrukturen als funktional voneinander abgrenzbare „Muster der Ausbeutung natürlicher Ressourcen unter gegebenen makro-ökonomischen Rahmenbedingungen.“<sup>679</sup> In dieser Argumentation kehrt die aus den Untersuchungen zum Artefaktcharakter des Sozialmetabolismus bekannte Grundstruktur der Koevolution von lokaler Ökonomie, sozialer Umwelt und Biosphäre wieder. Das Verhältnis von „domestic group“ und „elementary family“ in Abhängigkeit von den Produktionsformen lässt sich mit dem „Ökotypen“-Konzept wie folgt umreißen: „Je vielfältiger die produktiven Funktionen im Inneren einzelner Haushalte sind“, umso seltener werden „beide Funktionen [d.h. die der „domestic group“ bzw. der „elementary family“; C.B.] von einem identischen Personenverband ausgefüllt.“<sup>680</sup> Arbeitsintensive Nutzungsformen, wie z.B. Viehwirtschaft, führen regelmäßig zu einer regelrechten „Gesindegesellschaft“<sup>681</sup>, in der die Oiken zusätzliche außerfamiliäre Arbeitskräfte aufnehmen, auf der anderen Seite ist aber auch eine „Tagelöhnergemeinschaft“<sup>682</sup> möglich, in der marginalisierte Oikowirtschaften einen Überschuss von Arbeitskräften ohne

---

<sup>676</sup> Ehmer/Mitterauer (1986), S. 12f übernehmen und erläutern hier die Terminologie des Anthropologen Meyer Fortes. Ähnlich bei Diaz/Potter (1967), S. 155f.

<sup>677</sup> Ebd., S. 155.

<sup>678</sup> Ehmer/Mitterauer (1986), S. 11.

<sup>679</sup> Orvar Löfgren, zitiert ebd., S. 11.

<sup>680</sup> Ebd., S. 13.

<sup>681</sup> Mitterauer (1986), S. 236.

<sup>682</sup> Ebd.



ausreichende „Daseinsmächtigkeit“ in befristeter Lohnarbeit außerhalb des Haushaltes oder etwa in marktabhängigem Heimgewerbe u.ä. unterbringen müssen. Dieses Muster scheint besonders in der Transformationsphase Europas mit der Durchsetzung gesellschaftlicher Arbeitsteilung verstärkt in Erscheinung getreten zu sein, wie die Geschichte des Verlagssystems und der häuslichen Weberei zeigt. Hier bildete sich mit der Reduktion der vielfältigen, polytechnisch strukturierten Produktionsformen im Haushalt die ökonomisch tätige Kernfamilie heraus.<sup>683</sup> Zusammenfassend kann die soziale Zusammensetzung des Haushaltes dahingehend interpretiert werden, dass sich in ihr sowohl die materiell-produktiven wie gesellschaftlich-reproduktiven Rahmensetzungen im Prozess der kulturellen Evolution vorübergehend und stabilisierend vergegenständlichen. Gleichzeitig werden diese elementaren Rahmensetzungen aber auch durch die Strukturen des Haushaltes gestützt bzw. erst zu wirkmächtigen Einflussgrößen erhoben – auf der materiellen Ebene z.B. durch die Stabilisierung einer bestimmten Agrikurlandschaft durch bestimmte hauswirtschaftliche Praktiken, auf der sozialen Ebene durch die Reproduktion der sozialen Strukturen von Herrschaftssystem und Dorfgemeinschaft in der Verfasstheit des Haushaltes. Vormoderne „Produktionsgemeinschaft“ und „Reproduktionsgemeinschaft“ bilden in ihrem Zusammenwirken damit ein Rückkopplungssystem zur Stabilisierung sozialer und biokultureller Vielfalt, dessen Steuerung den einzelnen Institutionen und Akteuren an der Basis des sozialen Systems kaum zu Gebote stehen dürfte.

### **3.2 Der Zusammenfall materieller und sozialer Interessen: Die soziale Logik der Ökonomie bei Karl Polanyi**

Was im vorangegangenen Abschnitt zu Analysezwecken in die Kategorien „sozial“ und „ökonomisch“ bzw. „produktiv“ und „reproduktiv“ aufgetrennt wurde, um diachron gültige Grundstrukturen der Hauswirtschaft zu erfassen, ist in der Alltagsrealität charakteristisch miteinander verwoben. Dies gilt in besonderer Weise für den nun behandelten Aspekt der sozialen Logik der Subsistenz. Unter dem Begriff der sozialen Logik soll eine (Selbst-) Steuerung des Verhaltens der vormodernen Wirtschaftsakteure verstanden werden, die *grundsätzlich nicht unterscheidet zwischen materiellen und sozialen Interessen, in der diese Interessen regelmäßig zusammenfallen*. Diese soziale Logik ist eine Bewusstseinsform und ein kulturelles Steuerungselement, das *normativ* Dispositionen schafft, die das alltägliche Verhalten unter der Maßgabe der Stabilisierung der eigenen materiellen und sozialen

---

<sup>683</sup> Vgl. Perrot/Martin-Fugier (1992), S. 114.

Position in der lokalen sozialen Umwelt wie auch der Stabilisierung der eigenen Daseinsmächtigkeit aktiviert, reguliert und begrenzt.

Bei dieser sozialen Logik handelt es sich folglich auch keineswegs um eine bloße „Hülle“ oder kulturelle „Überformung“ der oikozentrischen Ökonomie, die den funktionalen Kern der Ökonomie, den gemeinschaftlich organisierten Stoffwechsel mit der Natur, unberührt ließe. Ebenso wenig handelt es sich um die sozialverträgliche „Kanalisation“ einer vermeintlichen „Homo-oeconomicus“-Grundhaltung des Menschen „an sich“. Letztere ist eher ein Ergebnis der Projektionen moderner Bewusstseinsformen auf die Historie, wie ich noch am Beispiel der Diskussion um die „Tragödie der Allmende“ (G. Hardin) zeigen werde. Soziale Logik bündelt als Begriff vielmehr jene normativ-kulturellen und sozialen Strukturen, welche die ökonomische Tätigkeit der Menschen sowohl überhaupt erst *aktivieren*, als auch die zum Leben notwendigen Praktiken in einer bestimmten Weise *formen*.

Es ist maßgeblich das Verdienst des Wirtschaftshistorikers Karl Polanyi, des Soziologen Pierre Bourdieu und der Wirtschaftsethnologen bzw. –anthropologen Maurice Godelier und Dieter Groh, die besondere soziale Logik der Oikowirtschaft herausgearbeitet zu haben. Die Analyseansätze Polanyis, Bourdieus sowie Godeliers und Grohs (auf die Letzgenannten komme ich etwas später zurück) lassen sich unter der hier verfolgten universalhistorischen Fragestellung sinnvoll miteinander verbinden und ergeben eine empirisch und theoretisch sich ergänzende Argumentationslinie.

In seinem 1944 veröffentlichten Hauptwerk „The Great Transformation“ beschäftigt sich Polanyi mit der Durchsetzung moderner Marktstrukturen im Großbritannien des späten 18. und vor allem 19. Jahrhunderts. Dabei stellt er den fundamentalen Unterschied zwischen den schrittweise aufgelösten traditionellen Gesellschaftssystemen der Vormoderne und der modernen Industriegesellschaft heraus. Auf der Basis ethnologischer Fallbeispiele u.a. aus Indien und Melanesien kommt Polanyi zu dem Ergebnis, dass die spezifischen Antriebskräfte der modernen Großökonomie, wie sie in Großbritannien schrittweise etabliert wurde, in vormodernen Gesellschaften keine Entsprechung finden. Weder ein praktisch und normativ verallgemeinertes „Gewinnstreben“, noch individualisierte Rechenhaftigkeit im Einsatz der eigenen Ressourcen oder abstrakt-monetarisierte Arbeitsverhältnisse sind in vormodernen strukturierten Gesellschaften anzutreffen.<sup>684</sup> Während in der Moderne die Marktförmigkeit, d.h. ein spezifisch auf wachsende Produktion und Distribution von Tauschwerten verengtes

---

<sup>684</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 76f. Ähnliche Befunde auch in der Entwicklungskritik von Robert (1993) und Sachs (1992), sowie in der ethnologischen Übersichtsdarstellung bei Diaz (1967) und Diaz/Potter (1967).

Verständnis von Ökonomie allgegenwärtig ist,<sup>685</sup> ein Verständnis, das nach und nach in alle gesellschaftlichen Beziehungen eindringt, sie umformt und der Dominanz der Institution des modernen Marktes unterwirft, stößt Polanyi in ethnologischen Fallstudien und historischen Quellen aus dem Trikont auf ein Primat der sozialen Beziehungen und entsprechender Interessen:

„Die neuere historische und anthropologische Forschung brachte die große Erkenntnis, dass die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen in der Regel in seine Sozialbeziehungen eingebettet ist. Sein Tun gilt nicht der Sicherung seines individuellen Interesses an materiellem Besitz, sondern der Sicherung seines gesellschaftlichen Rangs, seiner gesellschaftlichen Ansprüche und seiner gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Er schätzt materielle Güter nur insoweit, als sie diesem Zweck dienen. Es ist weder der Prozess der Produktion, noch jener der Distribution an bestimmte, mit dem Besitz von Gütern verbundene Interessen geknüpft; aber jeder einzelne Schritt in diesem Prozess hängt mit einer Anzahl von gesellschaftlichen Interessen zusammen, die schließlich sicherstellen, dass der erforderliche Schritt erfolgt.“<sup>686</sup>

Die Grundaussage Polanyis vom Zusammenfall materieller und sozialer Interessen in subsistenzförmig lebenden Gesellschaften wird zudem bestätigt, wenn man den Analyseansatz Pierre Bourdieus im Rahmen seiner „allgemeine[n] Wissenschaft der Ökonomie praktischer Handlungen“<sup>687</sup> hinzuzieht, wie es auch Groh tut. Dabei kann nun auch genauer geklärt werden, in welcher Verbindung der Haushalt als Reproduktionsgemeinschaft mit der umgebenden Gesellschaft steht.

### **3.3 Status, Normintegration und gesellschaftliche Stabilität: Die soziale Logik der Beziehungen des Oikos zu seiner gesellschaftlichen Umwelt bei Pierre Bourdieu**

Bourdies Grundannahme deckt sich dabei mit Polanyis Ansatz, wenn er davon ausgeht, dass „ökonomische und symbolische Interessen [...] in vorkapitalistischen Gesellschaften noch unentscheidbar beieinander [liegen]“.<sup>688</sup> Bourdieu analysierte 1976 in seiner Studie des Klientensystems der nordafrikanischen kabyllischen Gesellschaft, wie sich soziale Abhängigkeitsverhältnisse und ökonomische Interessen durch die Anhäufung und den Einsatz von „symbolischem Kapital“<sup>689</sup> durchsetzen und reproduzieren können. In Bourdieus Fallbeispiel gelingt es einer Gruppe von landbesitzenden Menschen, die während Aussaat und Ernte befristet notwendigen Arbeitskräfte durch die Anhäufung von „symbolischem Kapital“ in Gestalt von Ansehen und Autorität zu gewinnen. Entscheidend ist dabei, dass das solcherart

---

<sup>685</sup> Vgl. Berthoud (1993).

<sup>686</sup> Polanyi (1978), S. 75. Polanyi bezieht sich hier auf ethnographische Aufzeichnungen über melanesische Kulturen, kann aber die Allgemeingültigkeit seiner Aussagen glaubwürdig machen.

<sup>687</sup> Bourdieu, zitiert nach Groh (1992), S. 15.

<sup>688</sup> Bourdieu, zitiert ebd.

<sup>689</sup> Ebd., S. 17.

gewonnene „materielle[] Kapital“<sup>690</sup>, also der erarbeitete Ertrag, nicht einfach von den Landbesitzern akkumuliert werden kann (was angesichts der bereits behandelten geringen Haltbarkeit vormoderner Surplusproduktion ohnehin nur in engen sozialmetabolischen Grenzen möglich ist), sondern auf dem Wege der Redistribution wiederum zu einem bedeutenden Teil in „symbolisches Kapital“, zurückverwandelt werden muss, um die Klientel auch im nächsten Zyklus wieder auf nicht-monetärem Wege für die Feldarbeit zu gewinnen. In Anlehnung an die in Abschnitt 1.3.1 dargestellte sozialmetabolische *Flächenbindung* der Ökonomie, die „Wachstumsprozesse“ unterbindet bzw. stark begrenzt, könnte man hier verallgemeinernd von einer lokalen *Sozialbindung* der Produktion sprechen: Die ökonomische Alltagspraxis *kann nur* unter Berücksichtigung der Interessen der lokalen sozialen Umwelt und ihrem zugehörigen Beziehungsgeflecht realisiert werden, das sich konkret in verbindenden Normen, religiösen Vorstellungen und Geschlechterverhältnissen ausprägt. Die Bestandteile der lokalen Ökonomie wie Arbeitskräfte, materielle und immaterielle Ressourcen sind nicht von diesen Beziehungen und ihren Alltagspraxen von Produktion und Redistribution ablösbar. So lange die Struktur dieser sozialen Beziehungen aufrecht erhalten wird, so lange bleibt die Produktion *qualitativ* und *quantitativ* an diese Beziehungen gebunden: Wer produziert wann, wo und wie für welchen Zweck? Wieviel wird im gegebenen sozialen Rahmen benötigt? Der Sozialhistoriker E. P. Thompson stellte in seinem Hauptwerk „Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse“ (1963) dar, welch immensen Widerstand die z.T. noch vormodern geprägten sozialen Verbände Englands, insbesondere die Berufsgruppen der Handwerker, Heimarbeiter, Bauern und Landarbeiter gegen die großmaßstäbliche Marktintegration und Liberalisierung entwickelten, die diese Verbände aufzulösen suchte.<sup>691</sup> Wie Thompson an anderer Stelle am Beispiel von frühindustriellen Hungerrevolten und lokalen Aufständen des „Mobs“ erläutert, geht dieser Widerstand von vormodernen Normen und sozioökonomischen Wertvorstellungen aus, einem

„[...] volkstümliche[n] Konsens darüber, was auf dem Markt, in der Mühle, in der Backstube usf. legitim und illegitim sei. Dieser Konsens wiederum beruhte auf einer in sich geschlossenen, traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen und von den angemessenen Funktionen mehrerer Glieder innerhalb des Gemeinwesens.“<sup>692</sup>

Dass die Sozialbindung der Produktion lange Zeit ein erhebliches Hindernis des „entfesselte[n] Prometheus“<sup>693</sup> der Moderne blieb, darauf weist auch direkt oder implizit eine ganze Bandbreite von Theoretikerinnen und Theoretikern hin. Die Reihe reicht von Marx`

---

<sup>690</sup> Ebd., S. 15.

<sup>691</sup> Vgl. Thompson (1987), besonders S. 203ff.

<sup>692</sup> Thompson (1980), S. 69f.

<sup>693</sup> Landes (1973), Buchtitel.

Ausführungen über die historische „ursprüngliche Akkumulation“ durch Landraub und Zerschlagung der traditionellen sozialen Verbände in Europa,<sup>694</sup> über Rosa Luxemburgs Feststellung, dass die „primitiven sozialen Verbände der Eingeborenen“ mit ihrer „Naturalwirtschaft“ ein Hindernis und zugleich eine Ressource der kolonialen Marktintegration darstellen,<sup>695</sup> Wallersteins Bemerkungen zur notwendigen sozial atomisierenden „doppelten Freisetzung“ von Arbeitskräften für die Lohnarbeit (frei von Produktionsmitteln, frei von sozialen Bindungen an Grundherrn o.Ä.),<sup>696</sup> bis hin zu Mike Davis` Analysen des historischen „Making of the Third World“<sup>697</sup> und moderner Entwicklungskritik, die die Auflösung ländlicher Gemeinschaften in Folge internationaler Wirtschaftsentwicklungen beleuchtet.<sup>698</sup>

Die vormoderne Ökonomie „kolonisiert“ und formt – im Gegensatz zur Moderne - nicht als ein von außen auferlegter Zwang die Sozialbeziehungen des Haushalts zu seiner näheren sozialen Umgebung, etwa indem sie diese Strukturen ihren Erfordernissen anpasst, vielmehr vollziehen sich, wie Bourdieus Beispiel zeigt, soziale Beziehungen ökonomisch (hier: als Bereitschaft zu produktiven Dienstleistungen für einen „Patron“), während die ökonomischen Beziehungen zugleich sozialen Charakter haben (hier: als symbolische Aufwertung des landbesitzenden „Patrons“ bei gemeinschaftsförderlichem Verhalten und Redistribution). Diese Umwandlung von „materiellem Kapital“ in „symbolisches“ geschieht durch ein System der Umverteilung des Produzierten:

„Ihre Basis finden die dauerhaften Beziehungen legitimer Herrschaft an anerkannter Abhängigkeit in jener zirkulären Zirkulation, worin die Legitimation der Macht, dieser symbolische Mehrwert, erzeugt wird.“<sup>699</sup>

Wenn in den einzelnen Haushalten von lokalen Eliten erwartet wird, dass sie sich für den erwiesenen Respekt und die geleistete Arbeit materiell großzügig zeigen, etwa indem sie üppige Feste ausrichten und bei Bedarf ökonomische Nothilfe leisten,<sup>700</sup> fallen ökonomisches und soziales sichtbares Handeln als soziale Logik zusammen. Vergleichbare Übereinstimmungen zwischen sozialen Grundstrukturen und ökonomischem Alltagshandeln belegen auch die Fallstudien des „Bielefelder Ansatzes“ zu rezenten, aber vormodern

---

<sup>694</sup> Vgl. Marx (1962) [1867], MEW Bd. 23, S. 741ff.

<sup>695</sup> Vgl. Luxemburg (1975), S. 316ff. Zum englischen Beispiel der historisch entscheidenden „Einhegungen“ vgl. zusammenfassend Moore (1974), S. 40ff.

<sup>696</sup> Vgl. Wallerstein (1984b), S. 17f.

<sup>697</sup> Vgl. Davis (2005), englischer Originaltitel, welcher der von Davis analysierten historischen Entwicklung m.E. besser gerecht wird als die dt. Übersetzung „Die Geburt der Dritten Welt“, da er die Zerschlagung der alten Sozialverbände als integralen Bestandteil, nicht als „Nebenfolge“ kolonialer Herrschaft thematisiert.

<sup>698</sup> Vgl. Bello (2010), besonders 55ff und 93ff.

<sup>699</sup> Bourdieu, zitiert nach Groh (1992), S. 17.

<sup>700</sup> Vgl. Scott (1976), S. 5.

geprägten Agrar- und Handwerkerkulturen.<sup>701</sup> Aus dieser Sicht spricht vieles dafür, derartige Strukturen als diachrone Konstanten anzusehen.

Dennoch sollte die Reichweite und Bedeutung dieser Sozialbindung von Produktion und Akkumulation nicht überschätzt werden, schon gar nicht im Hinblick auf emanzipatorisch-gegenwartsorientierte Fragestellungen. Dies wäre ein grobes Missverständnis. Mit der Durchdringung lokaler Strukturen durch komplexe Herrschaftsformen, etwa Steuereintreiber und lokale Eliten (Priester, Militär), hängt vermutlich auch eine abnehmende Notwendigkeit von materieller Umverteilung zusammen, da in diesem Fall die Mobilisierung von Arbeitskraft auch auf dem Wege des mehr oder minder unverhüllten Zwangs oder die Schaffung eines letztlich illusionär-manipulativen symbolischen Kapitals Erfolg verspricht.<sup>702</sup>

So schreibt der Historiker Barrington Moore:

„Die hier vorgebrachte These besagt nur, dass die Leistungen derer, die kämpfen, herrschen und beten, für die Bauern einsichtig sein müssen, und dass die Gegenleistungen der Bauern nicht in einem krassen Missverhältnis zu den empfangenen Leistungen stehen dürfen. Die volkstümlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit haben [...] eine rationale und realistische Grundlage. Und Arrangements, die sich von dieser Grundlage entfernen, bedürfen mit großer Wahrscheinlichkeit um so mehr der Täuschung und der Gewalt, je mehr sie sich von dieser Grundlage entfernen.“<sup>703</sup>

Selbst in einem solchen Fall verselbständigter Herrschaftsstrukturen liegt weiterhin per definitionem eine sozial-integrierte Ökonomie vor; auch diese Gesellschaften weisen im Sinne des Bourdieuschen Ansatzes durchaus noch eine „sozial eingebettete“ Produktion auf. Die soziale Logik der Produktion besagt nicht, dass die Verteilung des Produzierten symmetrisch-egalitäre Züge aufweisen muss und der damit gesicherte soziale Status der Individuen dem ihres Gegenübers entsprechen muss. Die soziale Logik besagt nur, dass die sozialen und ökonomischen Prozesse dergestalt wechselseitig organisiert sein müssen, dass dabei materielle Güter, Arbeit und sozialer Status je nach Gewichtung und Struktur des Abhängigkeitsverhältnisses der Beteiligten in ein *subjektiv empfundenes* Gleichgewicht gebracht werden müssen, damit die damit verbundenen jeweiligen sozialen Beziehungen stabilisiert werden. Wie James C. Scott in den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts bei südostasiatischen, überwiegend subsistenzförmig wirtschaftenden Kleinbauern beobachten konnte, stellt sich für diese bei der Bindung an Autoritäten vor allem eine Frage: „What is left?“<sup>704</sup> Die Kleinbauern rechnen in diesem Falle sehr nüchtern die Vorteile eines „Patrons“

---

<sup>701</sup> Vgl. z.B. Holzer (1996).

<sup>702</sup> Thesenhaft könnte hier etwa an Priesterherrschaften gedacht werden, deren „symbolisches Kapital“ in der Geltung einer ihre Herrschaft legitimierenden Ideologie besteht, deren Reproduktion wiederum nicht primär an materielle Umverteilung gebunden ist, z.B. die weltliche Macht geistlicher Fürsten im Ancien Régime Europas.

<sup>703</sup> Moore (1974), S. 540f.

<sup>704</sup> Scott (1976), S. 7.

hinsichtlich seiner materiellen Unterstützung gegen die mit einem Abhängigkeitsverhältnis einhergehenden Nachteile auf: Zeitpunkt, Umfang und Reichweite der von ihnen zu erbringenden Leistungen.<sup>705</sup> Wie bereits in den Untersuchungen vormoderner Surplusabschöpfung oben dargelegt, kann zu dieser materiellen Unterstützung durch den Patron noch der immaterielle Rückfluss in Form von Schutz oder Rechtsprechung kommen. Gerade ein auf Einheitlichkeit und damit Rechtssicherheit abzielendes, schriftlich fixiertes Recht, wie es etwa in den germanischen Reichen des frühen Mittelalters unter Einbezug römischer Traditionen geschaffen wird, stützt die Machtausübung und die Legitimität einer – im Falle der Germanenreiche zudem prekären, weil ethnisch minoritären – Herrschaft. Die Reichweite obrigkeitlich durchgesetzter Rechtssysteme sollte aber nicht überschätzt werden. Gerade dort, wo die politische Zentralgewalt schwach ist – wie im hoch- und spätmittelalterlichen Deutschland – gewinnen mündlich überlieferte Gewohnheitsrechte und private, schriftlich fixierte Rechtssammlungen durch Laien eine stärkere Bedeutung (z.B. in Form der sogenannten „Rechtsspiegel“). Der rechtliche Regulierungsbedarf bei alltäglichen Konflikten kann in diesem Fall also durchaus auch dezentral und selbstbezüglich abgedeckt werden.

Man muss aber nicht bis zu den Beziehungen von Bauern zu einer lokalen Autorität gehen, um festzustellen, dass die soziale Logik der Vormoderne nicht unbedingt modernen Idealvorstellungen von Solidarität oder bedingungsloser Fürsorge entspricht. Selbst innerhalb einer Dorfgemeinschaft mit den für Außenstehende noch recht flachen Hierarchien kann der Preis, den die Armen für Unterstützung zahlen, recht hoch ausfallen, etwa in Form von spürbarem Status- und Autonomieverlust, wie Scott mit Blick auf südostasiatische Fallstudien feststellt.<sup>706</sup>

Annähernd egalitär kann die soziale Logik nur da strukturiert sein, wo ausgehend von einer vollständig daseinsmächtigen Hauswirtschaft die Entscheidung über die Verwendung der eigenen Arbeitskraft wie auch des Surplus innerhalb der sozialen Umwelt in der Regel frei getroffen werden kann, das heißt, wo Kooperationen und die Bindung an eine lokale Autorität die Subsistenzgrundlage erhaltende oder ihre Sicherheit verbessernde alltagspraktische Optionen, nicht institutionalisierte, sozial und materiell verfestigte Zwänge sind.<sup>707</sup> In diesem Falle wären tatsächlich symmetrisch-egalitäre soziale Beziehungen realisierbar.

Denkbar wäre hier auch, den gemeinschaftlichen Regulierungsbedarf als entscheidende Größe ins Spiel zu bringen. Gefestigte dörfliche Institutionen, die diesem Bedarf Rechnung tragen

---

<sup>705</sup> Vgl. Ebd., S. 3.

<sup>706</sup> Vgl. ebd., S. 5: „[L]iving is attained often at the cost of a loss of status and autonomy.“

<sup>707</sup> Vgl. ebd., S. 5.

und – indem sie potentiell ein Mindestmaß an sozialer Kontrolle gegenüber aufkeimenden lokalen Asymmetrien gewähren – ließen sich zumindest als notwendige Vorbedingung für symmetrische Beziehungen vor Ort betrachten. So kann man Osterhammels Feststellung aufgreifen, wonach dörfliche Institutionen dort stark sind, wo das Dorf im Kontext der übergeordneten sozialen Umwelt als Körperschaft und Verwaltungseinheit (etwa der gemeinsamen Steuerzahlung) eingesetzt wird oder wo in erheblichem Maße kollektiver Landbesitz lokal reguliert werden muss,<sup>708</sup> worauf ich noch in 3.7 zurückkommen werde. Eine derartige kollektive Selbstregulierungsfähigkeit lässt sich jedenfalls allemal besser mit egalitären Tendenzen verbinden als Dorfstrukturen, in denen beispielsweise ausschließlich privater Grundbesitz und individuelle Steuerzahlung vorherrschen und somit kooperative Institutionen auf der Ebene des ganzen Dorfes schwach bleiben.<sup>709</sup>

Die von Christian Sigrist untersuchten „segmentären Gesellschaften“ einiger afrikanischer Bauern- und Hirtenkulturen kommen diesen Egalitätsvorstellungen noch am nächsten.<sup>710</sup> Es dürfte jedoch klar sein, dass derart egalitär strukturierte Gesellschaftsformen nach der Neolithischen Revolution aufgrund der damit verbundenen sozialen Ausdifferenzierung und der sozialmetabolischen „Prämie auf Plünderung“ (Sieferle) tendenziell auf marginale Gebieten beschränkt sein dürften.

Was an der unterschiedlich weit reichenden Einbindung vormoderner lokaler Herrschaftsformen in die soziale Logik der Oiken gezeigt wurde, gilt auch für die weniger exponierten Positionen vormoderner Gesellschaften. Richard Sennett zeigt am Beispiel des Handwerkers der archaischen Zeit Griechenlands, des „demioergos“, wie bis in die Ausgestaltung der Produktion hinein die gesellschaftlichen Erwartungen und Ansprüche wirksam sind. Der „demioergos“ besaß eine relativ starre, aber respektierte Stellung im sozialen System, die er nur so lange halten konnte, wie er durch sein gesamtes ökonomisches Verhalten die Bereitschaft zur Unterwerfung unter das tradierte Sozialsystem und die ihm darin zugewiesene sozioökonomische Rolle bewies. Auch die Beibehaltung der bewährten Produktionsformen war Bedingung für die gesellschaftliche Anerkennung.<sup>711</sup> Hier wird sehr konkret erkennbar, dass die Steuerung des einzelnen Haushaltes eingebunden ist in einen engen Kreis von positiver und negativer Rückkopplung, die in den sozialen Beziehungen zur lokalen sozialen Umwelt ansetzt und sich an den jeweiligen gesellschaftlichen Maßstäben festmacht. In vergleichbarer Weise kann auch das Bemühen mittelalterlicher

---

<sup>708</sup> Vgl. Osterhammel (2009), S. 964.

<sup>709</sup> Vgl. das Beispiel Nordchinas ebd.

<sup>710</sup> Vgl. Sigrist (1979).

<sup>711</sup> Sennett (2008), S. 34ff.



Handwerkerzünfte um eine friedliche Regulierung des Wettbewerbs und stabile Preisbildung, die Qualität der Waren und der Ausbildung, sowie vor allem das hierarchisierte Zusammenleben im ständischen Personenverband als weiteres Beispiel für eine tendenziell sozial und normintegrierte Ökonomie gelten.<sup>712</sup>

### **3.4 Reziprozität und Redistribution in der lokalen Risikogemeinschaft: die „moralische Ökonomie“<sup>713</sup> der Subsistenz**

Bis zu diesem Punkt ist erkennbar geworden, dass die Stabilität der sozialen Beziehungen zwischen Oikos und lokaler sozialer Umwelt ein wichtiges „nicht-ökonomisches Motiv“ des vormodernen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems im Sinne Polanyis darstellt. Analog zu den Stabilisierungsbemühungen biokultureller Vielfalt in vormodernen Nutzungsformen kann auch hier ein ausgeprägter und wörtlich zu verstehender Konservatismus subsistenter Gemeinschaften festgestellt werden. Polanyi selbst legt dar, dass dieses Beharrungsvermögen im Prozess der kulturellen Evolution letztlich dem materiellen Alltagsleben zu Gute kommt. So können langfristig stabile Beziehungen im lokalen sozialen System bis zu einem gewissen Maß die Folgen von Mangelkrisen „abpuffern“, denen besonders die ökonomisch schwächeren Mitglieder der lokalen Gemeinschaft ausgesetzt sind:

„Die Erklärung ist im Sinne des Überlebens durchaus einfach. Man nehme die Stammesgemeinschaft. Die wirtschaftlichen Interessen des Einzelnen haben selten Vorrang, denn die Gemeinschaft kümmert sich darum, dass keines ihrer Mitglieder verhungert, außer sie wird selbst von einer Katastrophe heimgesucht, aber in diesem Fall sind wiederum die Interessen der Gemeinschaft und nicht die des Einzelnen bedroht. Die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Bindungen hingegen ist von entscheidender Bedeutung. Erstens, weil sich der Einzelne durch Missachtung des anerkannten Ehrenkodex oder bewiesener Großzügigkeit selbst aus der Gemeinschaft ausschließt [...], und zweitens, weil letztlich alle gesellschaftlichen Pflichten auf Gegenseitigkeit beruhen und ihre Erfüllung den Interessen des Einzelnen, deren Ausdruck das Prinzip 'Geben und Nehmen' ist, am besten dient.“<sup>714</sup>

Diese vormoderne Verschränkung von Einzelinteresse und gesellschaftlichem Interesse ist demzufolge eine wirkliche „Win-win-Situation“ für Individuum und Kollektiv.

Stärke und Bedeutung sozialer Bande und ökonomischer Kooperation zwischen den Haushalten können universalgeschichtlich sehr unterschiedlich ausfallen, wobei das Spektrum vom räumlich und sozial isolierten Einzelhof in dünnbesiedelten Gegenden Europas bis zum „in hohem Maß integrierten japanischen Dorf“<sup>715</sup> reicht. Und gerade auch in den vormodernen Städten kann von der Notwendigkeit ökonomischer Kooperation und sozialer Einbettung der Haushalte ausgegangen werden, zumal wenn man bedenkt, dass Städte zwar auch in der

---

<sup>712</sup> Vgl. Volkert (1999), S. 291ff.

<sup>713</sup> Der Begriff stammt von E.P. Thompson (1987), S. 72.

<sup>714</sup> Polanyi (1978), S. 75.

<sup>715</sup> Moore (1974), S. 544.

Vormoderne sozialmetabolische „Senken“ darstellten, aber keinesfalls eine Anhäufung atomisierter Einzelhaushalte, die nicht auf Kooperation, Austausch und soziale Vernetzung angewiesen wären.

Dabei lassen sich allgemeingültige Prinzipien benennen, an denen sich die Formen des „Gebens und Nehmens“ in der lokalen sozialen Umwelt orientieren. Grundlage dieser Prinzipien, die von Scott als „subsistence ethic“<sup>716</sup> bezeichnet werden, ist die Alltagserfahrung, dass das lokale soziale Netzwerk eine Risikogemeinschaft bildet. Diese Gemeinschaft eint die materielle *Notwendigkeit*, auf Basis individuell und gemeinsam genutzter Ressourcen den Fortbestand ihrer Haushalte zu sichern, etwa auf dem Wege der Kooperation in bestimmten, für den Einzelnen besonders beschwerlichen Arbeitsprozessen im Jahreslauf, in der Unterstützung derer, denen die „Nahrung“ (im alten Sinne der Mittel für den Selbsterhalt) fehlt, in der Abstimmung der Nutzung von Gemeingütern oder auch in der Nutzung besonderer individueller Fähigkeiten des Nachbarn.

„There may not be any craftsman in the village, but usually one farmer is more expert, for instance, at building houses, at treating sick animals, or at repairing equipment, than the rest. [...] The need for joint activity, for instance in land improvement, in horse breeding or in the joint use of machinery, militates against the complete isolation of farm families within the village.“<sup>717</sup>

Mit anderen Worten: Ihr Metabolismus mit der Natur *muss* ein sozialer sein. Größere „Schwankungen“ der lokalen und weiträumigeren sozialen und natürlichen Umwelt, die wie bereits dargelegt wurde, in der Regel eng miteinander verzahnt sind, gefährden potentiell die Alltagspraxis *aller* Haushalte eines Ortes und die dort aufgebaute biokulturelle und gesellschaftliche Komplexität. Ihnen muss kooperativ begegnet werden.

„Diese Erfahrung [das Risiken in der Gemeinschaft geteilt werden; C.B.] ist also der Boden, aus dem die Sitten und die moralischen Wertmaßstäbe der Bauern erwachsen, nach denen sie ihr eigenes Verhalten und das der anderen beurteilen. Der Kern dieser Maßstäbe bildet eine undifferenzierte Idee der Gleichheit, nach der es gerecht und notwendig ist, dass jeder ein Minimum an Land besitzt, um wesentliche soziale Aufgaben erfüllen zu können. Die Wertmaßstäbe sind gewöhnlich mit irgendeiner religiösen Sanktion ausgestattet, und wahrscheinlich unterscheidet sich die Religion der Bauern von der anderer sozialer Klassen durch ihre Betonung dieser Punkte.“<sup>718</sup>

Polanyis Hinweis auf eine vormoderne „undifferenzierte Idee der Gleichheit“ muss jedoch erweitert werden. Es ist wichtig zu erkennen, dass diese, wie ich gleich zeigen werden, auf materiellen Zwängen beruhende und durchaus wirkmächtige Gleichheitsidee nun keineswegs bedeuten muss, dass im Dorf egalitäre Verhältnisse im Hinblick auf sozialen Status, Besitz

---

<sup>716</sup> Scott (1976), S. 2.

<sup>717</sup> Galeski (1972), S. 81. Galeski bezieht sich hier auf moderne, aber in ihrer Sozialstruktur und Polytechnik vormodern geprägte Kleinbauern.

<sup>718</sup> Moore (1974), S. 569.

und Einfluss herrschen - im Gegenteil. Schon in den Untersuchungen über das sozialmetabolische Merkmal der Selbstbezüglichkeit (vgl. Abschnitt 1.3.3) war darauf hingewiesen worden, dass für Dorfgemeinschaften häufig starre Statuszuweisungen und erhebliche ökonomische und soziale Ungleichheiten kennzeichnend sind. Der Kulturwissenschaftler Wolfgang Kaschuba zeigt am Fallbeispiel des schwäbischen Dorfes Kiebingen, wie vor allem die Trennung in eine Minderheit „bäuerlicher“, voll daseinsmächtiger und die Gemeindepolitik gestaltende Haushalte und eine Mehrheit „unterbäuerlicher“, auf Handwerk, Lohn- und Wanderarbeit angewiesener, ärmerer Haushalte spätestens seit dem 18. Jahrhundert zu einem ausgeprägten sozialen „Gefälle“ im Dorf führt.<sup>719</sup> Ähnliche Ergebnisse liegen für den norddeutschen Raum vor: Gerade seit dem frühen 19. Jahrhundert, als die ländliche Welt in die Pauperismuskrisis stürzt, ist ein Großteil der ländlichen Gesellschaft in ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse geraten: Auf 27.000 Menschen kommen im Amt Grönenberg des Osnabrücker Landes 1845 nicht weniger als 18.000 „Heuerlinge“, die gegen Arbeitsleistung oder Pacht in einem Haus auf dem Land eines größeren Bauern leben, im Amt Bodenteich der Lüneburger Heide stehen 1854 den 938 Vollbauern- und Bürgerfamilien 1518 abhängige, grundbesitzlose „Häuslings“-Familien und 265 Familien von Kleinbauern mit kleinstem Grundbesitz gegenüber.<sup>720</sup> Für die verbleibenden Vollbauern ergibt sich aus dem Wachstum der unterbäuerlichen Schichten ein ökonomischer Vorteil, da diese Schichten ein zusätzliches Reservoir flexibel verfügbarer Arbeitskraft darstellen. Das traditionelle Herr-Knecht-Verhältnis beruht darauf, dass der unverheiratete, familienlose Knecht bzw. die Magd sich auf der Grundlage eines jährlichen Vertrages in das patriarchale Herrschaftsverhältnis des Bauern begibt und mit dem Status eines unmündigen Kindes arrangieren muss. Dafür wird er mit Naturallohn, freier Unterkunft, Erzeugnissen zur eigenen Weiterverarbeitung (z.B. Wolle, Flachs), Recht zu eigener Landnutzung und - lange Zeit nur mit untergeordneter Bedeutung, da es den Bauern an Marktzugängen für monetären Tausch fehlt – Geld bezahlt.<sup>721</sup> Da der Bauer nur die einzelne Arbeitskraft, nicht aber deren Familie benötigt und entsprechend entlohnt, muss ein Knecht, der eine Familie gründen will, aus diesem Verhältnis heraustreten und zumindest Tagelöhner oder Häusling werden. Durch Kauf oder Pacht eines Hauses und einer kleinen Landfläche können ein Knecht und eine Magd die Basis für eine Familiengründung schaffen, da die ländlichen Unterschichten nur in der flexiblen Verbindung von Lohnarbeit, häuslichem Handwerk, kleiner Landwirtschaft und selbstversorgerischer Hauswirtschaft aus der *persönlichen* Bindung an den ökonomisch

---

<sup>719</sup> Vgl. Kaschuba (1985), S. 83ff.

<sup>720</sup> Vgl. Löbert (1991), S. 1f.

<sup>721</sup> Vgl. ebd., S. 5.

Stärkeren heraustreten können – ohne damit im Mindesten *ökonomisch* unabhängig zu werden. Kleinbäuerlich anmutende Selbstversorgungsanteile in den sich ausbreitenden Unterschichten verweisen in diesem Kontext auf eine keineswegs vollständig daseinsmächtige Haushaltsstruktur dieser gesellschaftlichen Gruppen, sondern auf eine Lebensweise, in der der Selbsterhalt teilweise an die Abhängigen delegiert wurde - ohne dass diese damit zu einer daseinsmächtigen Haushaltsführung befähigt wären. Der Selbsterhalt dieser Kleinbauern und Handwerker ist nur in der für Arbeitgeber und Verleger äußerst günstigen Verbindung zahlreicher unbezahlter, um den Haushalt herum gruppierter Tätigkeiten und Produktionsformen einerseits mit agrarischer, z.T. auch bereits industrieller Lohnarbeit und Warenproduktion andererseits möglich, zumal sie als formell selbständiger, aber sozial unterprivilegierter Haushalt auch von der Nutzung der Allmende ausgeschlossen werden konnten.<sup>722</sup> War bereits die teilweise Entlohnung des vormodernen Knechts mit Landnutzungsrechten, Naturalien und Rohstoffen für die eigene Textilherstellung o.Ä. eine „Auslagerung“ von Reproduktionskosten an die ökonomisch Abhängigen, so gerät dieses System zu einem sehr modern anmutenden „Just-in-time“-Beschäftigungsverhältnis, wo es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts mit der zeitweise und gebietsweise übergroßen Nachfrage der wachsenden ruralen Unterschichten nach Häuslingsstellen und Lohnarbeit, den Flexibilitätsanforderungen eines schwankenden ländlichen Arbeitsmarktes und dem Preisdruck für Agrarerzeugnisse verbindet. So schreibt der Nationalökonom Georg Friedrich Knapp 1891 mit Blick auf die Folgen der Auflösung der sozialen Verbände, die Landbevölkerung sei in zwei Gruppen gespalten worden: „den Landmann ohne Dienst und den Dienstmann ohne Land.“<sup>723</sup>

Derartige soziale Gefälle und entsprechende Krisen stellen eine in der Transformationsära zweifellos stark hervortretende, aber bereits in der vormodernen Gesellschaft unterschwellig enthaltende Gefahr für den sozialen Zusammenhalt dar – gerade auch in Verbindung mit von außen kommenden sozialen und ökologischen Krisen. Von besonderer Bedeutung sind daher soziale Mechanismen, die in solchen Konstellationen die sozialen Beziehungen zu stabilisieren vermögen – was eine nivellierende Funktion zwar nicht gänzlich ausschließt, diese aber angesichts des Bemühens, die mit Störungen des sozialen Gefüges einhergehenden Folgekonflikte zu vermeiden, eher begrenzt.<sup>724</sup> Hier kommt erneut Bourdieus Ansatz zur sozialen Logik ins Spiel.: So legt die „Weltsystem“-Theoretikerin Diana Wong dar, welche

---

<sup>722</sup> Vgl. ebd., S. 6.

<sup>723</sup> Zitiert ebd., S. 7.

<sup>724</sup> Nivellierende soziale Logiken scheinen in gewissen Grenzen am Beispiel der traditional verfassten Gemeinschaft der Frauen von Oaxaca/Mexiko bei Holzer (1996) aufzuscheinen.

teilweise immense Rolle etwa der Transfer von Gütern und Einkommen zwischen wirtschaftlich unterschiedlich leistungsfähigen Haushalten in der vormodern strukturierten Gemeinschaft eines malaiischen Dorfes spielt: Eine Reihe von Haushalten wäre überhaupt nicht dauerhaft überlebensfähig, bezögen sie nicht – häufig gestützt und vermittelt durch verwandtschaftliche Beziehungen oder Patronage – immer wieder ökonomische Hilfen von den leistungsstärkeren und produktiveren Haushalten.<sup>725</sup> Dem Schwächeren wird zumindest in begrenztem Umfang materiell geholfen, der Helfer erhält Sozialprestige und trägt dazu bei, die gemeinschaftliche Solidarität und Kohäsion zu stärken, auf die auch er in einer Ökonomie mit engen sozialen und ökologischen Grenzen langfristig angewiesen ist. Wechselseitiges Geben und Nehmen sichert somit den Fortbestand der einzelnen Haushalte *im Rahmen der lokalen Statuszuweisungen* wie auch die Stabilität ihrer Beziehungen untereinander. Nach Polanyi lassen sich diese Prinzipien der sozialen Logik mit „*Reziprozität* und *Redistribution*“<sup>726</sup> [Hervorhebung i. O.; C.B.] benennen.

Die soziologische Studie Christa Müllers über das westfälische Dorf Borgentreich veranschaulicht, wie diese Reziprozität und Distribution soziale und ökonomische Beziehungen im kleinräumigen Netzwerk eines Dorfes prägen – im Falle Borgentreichs bis weit in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Zunächst fällt dabei auf, dass viele Austauschprozesse im Dorf auch noch in Zeiten weiträumiger Wirtschaftsverbindungen ohne größeres materielles Input von außen und z.T. auch ohne Geldtransaktionen auskamen (!), auf Gegenseitigkeit im Austausch von Produkten und Dienstleistungen sowie möglichst großzügiger Rücksichtnahme basierten. Reziprok geübte Nachbarschaftshilfe, das Verleihen von Maschinen und Gerät, aber auch die Bezahlung von Handwerkern in Naturallohn waren an der Tagesordnung – nicht nur in dieser Hinsicht unterschied sich Borgentreich bis in die 60er-Jahre nicht wesentlich vom Montaillou des Jahres 1300.<sup>727</sup> Der Schuster des westfälischen Dorfes lieferte seine Schuhe zwar gegen Geld, aber er musste im Sinne der sozialen Beziehungen in Kauf nehmen, dass der Bauer je nach wirtschaftlicher Lage ggf. erst ein halbes Jahr seine Rechnung bei ihm bezahlte - ein Problem, das sich bereits dem Schuster Montaillous in exakt dieser Form stellte.<sup>728</sup> Der Einkauf in den Dorfläden, die – ähnlich wie heute noch manche Kioske in Großstadtquartieren - zugleich multifunktionale soziale Treffpunkte waren, ließ „Anschreiben“, persönliche Rücksichtnahme auf die sozialen Verhältnisse des Käufers beim Preis und selbst sozial motivierte Geschenke des Kaufmanns

---

<sup>725</sup> Wong (1984), S. 59ff.

<sup>726</sup> Polanyi (1978), S. 77.

<sup>727</sup> Vgl. Ladurie (2000), S. 42.

<sup>728</sup> Vgl. Müller (1998), S. 79 und Ladurie (2000), S. 42.

zu. Das Dorf bestellte beim lokalen Schneider, um seine Existenz zu unterstützen, der Schneider gab sein Einkommen innerhalb des Dorfes aus. Ein 71jähriger Schmied, befragt, wie er sich verhalten habe, wenn Kunden nicht zahlen konnten, antwortete:

„Arbeiten mussten wir ja, da waren wir ja moralisch zu verpflichtet. Dann haben wir eben aufs Geld gewartet. [...] [W]ir wurden ja gebraucht. Die Bauern, die Pferde hatten, die mussten ja auch ihre Pferde benutzen, die mussten ja beschlagen werden.“

Und auf die Frage, ob es ihm nicht hätte gleichgültig sein können, ob sein zahlungsunfähiger Kunde sein Pferde anspannen kann oder nicht, kam der erstaunte Ausruf:

„Das war mir doch nicht egal! So viel Anstand hatte man doch!“<sup>729</sup>

Was der alte Schmied mit „Anstand“ bezeichnete, wird in der Sozialgeschichte und Sozialanthropologie auch mit „moralischer Ökonomie“ bezeichnet.<sup>730</sup> Nirgendwo ist die alltagspraktische Bedeutung der vormodernen Normintegration besser greifbar als in diesem Konzept von „Moral“, die eben keine Wertschätzung abstrakter „Tugenden“ darstellt, sondern elementar auf das materielle Leben bezogen ist.

„Where they [d.h. die reziproken sozialen Netzwerke; C.B.] worked, and they did not always work, they were not so much a product of altruism as of necessity.“<sup>731</sup>

Damit ist wenig Raum für idealisierende Verklärungen vormodernen „Zusammenhalts“. So wenig man die häufig ausgesprochen „sachlichen“ Logiken ökonomischer Kooperation in der Familie mit menschlicher „Wärme“ und abstrakten Konzepten von Solidarität verwechseln darf (der Sozialhistoriker Werner K. Blessing beschrieb die Familienwirtschaft eines bayerischen Bauerhofes im 19. Jahrhundert einmal ernüchternd als „gefühlarm, spracharm und rigoros“<sup>732</sup>), sowenig darf man der Kooperation im Dorf idealistische Motive unterstellen. Barrington Moore erfasst den rational-pragmatischen Zug dieser Art des „Gemeinsinns“ in der Risikogemeinschaft:

„Die Dorfgenossen [...] – wenngleich sie oft mit Vorsicht zu behandeln waren – waren Leute, mit denen man in kritischen Stadien des des landwirtschaftlichen Jahreszyklus zusammenarbeiten musste. Deshalb war Zusammenarbeit das dominierende Thema der Gruppe [...] Der bäuerliche Lokalpatriotismus ist also keine angeborene Eigenschaft (so wenig wie die Bodenverwurzeltheit), sondern das Produkt konkreter Erfahrungen und Umstände.“<sup>733</sup>

Die normintegrierte „moralische Ökonomie“ der Vormoderne wird – vermittelt über die sozialen Beziehungen – als ein evolutionär entwickeltes Arrangement der Risikominimierung

---

<sup>729</sup> Zitiert nach Müller (1998), S. 76. Ähnliche Befunde bei Schmidt (1986), S. 277ff für ein Gebiet der Hohen Rhön, ebenfalls eine Region „verzögerter“ Einbeziehung in die industrielle Transformation.

<sup>730</sup> Vgl. Thompson (1980) und Müller (1998), besonders S. 77ff.

<sup>731</sup> Scott (1976), S. 6.

<sup>732</sup> Blessing (1979), S. 9.

<sup>733</sup> Moore (1974), S. 570.

erkennbar – ein Arrangement, das der gemeinschaftlichen Stabilisierung der gesellschaftlichen und biokulturellen Komplexität dient, in die letztlich der Fortbestand des einzelnen Haushaltes eingebettet ist.

„Die ‚Moral‘ der Moral Economy basierte nicht auf irgendwelchen Geboten oder Verboten einer irdischen oder außerirdischen Autorität, sondern auf der realistischen Erkenntnis der ökologischen, sozialen, ökonomischen Grenzen einer bestimmten Region, eines Territoriums und der Gemeinden, die dort lebten.“<sup>734</sup>

Welche Sicherheits- und Unterstützungsleistungen diese sozioökonomischen Normen und reziproken Verflechtungen gleichwohl dem einzelnen Haushalt bieten, wird nach dem Übergang in die Moderne kontrastiv deutlich. Im Transformationsprozess werden diese Formen zunehmend aufgelöst, die Haushalte aus der sozialen Verankerung von Nachbarschaft, Verwandtschaft, Dorfgemeinschaft herausgelöst und den anonymen Großstrukturen von Arbeitsmarkt und ggf. Wohlfahrtsinstitutionen ausgeliefert:

„[...] [D]er gegenseitige Austausch von Dienstleistungen und Waren waren wirksame Bollwerke gegen Mangel und Not. Die gegenseitige Hilfe setzte ein Netz horizontaler Beziehungen voraus, das in der heutigen Gesellschaft nicht mehr existiert. Man ist der Arbeitslosigkeit daher direkt ausgeliefert und stärker abhängig vom Staat als damals. Die anhaltend hohe Arbeitslosigkeit in manchen Ländern wie etwa Italien oder Griechenland lässt erkennen, welche Bedeutung die einstige familiäre und nachbarschaftliche „Schattenökonomie“ hatte.“<sup>735</sup>

Die „nicht-ökonomischen Motive“ des vormodernen Wirtschaftens, die sich hier in der eben nur vordergründig uneigennütigen Umverteilung zeigen, sind deshalb so wirkmächtig, weil sie als Teil des kulturellen und gesellschaftlichen Systems beständig durch ein differenziertes System von sozialen, meist immateriellen Belohnungen und Strafen durchgesetzt und stabilisiert werden.<sup>736</sup> Die Logik der sozialen Integration, in der kein Angehöriger der lokalen Gemeinschaft hungern soll, jeder zumindest Anspruch auf ein minimales „living out of the resources within the village“<sup>737</sup> hat und in der die soziale Anerkennung für Großzügigkeit und „äußerste Selbstlosigkeit“<sup>738</sup> zuweilen höher ist als die von individuellem Besitz,<sup>739</sup> ist kein einmal erreichter Zustand, in dem eine soziale „Logik“ anfechtungsfrei die Leitlinie ökonomischen Handelns bildet. Vielmehr muss diese Konstellation von Einzel- und Kollektivinteresse angesichts alltäglicher Spannungen, sozialmetabolischer Krisen und normwidrigem Verhalten immer wieder neu ausbalanciert werden. Moore und Scott heben etwa die alltägliche Gegenwart von Zwist, Neid, Klatsch und „Streitereien um Land und

---

<sup>734</sup> Maria Mies, zitiert nach Müller (1998), S. 78.

<sup>735</sup> Perrot/Martin-Fugier (1992), S. 117.

<sup>736</sup> Ähnlich bei Diaz (1967), S. 50f.

<sup>737</sup> Scott (1976), S. 5.

<sup>738</sup> Polanyi (1978), S. 76.

<sup>739</sup> Vgl. ebd., S. 76. Ähnlich bei Holzer (1996) und Müller (1998), S. 49ff.

Weiber<sup>740</sup> im durchschnittlichen vormodernen Dorf hervor.<sup>741</sup> Diese sprengen keineswegs das soziale System auf. Das Fallbeispiel Montailou illustriert, dass selbst das religiös-konfessionelle Konfliktpotential der Epoche (Katharerbewegung versus katholische Amtskirche) und die Verstricktheit einzelner lokaler Dorfautoritäten in das abgabenintensive und damit Konflikt provozierende Feudalsystem immer wieder soweit „gepuffert“ werden können, dass der Nachbar als dringend benötigter Kooperationspartner erhalten bleibt.

„Alle Werte standen und fielen mit ihrer äußeren Bestätigung. Die geltenden moralischen Prinzipien dienten ausnahmslos der guten Nachbarschaft und beruhten auf der sogenannten goldenen Regel, die in allem Gegenseitigkeit verlangt: *do ut des*. Nimm kein Gras von anderer Leute Feldern; wirf auch das Unkraut, das du auf deinem Felde ausreißt, nicht auf die Felder anderer Leute“, hieß es etwa [...].<sup>742</sup>

Im sozialen System herrscht – um die Metapher evolutionär-sozialmetabolischer Strukturbildung zu verwenden - ein Fließgleichgewicht von Einzelinteressen, kulturellen Normen und zwischen Interessen vermittelnden Institutionen.

„Die Reproduktionsbedingung eines Systems ist also nicht das Fehlen von Widersprüchen innerhalb eines Systems, sondern das Vorhandensein einer *Regulierung* der Widersprüche, die *dessen Einheit vorläufig wahr*.“ [Hervorhebungen i. O.]<sup>743</sup>

Im Bemühen um gesellschaftlichen Ausgleich und Strukturstabilität erkennt man damit auf der Ebene der Gesamtgesellschaft unschwer eine aus der sozialmetabolischen Analyse ihrer Basiseinheit, des Haushaltes, bekannte Verhaltensregel wieder.

Gleichwohl wurde diese soziale Logik und Normintegration der Subsistenzökonomie im Rahmen des „europäischen Sonderwegs“ schrittweise durchbrochen und transformiert – wohlgernekt ohne ganz zu verschwinden. Die Widerstände, die der Zerstörung der traditionellen sozialen Verbände und ihrer sozialen Logik entgegenschlügen, verhinderten letztlich zwar nicht die Marktintegration immer weiterer Bereiche der Gesellschaft, wohl aber die völlige Atomisierung der aus den vormodernen Gesellschaften „freigesetzten“ Individuen. Wie E.P. Thompson am Beispiel Englands zeigt, fand die vormoderne soziale Logik reziproker Hilfe, wechselseitiger sozialer Anerkennung und gemeinschaftlicher Redistribution in verschiedener, durch historische Erfahrungen gewandelter Form Eingang in das Bewusstsein und Zusammenleben der entstehenden englischen Arbeiterklasse, in ihre Selbstorganisation, ihre politischen Forderungen und ihre kulturellen Formen. Diese nunmehr plebejischen Forderungen waren aus der Sicht von Politik und Kapital des 19. Jahrhunderts kaum annehmbar: Der Ruf nach gesellschaftlicher Solidarität, einem *immer* gesicherten

---

<sup>740</sup> Moore (1974), S. 570.

<sup>741</sup> Vgl. Scott (1976), S. 5.

<sup>742</sup> Ladurie (2000), S. 397.

<sup>743</sup> Godelier (1990), S. 73.



minimalen Einkommen, sozialpolitisch verantwortbaren „gerechten“ Löhnen und demokratischen Mitspracherechten für die „frei geborenen Engländer“<sup>744</sup> widersprach zu sehr dem „liberalen Kredo“, das Polanyi in dieser Zeit im Entstehen sieht.<sup>745</sup> Was zuweilen als reine „Hungerrevolte“ missverstanden wurde, war vielmehr häufig eine Rebellion gegen die Bedrohung der vormodern strukturierten sozialen Beziehungen und des in Subsistenzkulturen selbstverständlich verankerten Rechtes auf zumindest minimalen Selbsterhalt.<sup>746</sup> Ähnliche Revolten und analoge Fehlinterpretationen treten bis heute immer wieder auf, zuletzt in der Hungerkrise 2009/2010.<sup>747</sup>

Die sozialen Bewusstseinsformen erhalten auf diese Weise zugleich eine neue Bedeutung: Sie werden Ausgangspunkt für kollektive Bemühungen, einer ansonsten häufig unkontrolliert und aus egoistischen Partikularinteressen entfesselte geschichtlichen Dynamik steuernd entgegen zu treten, deren Destruktivkräfte zu bändigen, aber auch in ihr den gemeinschaftlichen *und* individuellen Vorteil zu suchen.<sup>748</sup> Der Sozialpsychologe Gerhard Vinnai schreibt dazu in seinem Aufsatz „Zum Verhältnis von Psychologie und Geschichte“:

„Wenn historische Wandlungen die Subjektivität von sozialen Gruppen bedrohen, können diese gezwungen sein, sich verhängnisvollen gesellschaftlichen Entwicklungen entgegenzustemmen. [...] Schon in alle energischen Widerstandshandlungen der traditionellen Arbeiterbewegung gingen immer historisch 'überholte' psychische Potentiale der Arbeiter mit ein. In England zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Russland der Oktoberrevolution, im Spanien des Bürgerkriegs, wo immer bisher die Arbeiterklasse zu einer radikalen praktischen Kritik des Kapitalismus fähig war, war noch ein historisches Milieu lebendig, das ausgeprägte handwerkliche und bäuerliche Elemente kannte. Nur da, wo die Durchkapitalisierung der Gesellschaft noch nicht wirklich gelungen war, wo der Bruch zwischen industriell und vorindustriell geprägten Lebensformen noch schmerzlich erfahren wurde, war bisher massenhaft die Kraft der Empörung vorhanden. Mit ihren antikapitalistischen Kämpfen verteidigten die Arbeiter immer auch Anteile ihrer Subjektivität, die sich als historisch ungleichzeitige nicht der kapitalistischen Entwicklung fügten.“<sup>749</sup>

---

<sup>744</sup> Vgl. Thompson (1987), z.B. S. 208f, 256ff, 316f, 447ff. Nach Groh (1992), S. 160, der sich auf Thompson bezieht, gehen in die proletarische Programmatik auch „kommunale“, „libertäre“ und protestantische Traditionen der „plebejischen Kultur“ ein. Vgl. ferner Moore (1974), S. 547f.

<sup>745</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 187ff.

<sup>746</sup> Vgl. Thompson (1980), S. 67ff und Müller (1998), S. 77f.

<sup>747</sup> Vgl. Clausing (2010).

<sup>748</sup> Vgl. dazu besonders Moore (1974), S. 520ff. Moore legt dar, dass Teile der Bauernschaft weltweit vom 16. bis 20. Jahrhundert offenkundig wiederholt eine revolutionäre Kraft darstellten, die z.B. beim Kampf gegen die verstärkte Ausbeutung und Unterdrückung im spätmittelalterlichen Deutschland, gegen koloniale und feudale Herrschaft im Trikont und Russland Wegbereiter einer emanzipatorischen Moderne waren.

<sup>749</sup> Vinnai (1985), S. 319.

### 3.5 Haushalt, Familie und Verwandtschaft: Soziale Beziehungen als Produktionsverhältnis bei Maurice Godelier und Dieter Groh

Der Wirtschaftsethnologe Maurice Godelier ordnet diese Transformation in eine universalgeschichtliche Systematik ein, die zugleich die Wurzeln der vormodernen sozialen Logik erhellt. Godeliers Grundannahme, dass auch die moderne Ökonomie „trotz ihrer weltgeschichtlichen Sonderstellung letztlich als Fall der Klasse ‘Ökonomien’ zu behandeln“<sup>750</sup> sei, passt zwar in besonderer Weise zu der in dieser Arbeit verfolgten Frage nach der Fortdauer der Subsistenz und damit verbundenen ökonomischen Kontinuitäten, irritiert aber zunächst auch. Was soll der „gemeinsame Nenner“ moderner Vergesellschaftung durch die Megainstitution Markt und der sozialen Integration in kleinen ökonomischen Netzwerken sein? Hier greift der Strukturalist Godelier auf den marxistischen Begriff des „Produktionsverhältnisses“ zurück, der die gesellschaftliche Organisation der technischen und ökonomischen Mittel (z.B. durch Eigentumsverhältnisse) bezeichnet. Godelier stellt die These auf, dass „gesellschaftliche Verhältnisse den Funktionszusammenhang einer Gesellschaft beherrschen und auf lange Sicht deren Reproduktion organisieren, *wenn und nur wenn sie gleichzeitig als Produktionsverhältnisse fungieren*, wenn sie *das gesellschaftliche Gerüst der materiellen Basis der Gesellschaft bilden*.“<sup>751</sup> [Hervorhebungen i.O.] Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen kulturellen Kontexten haben entsprechend verschiedene gesellschaftliche Institutionen und Strukturen diese Rolle übernommen: In der antiken griechischen Polis war es beispielsweise die Politik, in die die wirtschaftlichen Aktivitäten des Oikos „eingebettet“ waren, im Inkareich die Religion, die entscheidende kulturelle Rahmensetzungen der Einzelwirtschaften vornahm.<sup>752</sup> Dieser Aspekt ist ein weiteres Beispiel für den bereits verschiedentlich angeschnittenen Zusammenhang der Beeinflussung lokaler Sozialmetabolismen und kleinräumiger ökonomischer Netzwerke durch eine übergeordnete soziale Umwelt. Die Integration der modernen Gesellschaft vollzieht sich deshalb über den modernen Markt, weil dieser eben nicht eine beliebige soziale *Institution* neben anderen ist, sondern weil die Marktförmigkeit zugleich die alle Handlungen strukturierende *Funktion* der Gesellschaft ist. Institution und Funktion fallen zusammen.<sup>753</sup> Subsistenzökonomien sind dagegen deshalb sozial und normativ integriert, weil in ihnen die sozialen Beziehungen *als Produktionsverhältnis fungieren*. Beispielsweise sind in vielen nicht-sesshaften wie auch sesshaften Kulturen die Verwandtschaftsbeziehungen essentiell für

---

<sup>750</sup> Groh (1992), S. 32.

<sup>751</sup> Godelier (1990), S. 211.

<sup>752</sup> Vgl. Groh (1990), S. 28.

<sup>753</sup> Vgl. ebd., S. 28.

die Organisation der Arbeit sowie die Distribution der Erzeugnisse.<sup>754</sup> Während Groh dieses Merkmal auf den Typ tribaler Gesellschaften in Abgrenzung zu hochkulturellen Gesellschaften beschränkt, kann argumentiert werden, dass Verwandtschaftsverhältnisse in diversen Varianten, Kombinationen mit anderen Faktoren und untergeordneter Funktion durchaus auch in komplexeren, hochkulturellen Gesellschaftsformationen von Bedeutung für die Ökonomie sind. Hier kann etwa der Gefolgschafts- und Personenverband der mittelalterlichen Gesellschaft Europas angeführt werden, der allein schon über das dynastische Vererben von Lehensrechten verwandtschaftlich geprägt ist; aber auch in den Grundherrschaften spielten Verwandtschaftsverhältnisse für die Kontrolle des Zugangs zu wirtschaftlichen Ressourcen, für die Surplusabschöpfung und die Regulierung ökonomischer Konflikte eine erhebliche Rolle.

Vor allem aber bilden verwandtschaftliche Verhältnisse, wie im vorangegangenen Abschnitt gezeigt, den organisatorischen Kern der subsistenten „Familienökonomie“ im Haushalt. Gerade in weniger stark ausdifferenzierten Haushalten, wo „elementary family“ und „domestic group“ zusammenfallen, organisieren Familien- bzw. Verwandtschaftsverhältnisse den Einsatz von Arbeitskraftressourcen und anderen ökonomischen Mitteln. Bereits Tschajanow hatte darauf hingewiesen, dass die Logik der kleinbäuerlichen, subsistenznahen Produktion im vorevolutionären Russland auf der sozialen Integration des oikosähnlichen Familienbetriebs beruht. Der Einsatz von Boden, Arbeit und Geld wird auf der Basis des jährlichen Gesamtertrags eines *Familienbetriebs* kalkuliert und nicht als *individuelle* Bilanz. Das bedeutet auch, wie schon im Fall der Redistribution von Gütern beschrieben, dass einzelne Personen je nach Fähigkeit und sozialen Erwartungen ein höheres „Input“, z.B. an Arbeitsleistung, geben als andere, die nach ihrer Bedürfnisstruktur eher Empfänger sind. So kann auf der Grundlage der Untersuchungen James C. Scotts bei südostasiatischen Kleinbauern festgestellt werden, dass Haushaltsmitglieder häufig bereit sind, ihre Arbeitskraft über ein *für das Individuum* vernünftig erscheinendes Maß hinaus zu verausgaben, wenn sie auf diese Weise die *kollektive* Haushaltsbilanz aufbessern können - ganz ähnlich wie z.B. bis heute Hausfrauen ihren Arbeitseinsatz häufig nicht ins Verhältnis zum individuellen Ertrag setzen.<sup>755</sup> Dass dabei zunehmend monetäres Einkommen aus dem Verkauf der Arbeitskraft oder kleiner Warenproduktion eine Rolle neben unbezahlter Haushaltstätigkeit spielt, erklärt sich aus der historischen Entstehung von Eigentumsverhältnissen, die den Haushalten zunehmend die Verfügung über subsistente Produktionsmittel, v.a. den Boden entziehen, so

---

<sup>754</sup> Godelier (1990), S. 32.

<sup>755</sup> Vgl. Scott (1976), S. 13f.

dass nur die persönliche Arbeitskraft als Ressource im Haushalt verbleibt.<sup>756</sup> Sowohl die kleinbäuerlichen als auch die Konsumentenhaushalte bilden deshalb bis heute, so die Soziologin Diana Wong im Anschluss an Polanyi, Knotenpunkte der Ansammlung und Distribution von Gütern oder auch monetärem Einkommen, in denen persönliche Beziehungen (auch Autoritäts- und direkte Abhängigkeitsverhältnisse) für die Aktivierung und Steuerung des wirtschaftlichen Verhaltens maßgeblich sind, nicht abstrakte Marktbeziehungen.<sup>757</sup> Bei aller Vorsicht, die bei diesen Beispielen von bereits in die Transformation hineingezogenen Haushalten angebracht erscheint, scheint doch gleichwohl unstrittig zu sein, dass die verwandtschaftlich-familiäre Beziehung der wichtigsten Haushaltsangehörigen („elementary family“) die Grundlage auch ihrer ökonomischen Beziehung bildet.

Max Webers Beschreibung der „Trennung von Haushalt und Erwerbsbetrieb“<sup>758</sup> in der Moderne darf folglich nicht so gelesen werden, dass nun im Umkehrschluss in der Vormoderne zwei nebeneinander existierende Bereiche des Alltagslebens an einem Ort vereinigt gewesen wären. Vielmehr ist diese auf die *Funktionen* des Haushaltes abhebende Beschreibung so verstehen, dass Haushalt (im Sinne des sozial-reproduktiven Bereichs) und Erwerbsbetrieb (im engeren Sinn gesellschaftliche Produktion) im Kern des vormodernen Haushalts durch familiäre und verwandtschaftliche Strukturen miteinander verbunden sind. Als sozioökonomische Einheit ergibt der Haushalt eine über Jahrzehntausende bewährte, effektive Steuerungsgröße: Die Kalkulation von Ressourcen- und Arbeitseinsatz für den Bedarf der Kleingruppe geschieht auf Haushaltsebene in einem überschaubaren, selbstbezüglich gestaltbaren Funktionskreis, der auf diese Weise genau zu den Modalitäten der dezentral-angepassten Sozialmetabolismen passt. Die risikominimierende Strategie der „Labor-Consumer-Balance“, die bedarfsdeckend wirtschaftet, ohne sich an den Bereich des Grenznutzens anzunähern, wäre anders als im Rahmen kleiner Haushaltsgruppen so wenig umsetzbar, wie die in der Vormoderne zu verzeichnende Mußpräferenz und die oben beschriebene soziale Logik.<sup>759</sup>

Die über die Vormoderne hinaus fortdauernde Wirkmächtigkeit dieser sozialen Logik zeigt sich nicht zuletzt darin, dass frühe Unternehmer nicht selten zur Sicherung der Loyalität der Arbeiter auf paternalistische Betriebsformen zurückgreifen mussten, die Elemente der

---

<sup>756</sup> Vgl. ebd.

<sup>757</sup> Vgl. Wong, (1984), S. 57ff.

<sup>758</sup> Weber (1991), S. 15.

<sup>759</sup> Vgl. Groh (1992), S. 35ff.

Familienökonomie nachahmten.<sup>760</sup> Die Verantwortlichkeit aller „Familienmitglieder“ für die Produktion bei starr-hierarchischen Rollenzuschreibungen und einem begrenzten Fürsorgegedanken mochte dabei der vormodernen Familienökonomie ähneln, doch schon das Ausbleiben von wirksamer Redistribution und solidarischer Reziprozität macht deutlich, dass die soziale Logik der Subsistenz hier längst zugunsten einer Kosten-Nutzen-Rechnung der Personalführung aufgehoben wurde. Fabrikbesitzer mögen auch einmal einem kranken Arbeiter Erholung gewähren, spätestens mittelfristig wird doch entlassen, wer nicht produktiv dem Kapital dient. Entlassungen von „unrentablen“, weil nicht-arbeitsfähigen Familienmitgliedern sind dagegen kaum zu verzeichnen.

### **3.6 Soziale Selbstorganisation im vormodernen Haushalt? – Grenzen eines Begriffes**

In den Untersuchungen des subsistenten Sozialmetabolismus hatte sich aus der beobachtbaren Fähigkeit der Haushalte und lokalen Netzwerke, die Selbstorganisationsprozesse natürlicher Komplexität zu kolonisieren, die Frage ergeben, ob dies einer Fähigkeit zu sozialer Selbstorganisation entspricht. Es erscheint zunächst naheliegend, aus den oben analysierten Strukturen der sozialen Logik in einer begrifflichen Übertragung „soziale Selbstorganisationsstrukturen“ zu machen. Ist nicht die soziale Logik innerhalb der Haushalte und Subsistenzgemeinschaften ein Prinzip, dass dem sowohl materiellen wie immateriell-kulturellen Komplexitätsaufbau dient?

Es ist hier allerdings notwendig, sich ins Gedächtnis zu rufen, woher die Metapher der Selbstorganisation stammt. Sie bezeichnet ursprünglich den Komplexitätsaufbau der unbelebten und belebten Materie im Prozess der Evolution, der sich im thermodynamischen Ungleichgewicht abspielt. Dabei werden die im Fließgleichgewicht auftretenden Energiequanten in strukturelle, sich bis zu einem gewissen Grad selbst stabilisierende Strukturen umgesetzt, etwa in organische Moleküle, die in der Lage sind, sich selbstreferentiell zu steuern und zu replizieren.<sup>761</sup> Für soziale Komplexität gilt entsprechend, dass man sich die Frage nach ihren elementaren Bestandteilen stellen muss. Was entspricht hier der sich selbst replizierenden Zelle in einer frühen Phase der biologischen Evolution als Elementareinheit des Lebens?

Spätestens hier dürfte ein gewisses Unbehagen auftreten. Der sich scheinbar anbietende Schritt, den selbstbezüglich sich erhaltenden Haushalt (wahlweise auch samt seines lokalen

---

<sup>760</sup> Vgl. Perrot/Martin-Fugier (1992), S. 115f.

<sup>761</sup> Vgl. etwa bei Krohn/Küppers (1990), Prigogine/Stengers (1986) und Kafka (1994).

sozialen Netzwerks) zur Elementareinheit der Gesellschaft zu erklären, ist zwar insofern vordergündig sinnvoll, als der Haushalt als Produktions- und Reproduktionsgemeinschaft ja tatsächlich autarkiefähige, „abkoppelbare“ Basiseinheit der Gesellschaft ist, es darf aber andererseits nicht übersehen werden, dass die *gemeinschaftlichen* Strukturen des Haushaltes wie auch des lokalen sozialen Netzwerkes maßgeblich von den übergeordneten, nicht rein lokalen sozialen Umwelt strukturiert werden. In den Analysen des Sozialmetabolismus als „Artefakt“ zur Stabilisierung der biokulturellen Komplexität und bei den Untersuchungen der sozialen Logik in den vorangegangenen Abschnitten wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Oikos es sich bei allem Norm- und Strukturkonservatismus nicht erlauben kann, sich von den Einflüssen lokaler und überregionaler sozialer Umwelt vollständig abzukoppeln, sondern „janusköpfig“ (d.h. auf die Prozesse in seiner lokalen *und* großräumigeren sozialen Umwelt achtend) beständig begrenzte Strukturveränderungen vornehmen muss, um seinen Fortbestand zu sichern. Es konnte sogar festgestellt werden, dass die lokale Komplexität zu einem Gutteil das *Ergebnis* solcher sozialer Umwelteinflüsse ist. Knecht und Magd des 18. Jahrhunderts, die in der Hoffnung auf größere Unabhängigkeit und ein besseres Auskommen im Zuge der norddeutschen Moorkolonisation eine Siedlungshufe im lebensfeindlichen Teufelsmoor zugewiesen bekommen, sind schwer vom Projekt des herrschaftlichen Landesausbaus, den sozioökonomischen Zwängen der Grundherrschaft und der Agrarverfassung der Neusiedler zu trennen. Mag auch das Zusammenleben in den Pionierdörfern universellen sozialen Logiken autonom-gemeinschaftlichen Selbsterhalts folgen – *selbstorganisiert* ist hier ansonsten wenig auf den vom Moorkommissar abgemessenen Hufen, bei der Arbeit an Entwässerungsgräben unter Anleitung niederländischer Fachleute, bei der formellen Einteilung der Gemeinden und der Zuweisung von Geistlichen.

Das Beispiel verdeutlicht, dass es generell schwierig bis unmöglich ist, eine universalgeschichtlich stichhaltige Trennlinie zwischen Oikos und sozialer Umwelt zu ziehen, die festlegt, wo der „selbstreferentielle“, d.h. sich eindeutig selbstbezüglich strukturierende Bereich der Subsistenz beginnt. Was auf politisch-autochthone Gemeinschaften (z.B. Jäger und Sammler) noch begrenzt anwendbar ist,<sup>762</sup> führt bei sozialen Systemen mit vielfältigen, weiträumigen Interdependenzen und einem über lokale Traditionen hinausreichenden „normativen Zentrum“<sup>763</sup> in die Irre. Hier tritt das bereits bekannte Problem auf, diachrone Strukturen sowohl in ihrer kaum veränderlichen sozialmetabolischen Kernstruktur als auch

---

<sup>762</sup> Vgl. Potter (1967a), S. 3ff.

<sup>763</sup> Siefertle (1984), S. 20.

ihrer historischen sozialen, ökonomischen und kulturellen Modifikation zu erfassen und so einen Bogen zwischen Theorie und konkreter Wirklichkeit zu schlagen. Sowenig von Gesellschaften mit höherer Siedlungsdichte und ausdifferenzierten gesellschaftlichen Institutionen zu erwarten ist, dass diese den einzelnen Haushalt in seiner konkreten Ausgestaltung unbeeinflusst ließen, so wenig ist in diesen Grundeinheiten der Ökonomie ein autonomes Selbst zu finden – ein Selbst, das die materielle „Immanzipation“<sup>764</sup> mit Emanzipation verbände. Vielmehr kann mit Wallerstein zusammengefasst werden: „The multiple institutional structures of a given historical system a) are part of an interrelated *set* of institutions that constitute the operational structures of the system“<sup>765</sup> (Hervorhebung i. Orig.; C.B.). Haushalte sind nach Wallerstein eine *historische Variable*, die sich durch die *Funktionszusammenhänge des jeweiligen sozioökonomischen Systems* konstituieren. In dem Maße, in dem subsistenzförmige Kulturen beispielsweise in Wechselwirkung mit Städten als Wirtschafts- und Herrschaftszentren treten oder weiträumige Wirtschaftsbeziehungen pflegen, werden auch Kompetenzen der sozialen und kulturellen Selbststeuerung bzw. –organisation an spezialisierte gesellschaftliche Institutionen abgegeben. So stellt sich – wie schon im Kontext der koevolutiven Anpassung sozialmetabolischer und polytechnischer Strukturen – ein weiteres Mal die Frage:

„Of what larger society, with what more complex cultures, are peasants a part?“<sup>766</sup>

Auf der Suche nach dem „Selbst“, das sich in Oikos und Dorf organisiert, könnte das einzelne Individuum in den Focus genommen werden: Der Einzelne organisiert *sich selbst* und seinen *Selbsterhalt* in kleinräumigen Netzwerken. Doch auch dieser Weg ist verstellt. Nicht nur, weil aus selbstorganisationstheoretischer Sicht eindeutig feststeht, dass „es in der Terminologie selbstreferentieller Systeme nicht möglich ist, Individuen als Elemente sozialer Systeme zu fassen, da ein solches System nicht selbst seine Individuen produziert.“<sup>767</sup>

Bestenfalls könnte davon gesprochen werden, dass das biokulturelle System vor Ort den Einzelnen *in seiner Existenz erhält*; dies gilt aber, wie oben gezeigt wurde, nur so lange, wie der Einzelne seine soziale Rolle im biokulturellen System ausfüllt und so zum Fortbestand der bereits bestehenden Komplexität beiträgt. Eine elementare Rolle spielt das Individuum also in der Vormoderne mit ihren häufig geringen persönlichen und materiellen Freiheitsgraden nicht; was zählt, sind letztlich die sozialen *Beziehungen* des Individuums, die ihn mit seinem

---

<sup>764</sup> Schmidt (1986), S. 299.

<sup>765</sup> Wallerstein (1984b), S. 17.

<sup>766</sup> Der amerikanische Anthropologie Alfred L. Kroeber bezieht sich hier auf bereits von der Modernisierung erfasste Kleinbauern des 20. Jahrhunderts, die Aussage trifft jedoch gleichermaßen auf im strengen Sinn vormoderne Gesellschaften zu; zitiert nach Foster (1967a), S. 5.

<sup>767</sup> Fuchs (2001), S. 21.

lokalen Netzwerk verbinden und wiederum seine Arbeitskraft und die Verwendung seiner übrigen Ressourcen steuern. Der Rahmen für eine Selbstorganisation, die vom Individuum ausgehen müsste, welches seine Kooperationspartner bewusst wählen könnte und strukturelle Wahlmöglichkeiten bei der Gestaltung seines Alltagslebens besäße, ist folglich sehr eng – ein ähnlicher Befund, wie er schon bei der Frage nach einer potentiell egalitären sozialen Logik der Subsistenz vorlag.

Am ehesten kann man noch davon sprechen, dass die vormoderne Gesamtheit des gesellschaftlichen und biokulturellen Systems, die vormoderne „Synthesis“<sup>768</sup>, sich selbst organisiert - allerdings, in den Worten von Friedrich Engels, „in einem „blinden“ Prozess, als Resultat „unzählige[r] einander durchkreuzende[r] Kräfte“, „bewußtlos und willenlos“, „nach Art eines Naturprozesses“.<sup>769</sup> Die Vormoderne kann den in diesem Begriff enthaltenen Anspruch der vernünftigen Verständigung von Menschen über ihre gemeinsame Zukunft und individuelle geistige Unabhängigkeit ebenso wenig einlösen wie bislang die Moderne, in der das zu Selbsterkenntnis und –organisation fähige Selbst sogar zunehmend von den Sachzwängen und Nebenfolgen der ökonomischen Großstrukturen absorbiert wird.

Soziale Selbstorganisation ist damit – jenseits eines rein metaphorischen Gebrauchs - kaum in der Vormoderne vorstellbar. Aus diesem Grund ist bisweilen auch Skepsis gegenüber modernen Deutungen der vorindustriellen Sozial- und Wirtschaftsformen angebracht, wo diese Deutungen einzelne Aspekte vormoderner Lebensweisen aufgreifen und als Alternative zur westlichen Entwicklung hinstellen. Hier liegt möglicherweise ein unzulässige Verallgemeinerung vor, solange ungeklärt bleibt, ob das, was man bewahren oder neu beleben möchte (die materielle Autonomie, das andere Naturverhältnis, das z.T. andere Geschlechterverhältnis usw.) jeweils ohne die aus heutiger Sicht problematischen Seiten denkbar ist - bzw. wie man diese offenkundig inakzeptablen Verhältnisse vermeiden kann.<sup>770</sup> Der vormoderne Haushalt mag als Ort einer dezentralen *materiell-ökonomischen* Selbstorganisation eine inspirierende sozioökonomische Vorstellung sein, solange er Ort der materiellen, sozialen und ideologischen Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen bleibt, ist er aber ganz sicher nicht der Ort für *soziale, individuell-geistige* und *politisch-kulturelle* Selbstorganisation.

---

<sup>768</sup> Schmidt (1986), S. 299.

<sup>769</sup> Engels (1966) [1890], S. 227.

<sup>770</sup> Vgl. z.B. Mies (2002), S. 195ff am Beispiel der globalisierungskritischen „Lokalisierung“; Akhter (2003) am Beispiel lokaler ökonomischer Netzwerke in Bangladesh.



### **3.7 Gemeingüter: Regulierte Ressourcennutzung in der vormodernen Risikogemeinschaft**

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Gemeingütern und ihrer Rolle für ökonomische und soziale Systeme hat in den vergangenen Jahren eine bemerkenswerte Akzentuierung erfahren. Da ist zum einen der Umstand, dass die vormals teilweise eher randständige Theoriebildung um die „Commons“ in der Soziologie und den Wirtschaftswissenschaften verstärkt aufgegriffen wurde und – sicherlich auch im Zusammenhang mit der Verleihung des Wirtschaftsnobelpreises an die Gemeingütertheoretikerin Elinor Ostrom im Jahr 2009 – eine wachsende gesellschaftliche und politische Anerkennung der Gemeingüter zu verzeichnen ist. Publikationen der letzten Jahre zielen vor allem auf den möglichen Modellcharakter der Gemeingüterökonomie zur Lösung gegenwärtiger und zukünftiger Risikolagen der Industriegesellschaften.<sup>771</sup> So sehr es verlockt, sich unmittelbar auf diese problem- und gegenwartsorientierte Analysen einzulassen, muss doch zuvor geklärt werden, ob die von den Commonstheorien zu Grunde gelegten Merkmale der Gemeingüternutzung historisch stichhaltig sind. Dies stellt insbesondere deshalb ein Problem dar, da die historische Dimension der Gemeingüter meist weniger beleuchtet wird als ihre Rolle in der gegenwärtigen industriellen Transformation – eine Schwachstelle der herangezogenen Literatur, die sich bereits bei Ivan Illichs Beschäftigung mit der „Gemeinheit“<sup>772</sup> abzeichnet.<sup>773</sup> Um die Bedeutung der Gemeingüter für vormoderne Subsistenzökonomien zu klären, soll daher versucht werden, das aktuelle sozialwissenschaftliche Konzept des „gemeinen Gutes“ hinsichtlich seiner materiellen, sozialen und kulturellen Dimension genauer zu bestimmen und parallel dazu diese Grundlinien der Commonstheorie auf die Geschichte anzuwenden. Gegebenenfalls müssen diese Begriffe korrigiert und präzisiert werden, um universalgeschichtliche Gültigkeit zu erhalten.

### **3.8 Weiden, Wälder und Liegestühle: Merkmale und Leistungsfähigkeit der Gemeingüterbewirtschaftung**

Zu einem Gemeingut wird ein Gut dadurch, dass es einer dezentralen, lokal koordinierten, kooperativen Regulierung durch seine Nutzer unterworfen wird, die mit einem Regelwerk und

---

<sup>771</sup> Zum Beispiel Ostrom (2011), Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010) und Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung (2009).

<sup>772</sup> Illich (1982), Buchtitel.

<sup>773</sup> Einige vage Anhaltspunkte zur historischen Dimension z.B. bei Barnes (2008), S. 40ff.

entsprechenden Sanktionen verbunden ist.<sup>774</sup> Prinzipiell kann jedes zur selbstbezüglichen Alltagspraxis notwendige materielle Gut, das nicht unerschöpflich ist (wie z.B. aus Sicht der Vormoderne Klima und Ozeane) in einem entsprechenden sozialen und ökologischen Kontext zum Gemeingut werden. Auch Institutionen wie lokale Märkte mit einem beschränkten Einzugsgebiet können als Gemeingüter im hier definierten Sinn verstanden werden, da sie ohne Regulierungen, d.h. hier: begrenzte Nutzergemeinschaften, z.B. wachsende Konkurrenzmechanismen generieren könnten, welche die lokale „moral economy“ wie die kleinräumige Sozialstruktur gefährden könnten.<sup>775</sup> In der gegenwartsbezogenen Commonstheorie reicht das Feld möglicher Commons sogar oft noch viel weiter, bis in den Bereich der immateriellen Güter: Das Begriffsfeld reicht von Naturgütern bis zu Funkfrequenzen und Software, von Gesundheitsversorgung und Straßen bis Sprache, von Bildung bis Geld(!).<sup>776</sup> Aus zwei Gründen hilft diese Aufstellung hier jedoch nicht weiter. Zum einen kann kritisiert werden, dass es sich häufig mehr um eine modernisierungspolitische Agenda als eine deskriptive Bestandsaufnahme handelt (was sollte *zukünftig* als Gemeingut behandelt werden?). Zum zweiten ist problematisch, dass es sich teilweise um eine sehr unscharfe Anwendung des oben wiedergegebenen Gemeingüterbegriffes handelt. In diesem Sammelsurium wird beispielsweise die Grenze zum öffentlichen Gut fließend (und öffentliche Güter wie Straßen und Gesundheitssysteme werden im Sinn der Definition *nicht* dezentral geplant, geschaffen und verwaltet!). So ist auch bei einigen immateriellen Gütern völlig unklar, worin überhaupt ihr Regulierungsbedarf bzw. ihr kollektiver *Eigentums*charakter besteht. Warum sollte Sprache ein Gemeingut sein – da sie doch offensichtlich ohne Regulierung hervorgebracht, weiterentwickelt und genutzt werden kann? Solange nicht kommodifizierende Zugriffe auf Sprache erfolgen<sup>777</sup> – und es somit einer zumindest bewusstseinsmäßigen „Gegen-Regulierung“ bedarf, erschöpft sie sich auch nicht. Für andere Güter wie Biodiversität und traditionelles Wissen um Medizin etc. kann gleichfalls angenommen werden, dass sie nur aus der Abwehr von privaten Aneignungsversuchen (z.B. Biopiraterie) heraus Gemeingut werden können. Einzelne Spezies isoliert als Gemeineigentum zu schützen ist so undurchführbar wie eine monetäre Bemessung ihres „Wertes“, der sich nur im Kontext des gesamten Ökosystems und seines umfassenden

---

<sup>774</sup> In dieser Definition sind sich der Umweltgeschichtler Radkau (2002), S. 90ff, die interdisziplinär aufgestellten Commons-Theoretiker Ostrom (2011), S. 11 und Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 5 einig.

<sup>775</sup> So zeigt Volkert (1999), S. 291ff., am Beispiel mittelalterlicher Zünfte, wie wichtig monopolisierte Zugänge zu lokalen Märkten waren – entsprechend wurden externe Konkurrenten ferngehalten, Preise und Modalitäten der Arbeit normativ überwacht.

<sup>776</sup> Vgl. Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 7, 9.

<sup>777</sup> Vgl. Illich (1982), S. 30ff.

wirtschaftlichen Nutzens realisieren lässt.<sup>778</sup> Folglich muss nicht alles, was aus dem gesellschaftlich konstruierten Raster von privatem und öffentlichem Eigentum herausfällt, deshalb gemeinschaftliches Eigentum sein. Auch völlige Eigentumslosigkeit ist denkbar – es dürfte beispielsweise schwerfallen, regulierende „Eigentümer“ der Photosynthese oder des Monsuns ausfindig zu machen.

Gemeingüterbewirtschaftung erfolgt in der Regel nur dort, wo es überhaupt notwendig und sinnvoll ist, eine konkrete, materiell fassbare, endliche Ressource unter gemeinschaftlicher Regulierung zu nutzen, d.h. dort, wo Knappheit, wie ich sie in Abschnitt V 1.3.1.2 als Teil eines sozialökologischen Systems fixer energetischer Obergrenzen beschrieben habe, auftritt und somit eine konflikträchtige *Konkurrenzsituation* um knappe Ressourcen organisiert werden muss. Ziel dabei ist die geregelte Teilhabe eines unter Umständen auch eingeschränkten Personenkreises an einer begrenzt nutzbaren Ressource. Beispiele für derartige Ressourcen sind in der Vormoderne vor allem die sozialmetabolisch-energetisch bedeutsamen Flächen wie Weide und Wald, aber auch Wasser (Wasserkraft, Bewässerung),<sup>779</sup> die im Kontext der agrargesellschaftlichen Instabilitäten (demographisches Wachstum, Flächendegradation, siehe Abschnitt 1.3.1.2) knapp werden können. Die Anthropologie hat für diese Güter den Ausdruck der „common pool resource (CPR)“<sup>780</sup> geprägt.

Die Regulierung einer CPR wird in der Commonstheorie gern mit der Situation auf einem modernen Kreuzfahrtschiff verdeutlicht: Es gibt eine Zahl von Liegestühlen, die aber von der Zahl der Passagiere deutlich überschritten wird. Jeder Passagier möchte sich von Zeit zu Zeit sonnen, doch kein Passagier benötigt dafür den Stuhl den ganzen Tag – also werden die regelmäßig freiwerdenden Stühle von jeweils anderen Passagieren aufgesucht, ohne dass die Knappheit in spürbaren Mangel umschlägt und diesbezüglich Konflikte entstehen. Auf diese Weise wird die Konkurrenz um die knappe CPR in ein geordnetes Nutzungsverhältnis umgewandelt, das so lange funktioniert, wie nicht Gruppen von Egoisten erfolgreich versuchen, ihre Stühle mit Handtüchern o.Ä. ganztägig zu „reservieren“.<sup>781</sup> In diesem Fall kann es dazu kommen, dass die koordinierte Nutzung der Liegestuhl-Allmende abreißt: Die übrigen Nutzer geben das offenkundig nicht mehr durchsetzbare Regelsystem auf und versuchen in der nun entstandenen Mangelsituation auf ebenso rücksichtslose Weise wie die Okkupierenden zum gleichen Ziel - an die verbliebenen Stühle - zu kommen.

---

<sup>778</sup> Vgl. Norton (1992), S. 227.

<sup>779</sup> Vgl. Radkau (2002), S. 90ff.

<sup>780</sup> Smith/Wishnie (2000), S. 504.

<sup>781</sup> Vgl. Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 6.

Der Erfolg einer Regulierung durch die Nutzer ist demzufolge am langfristigen Erhalt der CPR ablesbar. Eine generelle Tendenz, ob dies in der Vormoderne gelingt, ist nur schwer anzugeben. Einige Beispiele aus Diamonds „Kollaps“-Studien lassen Deutungen zu, wonach der selbstverursachte Niedergang von Wäldern und Weiden, die in nichthochkulturellen Kontexten häufig unter lokaler Regulierung und gemeinschaftlich bewirtschaftet wurden, ursächlich für den Zusammenbruch von Kulturen war.<sup>782</sup> Deutlich häufiger aber sind Übernutzungen der materiellen Lebensgrundlagen jedoch im Kontext hydraulischer, hochkultureller, ausdifferenzierter Gesellschaften, in denen zentrale, nicht von den Nutzern selbst ausgehandelte Regulierungen vorgenommen werden.<sup>783</sup> Joachim Radkau gibt ein vorsichtig positives Urteil über die Wald- und Weidenutzung der Vormoderne. Die von Radkau ausgewerteten Beispiele europäischer Allmendeökonomie zeigen, dass auch bei unerschwinglichen Bestrebungen die Zahl des Weideviehs zu Lasten des Erhalts der gemeinschaftlichen Weide auszudehnen, doch immer wieder koevolutive lokale Regulierungen greifen – und zwar bevor die Commons Schaden nehmen und der koevolutive Spielraum bereits eingeschränkt wird. Die gemeinschaftliche, lokal angepasste Waldnutzung der Bauern war trotz teilweise weitreichender ökologischer Umstrukturierungen aufgrund ihrer lokalen Selbstregulierung meist nachhaltiger als die zentralistische Forstverwaltung der Territorialherren, „die mit den Forsten ihre Kassen füllen wollten und die Wälder, die sie zu schützen vorgaben, oft gar nicht kannten.“<sup>784</sup>

Diese Regulierungen haben zweifellos ihre Grenzen. Wo starke Schwankungen das koevolutiv hervorgebrachte Fließgleichgewicht der „Gemeingüterarchitektur“<sup>785</sup> aus Ressourcen, Gemeinschaft und Regeln erschüttern, können Regulierungen der Commons ihre sozialökologische Anpasstheit einbüßen. Derartige Schwankungen können nach Radkau von den Dynamiken der sozialen Umwelt, beispielsweise sozialer Ungleichheit oder Bevölkerungswachstum ausgehen:

„Wenn der Vieheintrieb auf die Allmende reguliert wird, heißt das noch lange nicht, dass diese Regulation nach ökologischen Kriterien geschieht. Vor allem dürfte sie ein Ausdruck dörflicher Machtverhältnisse sein. Reguliert wurde nur insoweit, wie es Streit gab.“<sup>786</sup>

Auch die zuweilen zu konstatierende sozialmetabolische Ausreizung von Commons, etwa durch die übermäßige Entnahme von Einstreu aus dem Wald und das bereits erwähnte

---

<sup>782</sup> Vgl. etwa die bereits erwähnten normannischen Siedlungen in Grönland bei Diamond (2008), S. 311ff.

<sup>783</sup> Siehe dazu die Untersuchungen z.B. zu den hochkulturell und zentral organisierten Anasazi und Maya a.a.O., S. 173ff und 199ff.

<sup>784</sup> Radkau (2002), S. 92.

<sup>785</sup> Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 11.

<sup>786</sup> Radkau (2002), S. 93.

Plaggenstechen,<sup>787</sup> lässt im Kontext der ansonsten zu beobachtenden Tendenz zur Unterproduktivität des Haushaltes (siehe Abschnitt 1.3.3.4) auf erhöhte demographische Dynamiken schließen. Doch ökologische Krisen sind auch hier eher die Ausnahme.

### 3.9 „Win-Win-Situation“: Gemeingüter als Brücke zwischen Selbstbezüglichkeit und Kooperation

Was steht hinter dieser relativen Stabilität der Gemeingüter in der Geschichte? Ein Schlüssel des Erfolgs zeichnet sich in dem zugleich selbstbezüglichen wie auch kooperativen Charakter ihrer Bewirtschaftung ab. Probleme, die vor Ort entstehen, werden mit lokal angepasstem polytechnischem Wissen auch vor Ort kooperativ und selbstbezüglich gelöst. Die Nutzer profitieren unmittelbar von ihrem Einsatz. Im Gegensatz dazu stehen zentral und großmaßstäblich geplante Einrichtungen, die den Nutzern weder Mitspracherechte gewähren, noch dem lokalen Bedarf gerecht werden, noch Missbrauch zuverlässig sanktionieren.<sup>788</sup> Am Beispiel des Vergleichs traditioneller nepalesischer Bewässerungssysteme mit modernen, von staatlichen Stellen errichteten Systemen zeigt Elinor Ostrom, dass auch in der gegenwärtigen Entwicklungshilfe jene Systeme effektiver und langlebiger sind, die von den Nutzern selbst gebaut, verwaltet und in Stand gesetzt werden.<sup>789</sup> Die Bemühungen der Nutzer um den langfristigen Erhalt ihrer Gemeingüter dienen stets dem langfristigen Selbsterhalt. Hinter der Mobilisierung derartigen *gemeinschaftlichen* ökonomischen Handelns stehen handfeste *individuelle* ökonomische Interessen:

„Based on the assumptions of methodological individualism and rational self-interest [...], the logic of collective action is a logic of individual benefits and costs, not collective ones [...].“<sup>790</sup>

Die lokale Nutzergemeinschaft ist entsprechend keine „Top-down-Institution“, sondern bei allen sozialen Ungleichheiten eine von unten, vom Oikos und seinen Interessen her aufgebaute Struktur. So wird beispielsweise auch in den gewohnheitsrechtlichen mittelalterlichen Gemeindeordnungen die Selbstbezüglichkeit in Einklang mit den Ansprüchen der Nachbarn gebracht, ob es um die mit Flurzwang durchgesetzte Koordination der Fruchtfolge und Ernte geht oder die Nutzung der Allmende in der Markgenossenschaft. Sehr pragmatisch heißt das:

„Jedem das Seine, das wollen alle.“<sup>791</sup>

---

<sup>787</sup> Vgl. ebd., S. 94ff.

<sup>788</sup> Vgl. Ostrom (2011), S. 34f.

<sup>789</sup> Ebd., S. 28ff.

<sup>790</sup> Smith/Wishnie (2000), S. 504.

Hier ist erneut ein Hinweis auf die soziale Logik der Subsistenzproduktion gegeben, deren „moral economy“ letztlich nicht auf abstrakte „Werte“ von „Gemeinnutz“ oder ein nur der Gemeinschaft als ganzer zur Verfügung stehendes Output bezogen ist, sondern konsequent auf die risikominimierende materielle Sicherung der einzelnen Oiken im bestehenden sozialökologischen Rahmen. Wer als Einzelner im begrenzten sozialmetabolischen Rahmen seine Erträge aus Gemeingütern zu maximieren sucht, beschneidet fast unvermeidlich die Daseinsmächtigkeit der übrigen Dorfbewohner. Dies bestätigen zum einen die Ergebnisse der Gemeingüterforschung, wonach eine Externalisierung der sozialökologischen Kosten gerade bei den auf Knappheitsregulierung basierenden CPRs nicht möglich ist.<sup>792</sup> Zum anderen muss bedacht werden, dass eine Einschränkung der Daseinsmächtigkeit für den Haushalt zugleich eine Herabsetzung seines sozialen Status darstellt, der sich – in Anlehnung an Bourdieu - aus dem Anteil an der Produktion des Dorfes ergibt, der in symbolisches und soziales Kapital umgewandelt werden kann. Es mag sich vielleicht - im Laufe der Zeit und unter Berücksichtigung redistributiver sozialer Logiken - der Anteil eines einzelnen Haushaltes am Wohlstand des Dorfes vergrößern, nicht aber der zu verteilende „Kuchen“ der möglichen Produktion.<sup>793</sup> Solange dieser „Kuchen“ von keinem über die Grenzen von Selbsterhalt und Solarenergiesystem hinausreichenden, Güter und Ressourcen akkumulierenden „Wachstumsimpuls“ ausgedehnt wird, bemisst sich der individuelle Status an der Konformität mit der Dorfgemeinschaft und den Regeln ihrer ökonomischen Alltagspraxis. So berichtet Radkau über die Motive zur Regulierung der Gemeingüter in japanischen Dorfgemeinschaften:

„Auch da erkennt man als Grundbedingung eine ‘starke Gemeindeidentität’ mit der Wirkung, dass die Dorfbewohner sehr auf ihr Ansehen in der Gemeinde bedacht waren.“<sup>794</sup>

Man kann daher davon sprechen, dass sich CPRs und das Sozialgefüge der sie bewirtschaftenden Gemeinschaft gegenseitig stabilisieren, ein Zusammenhang, den die Commons-Theorie auch als „Institutionalisierung der Gemeingüter“ bezeichnet.<sup>795</sup> Diese Wechselwirkung mag egalitäre Nutzungsformen nicht ausschließen, doch wahrscheinlicher ist es, dass auf diesem Wege vor allem die von Ethnologen immer wieder beobachteten *abgestuften* ökonomischen Statuszuweisungen in dörflichen Gemeinschaften reproduziert werden.

---

<sup>791</sup> Borst (2002), S. 384.

<sup>792</sup> Vgl. dazu Lerch (2009), S. 94, Punkt 6.

<sup>793</sup> Vgl. Foster (1967b), S. 307.

<sup>794</sup> Radkau (2002), S. 93.

<sup>795</sup> Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 11.

Die Gemeingüter haben im Zusammenhang mit der von Radkau erwähnten „Gemeindeidentität“ auch eine wichtige kulturelle Bedeutung. Sie sind in der ökonomischen Alltagspraxis notwendigerweise auf die örtliche biokulturelle Vielfalt bezogen und gleichzeitig eine Säule der sozialen Beziehungen im Dorf. Es lässt sich folglich argumentieren, dass die „kulturelle Identität“ einer lokalen Gemeinschaft sich auch aus ihrer spezifisch-angepassten Gemeingüterökonomie speist und sich in den Formen der Kooperation und Konfliktbewältigung, aber auch der Redistribution von Überschüssen, gemeinsamen Ritualen etc. regelmäßig festigt. Darauf deuten auch Erfahrungen moderner Gemeingüterprojekte hin, etwa in den Formen des gemeinschaftlichen „Urban Gardenings“, bei denen sich aus dem „commoning“<sup>796</sup> heraus nicht nur unversehens kollektive Identitäten bilden („*wir* müssen diese Brache gegen Bauamt und Bagger verteidigen“), sondern die gemeinsam genutzten Gärten zugleich Keimzellen neuer kultureller Formen abgeben, die von der Beschäftigung mit alten Nutzpflanzensorten bis hin zu vegetarischen Gemeinschaftsküchen, interkulturellen Nachbarschaftsfesten und der internetbasierten Kartierung ungenutzter Obstbäume am Straßenrand reichen.<sup>797</sup>

Die gegenseitige soziale Kontrolle der Nutzer und ihre Angewiesenheit auf Kooperation bei der Bewirtschaftung des knappen Gutes unterscheidet die vormodernen Commons fundamental von Open-access-Situationen, in denen die Nutzung einer Ressource völlig unreguliert ist. Ein offener Zugang zu einer Ressource kann im Zusammenspiel mit Knappheit zur Folge haben, dass Raubbau (im Liegestuhlbeispiel: die übermäßige zeitliche Ausdehnung der Belegung) zu kurzfristig höheren Erträgen für einige Nutzer führt und nachhaltig wirtschaftende Nutzer ertragsmäßig „bestraft“ werden. Commons sind aber als biokulturelles Artefakt der „segmentierte[n] Kleingesellschaften“<sup>798</sup> nicht ohne weiteres von der Kontrolle einer lokalen Gemeinschaft und ihrer biokulturellen Komplexität ablösbar. Daher fallen im traditionellen Begriff der „Gemeinheit“ lokale Ressourcennutzung, biokulturelle Vielfalt und lokale Gemeinschaft zusammen:

„Es bedeutet den Anspruch einer Gemeinde oder Gemeinschaft auf die ihr eigene Art der  
Umweltnutzung.“<sup>799</sup>

Genau aus diesem Grund läuft auch die Argumentation des Biologen Garrett Hardin ins Leere, der eine angebliche „Tragödie der Allmende“ in Folge von egoistischer Übernutzung durch die einzelnen Oiken postuliert hatte. Hardin übersieht geflissentlich, dass CPRs nicht in

---

<sup>796</sup> Peter Linebaugh, zitiert ebd.

<sup>797</sup> Vgl. Werner (2011).

<sup>798</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), S. 109.

<sup>799</sup> Illich (1982), S. 7.

einem in sozialer Hinsicht „luftleeren“ Raum genutzt werden, sondern in tendenziell selbststabilisierenden sozialen Systemen (ein Fehler, den er später korrigierte<sup>800</sup>). Auch Radkau weist mit Blick auf Hardin auf diese Selbstregulierung der Gemeinschaft hin:

„Bei der historischen Allmende war vieles anders. Hier handelte es sich bei den Nutzern in aller Regel um einen übersichtlichen Personenkreis, der sich gut kannte und wechselseitig beobachtete und der ungeachtet vieler innerdörflicher Zwistigkeiten doch an mancherlei Arten der Kooperation gewöhnt war: ob bei der Mehrfelderwirtschaft mit ihrem Flurzwang oder bei der Instandhaltung von Bewässerungssystemen, bei der nachbarlichen Hilfe in der Not oder der Abwehr von Eindringlingen. Solange sich die Nutzung der Allmende im Rahmen der Subsistenzwirtschaft hielt [...] gab es eine gewohnheitsmäßige Selbstbeschränkung.“<sup>801</sup>

Hardin verwechselt die Selbstbezüglichkeit der oikozentrischen Wirtschaftsweise mit Egoismus, der auf rücksichtslose Ertragssteigerungen abzielt. Wirklichen Egoismus, wie ihn Hardins Raubbauwirtschaft unterstellt, könnte sich kein Mitglied einer vormodernen Nutzergemeinschaft dauerhaft erlauben. Die „moral economy“ Bourdieus stellt mit ihrem System sozialen Kapitals und ihrer ökonomischen Reziprozität ein strukturelles Hindernis derartigen Verhaltens dar, dass ja auf die gewaltsame Herauslösung von Ressourcen und Produzenten aus ihrem lokalen Kontext abzielen würde. Das spiegelt sich auf etwas paradoxe Weise selbst in den Problemen wieder, die sich mit dem Anwachsen ländlicher Unterschichten im Vorfeld der Industrialisierung ergaben. Als man aus dorfgemeinschaftlicher Solidarität auch jene die Allmende nutzen ließ, die eigentlich nicht dazu berechtigt waren und damit den „Keim der ökologischen Labilität“<sup>802</sup> in Kauf nahm, folgte man ja gerade keinem Nutzen maximierenden Kalkül, wie Hardin es unterstellt, sondern dem überlieferten Kooperationsgebot.

Die vornehmlich durch gesellschaftliche Modernisierungsprozesse (wie z.B. die „Übergriffe der grundbesitzenden Oberklassen“<sup>803</sup>) zerstörte Allmende in Europa ist dann auch eher als ein Beispiel für die Projektion eines sozial nicht-eingebetteten, an Outputmaximierung orientierten „homo oeconomicus“ auf die Vormoderne zu interpretieren, eines Menschentyps der angeblich nur staatlich zu zügeln ist.

Eine wirkliche Open-access-Situation, die tatsächlich desaströse Folgen zeitigte, verdeutlicht Hardins Fehler: die Geschichte der europäischen Landnahme an der Ostküste Nordamerikas, die von katastrophalen Verlusten an Tierpopulationen und Biodiversität begleitet wurde.<sup>804</sup> Es lässt sich vermuten, dass ein Grund für den Ökozid darin lag, dass die Güter der Natur, wie die Europäer sie seit dem 16. Jahrhundert vorfanden, aus ihrer Sicht „unerschöpflich“ waren –

---

<sup>800</sup> Vgl. Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 17.

<sup>801</sup> Radkau (2002), S. 92.

<sup>802</sup> Ebd., S. 93.

<sup>803</sup> Moore (1974), S. 41.

<sup>804</sup> Vgl. Mowat (1990).



ein fatales Fehlurteil, schließlich kannte man die Biotope kaum, die man bereits zu plündern begonnen hatte. Ein weiterer Grund war die europäische Annahme, dass die Reichtümer des Küstenlandes „niemandem“ gehörten – ein rassistisches Vorurteil, da man die traditionellen CPR-Nutzungsrechte der indigenen Bevölkerung schlicht nicht anerkannte. Da die Europäer den Stämmen auch militärisch überlegen waren, entstand faktisch eine völlig unregulierte Situation. Der gesamte Kontinent war bis zu dem Moment, in dem europäische Siedler seine Güter als öffentliches und privates Eigentum besetzten, quasi „res nullius“<sup>805</sup> – Wildtiere und Fische bleiben dies nach amerikanischem Recht noch heute bis zu jenem Moment, da sie getötet werden – was nicht gerade den Erhalt der materiellen Lebensgrundlagen, wohl aber egoistische Outputmaximierung fördert.<sup>806</sup>

Eine derart unregulierte Situation ist nur dann unproblematisch, wenn es sich bei den genutzten Gütern nicht um solche handelt, die allen gleichermaßen und unbegrenzt zur Verfügung stehen wie etwa Klima, Biodiversität und bestimmte kulturelle Güter (Polytechnik, Sprache), die eben deshalb keine CPR darstellen.<sup>807</sup> Keine noch so intensive Nutzung Einzelner könnte in diesem Bereich die materielle Alltagspraxis einer Gemeinschaft einschränken, zum Teil ist sogar das Gegenteil richtig: Wer sich besonders viel Wissen um Polytechnik aneignet, kann es besser teilen und vermehren, wer die Sprache zur Produktion von Wissenschaft oder Erzählungen nutzt, vermehrt Kulturgüter, die – solange sie nicht monopolisiert werden - tendenziell jedem zur Verfügung stehen usw.

Die Einteilung in regulierte CPRs und unregulierte Güter ist überdies keine statische. Die Struktur der Gemeingüter wandelt sich mit wechselnden ökologischen und sozialen Rahmenbedingungen und stellt immer eine historisch-gesellschaftliche Konstruktion dar, die ein Schlaglicht auf die sozialökologische Situation und die ökonomischen Machtverhältnisse einer Gesellschaft wirft. So wird beispielsweise die vormodern noch unbegrenzt für alle verfügbare Atmosphäre, die der spätrömische „Codex Justinianum“ noch zusammen mit Meeren, Küsten und Flüssen als unreguliertes Eigentum aller Bürger begriff („res communes omnium“),<sup>808</sup> in der Gegenwart zunehmend als „globale[] Allmende“<sup>809</sup> wahrgenommen, d.h. als begrenzt verfügbares und entsprechend in seiner Nutzung (=Verschmutzung) zu regulierendes Gut. Hinter der Rede von der „globalen Allmende“ steht daher auch keineswegs eine positive Wendung der Emittenten zu weltbürgerlicher Verantwortung als vielmehr die

---

<sup>805</sup> Vgl. Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2009), S. 8. Im spätrömischen Recht entsprach dies dem juristischen Status von aufgegebenen Häusern und Strandgut.

<sup>806</sup> Vgl. Lerch (2009), S. 91.

<sup>807</sup> Vgl. Bollier (2009), S. 31f.

<sup>808</sup> Vgl. Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2009), S. 9.

<sup>809</sup> Radkau (2002), S. 285.

„Governance“ des sich rasch weiter verknappenden Gutes – und ein Ende der Prozesse, die zur Verknappung führen, wird nicht einmal thematisiert.

## **VI. Transformation der Gesellschaft – Transformation der Subsistenz**

Die Darstellung der vormodernen Subsistenz hatte sich konsequent auf die sozialmetabolischen Grundlagen materieller, sozialer und kultureller Alltagspraxis bezogen, um deutlich zu machen, dass wesentliche gemeinsame Merkmale aller Subsistenzformen in den Grundformen des Stoffwechsels mit der Natur samt seiner koevolutiv entwickelten Regulierungen und sozokulturellen „Einbettungen“ zu suchen sind. Die industrielle Transformation ist der Grundannahme dieser Arbeit zufolge keineswegs das Ende der Subsistenz, die Transformation verändert aber tiefgreifend die systemischen Rahmenbedingungen der Subsistenz – sowohl materiell-energetisch, als auch sozial, ökonomisch und kulturell. Wenn meine These von der diachronen Fortdauer der Subsistenz zutreffend ist, dann werden sich die in der Moderne beobachtbaren Subsistenzformen als im Kontext dieser modernen Systembedingungen gewandelte oder auch neu entstandene Formen erweisen, die dennoch in ihren eindeutig identifizierbaren Grundstrukturen als Variation vormoderner Muster gelten können. Das heißt, der universalgeschichtliche „Bruch“ der Industrialisierung wird sich insgesamt als Transformationsimpuls für die Subsistenzformen herausstellen, nicht als ihr universalgeschichtliches Ende.

Zunächst soll der im Kern dieses Transformationsimpulses stehende industrielle Sozialmetabolismus untersucht werden, wobei kein Anspruch auf eine vollständige Erklärung seiner Voraussetzungen und Konsequenzen erhoben wird, sondern vielmehr auf eine Darstellung jener system- und evolutionstheoretischen Eckpunkte, von denen sich die maßgeblichen Rahmenbedingungen moderner Subsistenzformen ableiten lassen.

### **1. Systemtheoretisch-evolutionäre Perspektive: Die Emergenz der Moderne im Wechselspiel von energetischer und gesellschaftlicher Transformation**

Der industrielle Sozialmetabolismus durchbricht das Kontinuum des vormodernen Stoffwechsels mit der Natur, indem schrittweise der Übergang zur Nutzung fossiler (und später auch nuklearer) Energieträger vollzogen wird. Über die sporadische und lokal begrenzte Nutzung fossiler Energieträger in der Vormoderne weit hinausreichend, bedient sich die entstehende Industrie in wachsendem Maße der in Kohle, Öl und Gas gespeicherten Solarenergie vergangener Erdperioden.<sup>810</sup> Ohne Fossilenergetisierung wäre die moderne

---

<sup>810</sup> Eine besonders krasse Veranschaulichung dieser Energiefreisetzung findet sich bei Kafka (1980).

Industriegesellschaft und Produktionsweise gänzlich undenkbar gewesen.<sup>811</sup> Das Diktum Rolf Peter Sieferles, wonach ohne Kohle kein Kapitalismus möglich gewesen wäre,<sup>812</sup> stellt diesen Zusammenhang stark vereinfacht dar.<sup>813</sup>

Es gibt andererseits auch keinerlei Hinweise auf eine lineare Kausalität, wonach die Nutzung von Kohle, Öl und Gas als *hinreichende* Bedingung der Modernisierung angesehen werden könnte. Stattdessen rückt die Wechselwirkung von Energiesystem und sozialer Umwelt als geschichtliche Kraft in den Blickpunkt: Wie im Folgenden gezeigt werden soll, bereitet der Wandel der sozialen Umwelt in der späten europäischen Agrargesellschaften genau jener großmaßstäblichen Nutzung fossiler Energieträger den Boden, die später den sozialmetabolischen und in Folge auch den sozialen und kulturellen Rahmen der Vormoderne aufsprengt.

### ***Attraktoren der Industrialisierung***

Dabei sind die wesentlichen Eigenschaften des industriellen Sozialmetabolismus aus systemtheoretischer Sicht in seinen Attraktoren angelegt. Kennzeichnend für die Attraktoren des industriellen Sozialmetabolismus sind vor allem deren einzigartige Reichweite, Dynamik und evolutionäre „Durchschlagskraft“. Ein „gewöhnlicher“ Attraktor vermag die Realisierung bestimmter anderer Gestaltmöglichkeiten in einem bestimmten Umfang zeitlich und räumlich auszuschließen - dieses geschieht regelmäßig und stabilisiert die entsprechend aufgebaute Komplexität. Die Realisierung der fossilenergetischen Attraktoren dagegen bringt immer schneller und in immer größerem Maßstab Strukturen, Zwänge und Risiken hervor, die eine Abnahme von Komplexität und Stabilität im *größtmöglichen* (globalen) Maßstab bewirken. Damit werden selbst die evolutionären Spielräume *zukünftiger* evolutionärer Prozesse drastisch verringert.<sup>814</sup>

Der für die Industrialisierung bedeutsamste Attraktor ermöglicht die Maximierung von Stoff- und Energieflüssen und bildet somit zugleich den Attraktor der Entropiemaximierung. Fossile Energien stellen, da sie über lange erdgeschichtliche Perioden hinweg gespeichert wurden, zumindest mittelfristig ein extrem hohes Quantum an Energie bereit, das nicht an eine Flächen- und Zeiteinheit zur Regeneration gebunden ist. In der Industriegesellschaft werden

---

<sup>811</sup> Vgl. Ullrich (1993), S. 396f.

<sup>812</sup> Vgl. Sieferle (1982), S. 13.

<sup>813</sup> Notwendige Präzisierung: Sieferle meinte hier sicherlich den modernen, eine Gesellschaft als ganze beherrschenden Industriekapitalismus; verschiedene Formen von Kapitalismus hatten bereits Jahrhunderte vorher in Teilbereichen der Gesellschaft bestanden, vgl. Fülberth (2008), S. 133ff. Selbstverständlich gilt Sieferles Aussage auch für die realsozialistische Industriegesellschaft, die sich an der materiellen Basis hinsichtlich ihres Sozialmetabolismus` und im ideologischen Bereich hinsichtlich ihrer meist produktivistischen Ausrichtung wenig vom kapitalistischen System unterscheidet. Zur Kritik des industriellen Mensch-Natur-Verhältnisses in der marxistischen Theorie vgl. Albers/Peter (1986) und Tjaden (1991).

<sup>814</sup> Vgl. Kafka (1994).

heute nach einer einfachen Faustformel pro Jahr so viele fossile Energiebestände verbraucht, wie in einer Million Jahre entstanden sind.<sup>815</sup> In kritischer Wendung gegen eine Gedankenfigur des Biologen Carsten Bresch kann man diesen entropieverstärkenden Attraktor auch als den „Monon“-Attraktor bezeichnen. Das „Monon“ stellt nach Bresch das Ende autonomer, kleinräumig-vielfältiger, flächen- und zeitgebundener Komplexität dar, die durch Integration in eine monolithische Struktur großmaßstäbliche Versorgungs- und Kommunikationsnetzwerke aufgehoben wird.

„Es ist die immer wiederkehrende Zusammenfassung von bisher unabhängig nebeneinander Existierendem zu komplexeren Mustern – zu Ganzheiten höherer Stufe – zu Ganzheiten höherer Wirkungspotenz.“<sup>816</sup>

Bresch benennt mit der Tendenz zu globaler Integration und Vereinheitlichung einerseits ein wichtiges Merkmal der Moderne, seine stark teleologische Argumentationslinie, wonach Vereinheitlichung und „Wachstum“ Stabilität und neue Vielfalt erzeugen, ist aber unhaltbar. Die industriell freigesetzten Stoff- und Energieflüsse werden aus den großmaßstäblichen Produktions- und Versorgungseinrichtungen dezentral (in Form von Produkten, Dienstleistungen, Information und Energie) *verteilt*, sie tragen aber durch ihren nicht-reflexiven Charakter kaum zum Aufbau und zur Stabilisierung von Komplexität bei. Auf der Basis des maximierten Stoffwechsels mit der Natur werden vielmehr monolithische Megastrukturen geschaffen. Keine dieser Strukturen ist jedoch ohne beständige zentrale Versorgung mit Energie und Materie lebensfähig. Bresch` „Monon“ ist deshalb wenig mehr als die ideologisch auf die Spitze getriebenen Umsetzung des Prinzips von „Einfalt und Raserei“, eines weiteren wesentlichen Attraktors des fossilen Energiesystems: Beschleunigung aller produktiv-ökonomischen und damit auch weitere Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens. Im Rückgriff auf Peter Kafka lässt sich argumentieren, dass die fossilenergetisch befeuerte „Explosion“<sup>817</sup> diesen Attraktor nur kurzfristig evolutionär überlegen und höchst instabil macht. Kafka spricht in diesem Zusammenhang auch von der „attraktiven Instabilität“<sup>818</sup> vieler Strukturen der global expandierenden Moderne, die ihre Durchschlagskraft aus dem Selektionsvorteil des fossilenergetisch ermöglichten „Große[n] und [...] Schnelle[n]“<sup>819</sup> der global eingesetzten Megatechnik gewinnen.<sup>820</sup>

---

<sup>815</sup> Vgl. Siefert (1982), S. 61.

<sup>816</sup> Bresch (1977), S. 244.

<sup>817</sup> Siefert (1982), S. 15.

<sup>818</sup> Kafka (1994), S. 113.

<sup>819</sup> Ebd., S. 11.

<sup>820</sup> Vgl. ebd., S. 116.

### ***Die Emergenz der industriellen Moderne***

Die fossilenergetische „Entfesselung der industriellen Produktivkräfte“<sup>821</sup> bildet dabei – ähnlich wie die Neolithische Revolution - eine Emergenzerscheinung, die keiner historischen Problem-Lösung-Logik zugeordnet werden kann. So ist in 1.3.1.2 bis 1.3.1.6 bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, dass sich eine *allgemeine Krise* des vormodernen Energiesystems, die sich in weit verbreitetem materiellem Mangel geäußert hätte, am Vorabend der Industrialisierung in Europa gerade *nicht* nachweisen lässt: Wirklicher Mangel und eine krisenhafte Destabilisierung des Mensch-Natur-Austausches ist nur in kleinen Teilbereichen des sozialmetabolischen und gesellschaftlichen Systems nachweisbar. Dass die Emergenz der Moderne von diesen kleinen destabilisierten Bereichen ausgehen konnte, erscheint zunächst mehr als fraglich. Einen Schlüssel zur Lösung dieses Problems erhält man aus dem systemtheoretischen „Modell des durchbrochenen Gleichgewichts“.<sup>822</sup> Nach diesem Modell kam es zur Systemtransformation, weil periodisch auftretende Schwankungen des alten sozialmetabolischen und gesellschaftlichen Systems sich dahingehend positiv rückkoppelten und verbreiteten, dass die vielfältigen koevolutiven Selbststeuerungskräfte überwunden wurden und sich ein neues System herausbilden konnte bzw. ein Prozess bis heute fortwährender Transformation angestoßen wurde. Die „Abfolge von Gleichgewichtszuständen“<sup>823</sup> auf der Grundlage materiell-energetischer Systemobergrenzen, die für die Vormoderne kennzeichnend gewesen war, wurde auf diesem Wege irreversibel durchbrochen. Der „europäische Sonderweg“ erweist sich dabei zunehmend als „nicht funktional determiniert[es]“, widerspruchsvolles, sich tendenziell verselbständigendes, seine eigenen Sachzwänge hervorbringendes, sich in seinen riskanten Nebenfolgen verstrickendes und gerade dadurch höchst dynamisch und *als Ganzes* ungesteuertes „Experiment“ der menschlichen Geschichte.<sup>824</sup>

Zur Klärung dieses „Phasenübergangs“ ist es hilfreich, die eher uneindeutigen Engpässe bestimmter an „Wachstum“ interessierter Wirtschaftsbereiche hintenan zu stellen und vielmehr die *gesellschaftlich-kulturellen Instabilitäten* ins Auge zu fassen. Die Instabilitäten der sozialen Umwelt mündeten schon lange vor der Industriellen Revolution in einen allmählichen Wandel der Agrargesellschaften (Anfänge moderner Rationalität, calvinistisch-bürgerliche Ethiken, begrenzte wissenschaftliche und technologische Innovationen, Beginn

---

<sup>821</sup> Sieferle (1982), S. 13.

<sup>822</sup> Sieferle (2003), S. 13.

<sup>823</sup> Sieferle (2003), S. 9.

<sup>824</sup> Vgl. ebd., S. 13ff, 48 und Beck (1996), Beck (1986).

der europäischen Expansion nach Übersee, bürgerliche Revolutionen etc.). Der gesellschaftliche und kulturelle Wandel, der das Ancien régime Europas zunehmend erfasste und destabilisierte, kann hinsichtlich seiner isolierten Vorläuferphänomene und historischen Voraussetzungen in England z.T. bereits rund drei Jahrhunderte vor der eigentlichen Systemtranszendenz sicher angesetzt werden.<sup>825</sup> Das gesellschaftliche System verließ jedoch dabei noch nicht die materielle Grundlage des modifizierten Solarenergiesystems. Dass diese Transformation der sozialen Umwelt letztlich entscheidend für den Verlust des alten Gleichgewichts und auch für die Überwindung des alten solarenergetischen Systems war, lässt sich an Hand von zwei sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Argumenten zeigen.

1. **Modernisierung als gesellschaftspolitisches Projekt:** Zum einen ist hier der Hinweis von Polanyi wichtig, wonach die Umsetzung des politisch-kulturellen „liberalen Kredo“<sup>826</sup>, das die Etablierung moderner Marktstrukturen in England forciert, besonders im 19. Jahrhundert keineswegs ein orthogenetischer „Selbstläufer“ ist, sondern erheblicher politischer und ökonomischer Impulse durch partikulare ökonomische Interessengruppen bedarf,<sup>827</sup> ähnlich wie auch heute Transformationen landwirtschaftlicher Lebenswelten mit dem Handeln konkreter weltwirtschaftlicher Akteure und Institutionen verbunden sind.<sup>828</sup> Die soziale Umwelt der Agrargesellschaft Englands wird demzufolge „von oben“, ausgehend von partikularen, durch soziale Asymmetrien bevorzugten Akteuren destabilisiert und schrittweise umgeformt, etwa durch die Auflösung der sozialen Verbände, worauf ich gleich noch gesondert eingehe. Die Industrialisierung ist damit auch eine Transformation der Surplusabschöpfung und ihrer Strukturen und Institutionen. Otto Ullrich spricht in diesem Zusammenhang von der Durchsetzung industriegesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, die durch eine „Superstruktur“ aus Technik, Wissenschaft und Kapital erzeugt, erhalten und gesteuert werden.<sup>829</sup> Das „Inferno des Frühkapitalismus“<sup>830</sup>, das zu Beginn der Transformationsära große Teile besonders der ländlichen Unterschichten durch zunehmende Verknappung und Entzug der

---

<sup>825</sup> Vgl. die verschiedenen Datierungsversuche der Geschichtswissenschaft bei Sieferle (2003), S. 28f. und S. 45, die die gesellschaftlichen Voraussetzungen der Industriellen Revolution z.T. bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen (Frühkapitalismus) und den eigentlichen Systembruch zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert in England ansiedeln.

<sup>826</sup> Polanyi (1978), S. 187.

<sup>827</sup> Vgl. Polanyi (1978). Zu den Widerständen vgl. besonders Sieferle (1984).

<sup>828</sup> Vgl. Bello (2010), S. 29ff.

<sup>829</sup> Vgl. Ullrich (1977), S. 9. Ullrichs „Superstruktur“ ähnelt dem Konzept der Mumfordschen (1977) „Megamaschine“, ist diesem jedoch m.E. überlegen, wo es die Affinität von industriegesellschaftlicher Technik und Herrschaft mitdenkt.

<sup>830</sup> Polanyi (1978), S. 216.

Subsistenzmittel und weitere Zwänge des politisch-ökonomischen Systems in eine Mangelkrise stürzt<sup>831</sup> bringt eine von Marktförmigkeit geprägte soziale Umwelt hervor. Auf diese Marktförmigkeit der sozialen Beziehungen als Rahmenbedingung für Subsistenzformen komme ich weiter unten noch zurück. Die fossilen Energien sind dabei zunächst nur das funktionale Mittel zur Realisierung dieser Wachstumsprozesse, sie geben dabei nicht die „Logik“ der sozialen Umwelt vor, die sich dieses Mittels bedient. Erst nach dem Einsetzen von positiven Rückkopplungsprozessen von Produktion, Kapitalakkumulation und Technologie, die sich aus der scheinbaren unbegrenzten Verfügbarkeit der Energieträger und der parallel verlaufenden Auflösung vormoderner gesellschaftlicher Gesellschaftsstrukturen ergeben, kann hier von einer sich verselbständigenden Transformation gesprochen werden. Dass diese ökonomischen und sozialen, destabilisierenden Impulse im Verbund mit den Möglichkeiten des fossilen Energiesystems wirksam werden können, verdankt sich also einer spezifischen Konstellation der Institutionen und Interessengruppen der sozialen Umwelt. Herrschaftsverhältnisse und neue Formen der Produktion befinden sich in einer die „Blindheit“ der gesellschaftlichen Entwicklung forcierenden Rückkopplungsschleife.<sup>832</sup> Zugleich bringen diese Destabilisierungen eine Reihe von riskanten gesellschaftlichen „Nebenfolgen“ mit sich, deren Bewältigung selbstverstärkend zu weiteren Instabilitäten führt.<sup>833</sup> Die Pauperismus-Krise der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Massen von Menschen die alte sozialmetabolische Subsistenzgrundlage entzieht, ist möglicherweise ein solches Ereignis positiver Verstärkung, da sie das System von Surplusabschöpfung durch Lohnarbeit, Tauschwertproduktion und Warenförmigkeit auf der Grundlage der durch die Industrialisierung bewirkten *vertieften* sozialen Ungleichheit und Abhängigkeit antreibt. Weitere Elemente positiver Verstärkung könnten die von der Dependenz- und Weltsystemtheorie nachgezeichneten Expansions- und Integrationsbestrebungen der Industriegesellschaften sein, die zur Durchsetzung weltweiter Waren- und Produktionsketten und entsprechender Abhängigkeitsbeziehungen führen.<sup>834</sup>

---

<sup>831</sup> Vgl. Moore (1974), S. 40ff, Polanyi (1978), S. 182ff, S. 214f.

<sup>832</sup> Vgl. Ullrich (1977), S. 10f.

<sup>833</sup> Vgl. Polanyi (1978), S. 187.

<sup>834</sup> Vgl. zur Expansion des kapitalistischen Weltsystems Elsenhans (2007) und Brenner (1983); zur expansiven Durchsetzung der Warenförmigkeit (Kommodifizierung) Wallerstein (1984a), S. 9ff.



## 2. *Das Wechselverhältnis von gesellschaftlicher und technologischer Modernisierung:*

Auf die Bedeutung der sozialen Umwelt verweist zum anderen auch noch Siefertles Argument von der notwendigen „Koinzidenz von Ressource und Verfahren“.<sup>835</sup> Dies impliziert, dass die Nutzung fossiler Energien nur in einer bereits in *bestimmten* Teilbereichen dynamisierten vormodernen sozialen Umwelt möglich ist, die zu der „Ressource“ auch wissenschaftliche, technische, ökonomische, kulturelle („Akzeptanz“) und soziale Faktoren („Bedarf“) in einer offenbar für die Transzendenz des agrarischen Systems entscheidenden „hochkontingenten Konstellation“<sup>836</sup> hinzufügt. Bei dieser Dynamisierung nimmt der Prozess der fortschreitenden Marktintegration eine dominante Rolle ein, die bereits im Zusammenhang mit der teilweisen Monetarisierung der Surplusabschöpfung (Abschnitt 1.3.1.7) gestreift wurde. Die moderne Marktintegration wird bei Siefertle als eine der vormodernen „Normintegration“<sup>837</sup> entgegen gesetzte gesellschaftliche „Klammer“ konzipiert. Dies setzt mehr voraus, als dass es erklärt, *warum* im Verlauf der Transformation der Markt diese dominante Stellung einzunehmen vermag, in alle ökonomischen und sozialen Beziehungen eindringt und die vormoderne soziale Umwelt aufheben kann. Bei Godelier finden sich theoretische Ansätze, die diese Lücke füllen. Die Marktförmigkeit als dominantes, unabhängig von kleinräumigen Wirtschaftseinheiten die gesellschaftlichen Beziehungen strukturierendes Prinzip tritt in der Transformationsphase zunehmend an die Stelle von räumlich begrenzten Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen, in biokultureller Vielfalt verankerten Mythen, Religionen und traditioneller lokaler Politik.<sup>838</sup> Diese hatte ihrerseits massive Systemzwänge generiert, doch diese Wirkungen waren im Rahmen des vormodernen Sozialmetabolismus und der kleinräumig-dezentralen Institutionordnung und ihrer biokulturellen Vielfalt geblieben. Godelier argumentiert nun, dass der moderne Markt, der die großmaßstäblichen Energie- und Materieströme bündelt und verteilt, eben deshalb Zwangscharakter bekommt, weil er nicht eine beliebige soziale Institution neben gleichberechtigten anderen ist, sondern weil die Marktförmigkeit zugleich die alle Handlungen strukturierende *Funktion* der Gesellschaft ist. Institution und Funktion fallen im Markt zusammen und ergeben eine

---

<sup>835</sup> Siefertle (2003), S. 31.

<sup>836</sup> Ebd., S. 44.

<sup>837</sup> Siefertle (1984), S. 20.

<sup>838</sup> Vgl. Groh (1990), Vorwort in Godelier (1990), S. 8.

monolithische, äußerst wirkmächtige Struktur.<sup>839</sup> Die z.T. erbitterten und lang anhaltenden sozialen und kulturellen Widerstände, auf die die Durchsetzung der Marktförmigkeit und Modernisierung im Allgemeinen in Europa stößt, zeigen, dass diese Form der Modernisierung sich nur gegen erhebliche koevolutive Selbststeuerungs- und Beharrungskräfte der betroffenen Gesellschaften durchsetzen lässt.<sup>840</sup> Die „moral economy“ lebt sogar, wie bereits gezeigt wurde, in vielfältigen Formen nachbarschaftlicher und proletarischer Selbstorganisation und Kultur fort.<sup>841</sup> Die wachsende Dynamik der „Great Transformation“ seit dem 19. Jahrhundert kann in diesem Sinne als schrittweise Ablösung von den vormodernen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Attraktoren und ihren Beharrungskräften interpretiert werden.<sup>842</sup>

## **2. Sozialmetabolische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen für Subsistenzformen in der Moderne**

Der nächste Untersuchungsschritt führt zu einem Paradoxon: Die oben skizzierte Emergenz der Moderne aus einer historisch einzigartigen Konstellation, die nichts von orthogenetischer Zwangsläufigkeit und „Fortschrittlichkeit“ in sich trägt, schafft eine Ausgangssituation, die vielfach Züge von materiellen Sachzwängen und gesellschaftlichen Verselbständigungen, also durchaus engen Gestaltungsräumen und Zwangsläufigkeit aufweist.

### ***Das „Ende der Fläche“***

Auf der Basis des fossilen Sozialmetabolismus löst sich die Industriegesellschaft von der dezentralen, zeit- und flächengebundenen Energieerzeugung und Energiespeicherung durch Biomasseproduktion, die für die vormoderne Ökonomie kennzeichnend war. Daher führt der industrielle Sozialmetabolismus, konsequent angewendet, zum „Ende der Fläche“.<sup>843</sup> Zum Energiepotential der agrarisch und forstwirtschaftlich nutzbaren Fläche tritt die Fläche des „unterirdischen Waldes“, die Bünting angekündigt hatte. Aus der additiven Energiequelle wird unter den ökonomischen Zwängen rascher Produktionszuwächse rasch die Hauptenergiequelle der sich industrialisierenden Ökonomie: In Großbritannien wird bereits um 1820 aus Kohle ein Energiequantum gewonnen, das der hypothetischen Summe der Biomasseproduktion der gesamten Fläche des Landes entsprechen würde.<sup>844</sup> Die damit

---

<sup>839</sup> Vgl. Godelier (1990), S. 211 und Groh (1992), S. 28.

<sup>840</sup> Vgl. Sieferle (1984).

<sup>841</sup> Vgl. Thompson (1987) und Thompson (1982).

<sup>842</sup> Vgl. Sieferle (1984).

<sup>843</sup> Sieferle/Krausmann/Schandl/Winiwarter (2006), Buchtitel.

<sup>844</sup> Sieferle (2003), S. 34.

erstmal in der Menschheitsgeschichte ermöglichten scheinbar unbegrenzten Wachstumsprozesse bleiben nicht auf einzelne Bereiche der Wirtschaft beschränkt. Ein Grund dafür ist (neben den unten noch erläuterten gesellschaftlichen Faktoren) im Attraktor der Fossilenergetisierung bereits enthalten: Fossile Energie kann bei ihrer Freisetzung akkumulativ und dynamisierend wirken. Sie fließt in verschiedene Bereiche der Produktion, die dadurch „Wachstum“ und Transformationen erfahren, bezieht bislang ortsgebundene Energie aus Biokonversion, Materie und Arbeitskraft ein und wirkt gleichzeitig als Rückkopplungsschlüssel zur gesteigerten Freisetzung weiterer Energiequanten. Dies ist bereits sehr deutlich an der industriellen Überwindung der energetisch-systemischen Beschränkungen des vormodernen Bergbaus und Hüttenwesens ablesbar, des späteren Schlüsselsektors industrieller Produktion im 19. Jahrhundert. Die Anlage immer tieferer Bergwerksstollen, die erstmals mit Hilfe von Dampfmaschinen zur Entwässerung möglich wird und der Aufbau mechanisierter und hochenergetisierter Schwerindustriebetriebe deuten auf die Aufspaltung des alten Energiesystems hin.<sup>845</sup> Die Abkopplung von der Fläche und den natürlichen Bedingungen drückt sich auch bei der Wind- und Wasserkraft aus: So war die Wassermühle des europäischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit noch eine an topographische Bedingungen, jahreszeitliche Zyklen und natürliche Schwankungen gebundene Kraftmaschine, deren Output sozialmetabolisch begrenzt blieb – so sehr man das solarenergetische System auch durch technische Effektivierungen des Antriebs und Verbesserung der angeschlossenen Arbeitsmaschinen ausreizen konnte. Die modernen, beliebig vermehrbaren Kraftmaschinen erlaubten es dagegen, an jedem geeigneten Ort der Erde die für die Produktion notwendigen Energiemengen bereitzustellen und sich auf diese Weise von den Beschränkungen durch die Reflexivität und Eigenmächtigkeit der Natur abzukoppeln. Der industrielle Sozialmetabolismus vervielfacht auf diese Weise den Energie- und Materiedurchsatz der Vormoderne: Während in Agrargesellschaften etwa 200 Megajoule Energie pro Kopf und Tag und im Jahr etwa vier Tonnen Materie umgesetzt werden, verbraucht ein US-Bürger heute weniger als Produzent, v.a. aber als Konsument, etwa 1000 Megajoule pro Tag und setzt im Jahr 22 Tonnen Materie um. Zum Vergleich: Der biophysische Grundumsatz des menschlichen Organismus beträgt 10 Megajoule pro Kopf und Tag.<sup>846</sup> Zwischen 1850 und dem Ende des 20. Jahrhunderts hat sich der weltweite Primärenergiebedarf der Menschheit, gemessen in Steinkohleeinheiten, etwa vertausendfacht,

---

<sup>845</sup> Vgl. Selmeier (1984), S. 75ff, zur vormodernen Metallurgie und ihren Beschränkungen vgl. ferner Paulinyi/Troitzsch (1997), S. 33ff, 64f.

<sup>846</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 18.

der Stoffumsatz ebenso.<sup>847</sup> Von der Fläche abgelöst wird aber auch das zuvor eher moderate Wachstum der Weltbevölkerung, das sich mit verbesserten epidemiologischen Bedingungen und der Auflösung der ländlichen Gemeinschaften von vielen limitierenden koevolutiven Regulierungen (z.B. Heiratsbeschränkungen, rechtliche Bindung der Individuen an lokale Gemeinden etc.) abkoppelt. Zwischen 1750 und 1850 wächst die europäische Bevölkerung gebietsweise mit jährlichen Raten von einem Prozent.<sup>848</sup> Dieses Wachstum ist zwar nicht allein durch die Fossilenergetisierung erklärbar – denn häufig werden die bestehenden vormodernen Instabilitäten unzureichender demographischer Regulation in der Transformationsära nur verschärft<sup>849</sup> - ist aber hinsichtlich seiner Reichweite und seiner Auswirkungen mit der fossilenergetisch alimentierten gesellschaftlichen Transformation eng verknüpft. Das gilt auch für die ebenfalls demographisch wirksame Armut wachsender Anteile der Bevölkerung: Die mit der beginnenden Industrialisierung ansteigende Geburtenrate ist v.a. dort rückläufig, wo sich Menschen eine gewisse materielle Sicherheit schaffen können – wachsende Armut verlangsamt dagegen den Rückgang der Geburtenrate.<sup>850</sup> Der wachsende Druck auf die agrarisch nutzbaren Flächen geht mit einer energetischen Intensivierung und Outputsteigerung einher.<sup>851</sup> Der Aufbau großmaßstäblicher Netzwerke für Energie und Materie schlägt sich also zunächst einmal in einer drastischen quantitativen Ausweitung des Sozialmetabolismus nieder, von dessen Aufrechterhaltung die gesamte materielle und soziale Umwelt des Industriezeitalters abhängt.

### ***Weltökonomie und „Megamaschine“: Globale Netzwerke für Energie und Materie***

Qualitativ lässt sich feststellen, dass die freigesetzten Energie- und Materieströme die Menschen in die Lage versetzen, die dezentrale-kleinräumige und autonome Kolonisierung der Natur zugunsten einer annähernd globalen Versorgung mit Formen von Energie und Materie aufzuheben. Produktion und Konsum der Industriegesellschaften sind nicht mehr an einem Ort oder in einer Region vereint, sondern werden schrittweise an wechselnde Orte verlagert. Die klare sozialmetabolische Hierarchie von Herrschaftszentrum und Land, die in verschiedenen Variationen in der Vormoderne anzutreffen war, wandelt sich im Zuge der Modernisierung zu einem unübersichtlichen, synchronen Nebeneinander von Produktion und Konsum in Stadt *und* Land, Zentrum *und* Peripherie. Das sozialmetabolische Gefälle verschiebt sich in Europa in der Moderne zunächst weg von den traditionellen

---

<sup>847</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 155.

<sup>848</sup> Vgl. Habakkuk (1973), S. 207.

<sup>849</sup> Vgl. ebd., S. 210.

<sup>850</sup> Vgl. Birg (1996), S. 79ff.

<sup>851</sup> Vgl. Sieferle (1997a), S. 154.

Herrschaftszentren der späten Agrargesellschaft in die entstehenden Industriezentren, die sich wiederum an den Lagerstätten der Ressourcen und Energieträger orientieren, neben denen die alten Herrschafts- und Verwaltungszentren fortbestehen. Den neuen Zentren stehen die „agrarisches-kleinstädtisch geprägten Gebiete[]“<sup>852</sup> gegenüber, die den Großteil der Landfläche bedecken. Heute treten im Zuge des Industriesystems immer stärker die „Fliehkräfte“ der fossilen Energetisierung zutage. Die Mobilisierung von Anlagen, Arbeitskräften, Ressourcen, Technologie und Kapital in Verbindung mit der technischen Flexibilisierung der Produktionsabläufe und der weiter fortschreitenden Arbeitsteiligkeit schafft zunehmend eine „totale Landschaft“<sup>853</sup> der dezentralen Produktionsstätten<sup>854</sup>, in der Megastädte und –slums wachsen, die vor allem zum Auffangbecken der wirtschaftlich und sozial Desintegrierten werden.<sup>855</sup> Erstmals in der Menschheitsgeschichte existiert damit eine weltweit vernetzte Ökonomie:

„ [A] large geographic zone within which there is a division of labor and hence significant internal exchange of basic or essential goods as well as flows of capital and labor [which is] not bounded by a unitary political structure.“<sup>856</sup>

Beständig beschleunigte Information und Transportmittel (beides letztlich auf fossiler Grundlage) überbrücken den zwischen den einzelnen Produktions- und Konsumtionsorten liegenden Raum, lösen auf dem Wege der Marktintegration traditionelle biokulturelle Vielfalt auf ohne neue stabile Formen zu schaffen und münden häufig in eine allgemeine Beschleunigung aller Lebensvorgänge und eine Ortlosigkeit von Produktion, Konsum und Lebensformen.<sup>857</sup> In gleicher Weise werden auch die ökologischen und sozialen Krisenerscheinungen zu globalen Risiken: Ab die Stelle lokaler Krisen und Zusammenbrüche treten weiträumige ökologisch-systemische Krisen, die ganze Vegetationszonen, die Weltmeere und das globale Klimasystem betreffen.<sup>858</sup> Billig produzierte und global gehandelte Massengüter wie das englische Baumwolltuch des 19. Jahrhunderts werden in die zunehmend liberalisierten nationalen, regionalen und lokalen Märkte eingebracht und ersetzen lokale Produktionszusammenhänge und zugehörige soziale und kulturelle Traditionen, etwa in den britischen Kolonien Asiens.

---

<sup>852</sup> Ebd., S. 207.

<sup>853</sup> Ebd., S. 205.

<sup>854</sup> Ebd., S. 205.

<sup>855</sup> Vgl. Davis (2007).

<sup>856</sup> Wallerstein (2005), S. 23.

<sup>857</sup> Vgl. Siefert (1997a), S. 205ff. Aus kulturgeschichtlicher Sicht vgl. Gronemeyer (1993), S. 107ff.

<sup>858</sup> Vgl. Beck (1996). Interessanterweise berühren sich in diesem Punkt die Deutungen Becks, Siefert (1997b) und Kafkas (1994).

Die Stoff- und Energieströme erhalten zugleich häufig die gesellschaftliche Form von Warenketten, deren Knotenpunkte zugleich Knotenpunkte gesellschaftlicher Macht, Abhängigkeit und Ungleichheit sind, da die Warenketten von multinationalen Konzernen organisiert werden, die wiederum über ihr Privateigentum an Produktionsmitteln die marktformigen Systeme von Lohnarbeit und Güterdistribution kontrollieren.<sup>859</sup> Zur Voraussetzung haben diese Warenketten die Existenz warenförmig zugerichteter Arbeitskraft, Flächen und Ressourcen. Da diese aber in der vormodernen Gemeinheit kaum voneinander trennbar, geschweige im modernen Sinne käuflich sind, bedarf es der gewaltsamen Zerschlagung der demographisch und ökonomisch ohnehin bereits destabilisierten vormodernen Sozialverbände, ihres Landbesitzes und ihrer risikominimierenden Gemeinschaftslogik, worauf bereits im Zusammenhang mit der „moral economy“ der Subsistenz hingewiesen worden war.<sup>860</sup> Die Folgen dieser Zerschlagung durch Land- und Ressourcenraub, Gesetzgebungsmaßnahmen (Einhegungen und Gemeinheitsteilungen) und ökonomischen Anpassungsdruck zeichnet Marianne Gronemeyer nach:

„Wer das Land der allgemeinen Nutzung entzieht, gewinnt Verfügung über die Menschen. Denn: wer sich nicht erhalten kann, muss sich verdingen. Die Verfügungsgewalt ist nicht nur eine über die *Arbeitskraft*, sondern, was schwerer wiegt, eine über die *Lebenszeit*, und was noch schwerer wiegt: die Menschen werden ihrer *Daseinsmächtigkeit* und Selbsterhaltungskompetenz beraubt, d.h. ihrer Fähigkeit, ihr Leben in Gemeinschaft mit anderen aus eigenen Kräften zu erhalten und zu gestalten. Der Zaun [der die Subsummierung der natürlichen Ressourcen und Landflächen unter das europäisch-moderne Privateigentum symbolisiert; C.B.] macht aus daseinsmächtigen Menschen *belieferungsbedürftige Mängelwesen*. Weder können sie sich *nehmen*, was die Natur gewährt, noch können sie herstellen, was sie zum Leben brauchen. Sie müssen es sich *zuteilen* lassen unter Bedingungen eines ungleichen Tausches. [...] An die Stelle der gemeinschaftlichen Nutzung des Landes tritt die Rivalität um die rationierten *Lebens-Mittel*, der Verteilungskampf. Das Prinzip des Teilens weicht dem der Zuteilung.“[alle Hervorhebungen im Original; C.B.]<sup>861</sup>

Hinzu kommt noch die Möglichkeit, nach Auflösung der Sozialverbände peripherer Regionen des Weltsystems dort soziale und ökologische Kosten zu externalisieren und Kapital aus Warenproduktion zu maximieren: Beispiele hierfür sind etwa die koloniale Ausbeutung des Trikont sowie neuzeitliche Sklaverei und Plantagenwirtschaft.<sup>862</sup>

### ***Wachstum von Produktivität und Entropie: Biokonversion mit negativer Energiebilanz***

Für die Subsistenz ist besonders der von Kapitalisierung begleitete Fluss fossiler Energie in die landwirtschaftliche Produktion bedeutsam. Zur Vereinfachung soll hier zunächst auf die Teile der agrarischen Produktion eingegangen werden, die – besonders in den heute führenden Industrieländern - am deutlichsten den Übergang zu einer fossilenergetisierten Form der

<sup>859</sup> Vgl. Wallerstein (1984a), S. 11f.

<sup>860</sup> Vgl. Moore (1974), S. 40ff, Polanyi (1978), S. 182ff, S. 214f.

<sup>861</sup> Gronemeyer (1988), S. 31f.

<sup>862</sup> Vgl. Middell (2007), S. 18.

Nutzung von Biokonvertern vollzogen haben. Der universalgeschichtliche „Bruch“ der Industrialisierung zeigt sich besonders beim Blick auf die landwirtschaftliche Energiebilanz. Für die vormoderne Subsistenzlandwirtschaft gilt auf Grund der bereits genannten sozialmetabolischen Wirkungszusammenhänge:

„Die traditionelle Landwirtschaft muss [...] prinzipiell mit einem positiven energetischen Erntefaktor arbeiten, d.h. längerfristige Energiedefizite sind hier nicht möglich.“<sup>863</sup>

Die Bilanz der modernen industrialisierten Landwirtschaft, die heute weitgehend in den von industrieller Produktion ökonomisch dominierten Weltmarkt integriert ist, weist dagegen regelmäßig ein energetisches Defizit auf:

„Man brachte es soweit, dass man vielfach mehr fossile Energie zur Feldbestellung, Düngung und Schädlingsbekämpfung aufwenden muss, als schließlich in der Pflanze photosynthetisch gebunden ist. Die Landwirtschaft ist damit nicht länger ein System zur Gewinnung von Energie, sondern nur noch zur Stoffumwandlung [...]. Es liegt auf der Hand, dass dies nur so lange möglich ist, als eine externe Energiequelle zur Verfügung steht.“<sup>864</sup>

Der Globalisierungskritiker Daniel Imhoff schätzt, dass das Verhältnis zwischen Input aus „externen Energiequellen“ und Kalorienoutput der industriellen Landwirtschaft drei zu eins beträgt – eine Bilanz, die Begriffe wie „Raubbau“ und „Verschwendung“ förmlich provoziert.<sup>865</sup> Die aus systemischer Sicht „externen“ Ressourcen sind die fossilen Energiebestände, die vor allem in Form von Arbeitsmaschinen für den Landbau, mechanischer Energie aus Verbrennungsmotoren sowie Kunstdünger- und Pestizidherstellung in die Agrarproduktion eingehen. Die fossile Energie geht über die technischen Innovationen der Dampfmaschine und des Verbrennungsmotors als orts- und zeitunabhängig verfügbare Kraftmaschinen für mechanische, thermische und elektrische Energie nach und nach in alle anderen Produktionsbereiche über, wo sie theoretisch die beliebige Ausdehnung der zunehmend mechanisierten Produktion erlaubt – an jedem Ort des Planeten. Der externen, maximierbaren Energiezufuhr steht jedoch keine ausreichende Senke für die erzeugte Entropie gegenüber. Während die weitgehend geschlossenen Energie- und Stoffkreisläufe der vormodernen Landwirtschaft dazu geführt hatten, dass die Entropieerzeugung minimiert wurde, steigt die Entropieerzeugung im industriellen Sozialmetabolismus in Form von Emissionen, Abwärme, Abwasser und Abfällen zwangsläufig immer weiter an – zumal die zur Verfügung stehenden Senken und „Pufferzonen“ (z.B. Wälder, Meere, Polkappen, Phytoplankton etc.) zerstört werden oder ihre Funktionsfähigkeit nach und nach verlieren. Die Müllberge der Industriegesellschaft

---

<sup>863</sup> Siefertle (1997a), S. 80. Einen ähnlichen Zwang zum energetischen Plus sieht Siefertle (2003), S. 20 beim Transport, dessen Kosten im Rahmen des Solarenergiesystems schnell die Gewinne überstiegen.

<sup>864</sup> Siefertle (1982), S. 63f. Ähnlich in Siefertle (1997a), S. 145f.

<sup>865</sup> Vgl. Bello (2010), S. 50.

illustrieren eine Tendenz zur Entropiemaximierung mit wenig Aussicht, den Abfällen mehr als etwas thermische Energie abzugewinnen, die rasch weiter diffundiert, statt in neuen Komplexitätsaufbau einzufließen. Gegenüber den evolutionär ausdifferenzierten Stoffkreisläufen vormoderner Ökonomie wirkt der moderne Sozialmetabolismus ungeheuer grobschlächtig und gleicht einer stofflich-energetischen Einbahnstraße.

### ***Monopolisierte Biomasseproduktion***

Bei der modernen, großmaßstäblichen und industrialisierten Landwirtschaft lässt sich zudem eine massive Ausweitung der Biomassenproduktion im Vergleich zur Vormoderne nachweisen.<sup>866</sup> In der Gegenwart werden allein „etwa 24 % des weltweiten Pflanzenwachstums durch den Menschen kontrolliert.“<sup>867</sup> Das bedeutet, dass die in der Vormoderne unter anderem durch wechselnden Feldbau, zyklische Brache und vor allem das Vorhandensein kaum genutzter Naturflächen zeitlich und örtlich begrenzte Nutzung der Biomasse in einer abwechslungsreichen Kulturlandschaft tendenziell durch eine permanente „Monopolisierung der gewünschten Biomassenproduktion für menschliche Zwecke“<sup>868</sup> ersetzt wird. Diese Monopolisierung der Biomasseproduktion untergräbt tendenziell die Reflexivität der Naturprozesse, denn monopolisierte Systeme sind nur durch ein erhebliches Input an Steuerung, Energie und Materie aufrecht zu erhalten, das eine zyklische eigenmächtige Regenerierung der Ressourcen unterbindet. Während die vormoderne Landwirtschaft in der Regel nur eine kolonisierende Umlenkung reflexiver Prozesse darstellte und in ihren kleinräumigen Nutzungsmosaiken sogar häufig die Habitatvielfalt und somit die koevolutive Stabilität des Ganzen fördert, entspricht die Monopolisierung der Biomasseproduktion faktisch meist einer Durchsetzung von industriellen Monokulturen. Die Vereinheitlichungs- und Monopolisierungstendenz ist nur z.T. mit einer absoluten Zunahme der Weltbevölkerung erklären, sondern lässt sich auch im Kontext der durch fossilenergetischen Stoff- und Energieströme ermöglichten größeren Eingriffstiefe in die Natur interpretieren. Mit dem je nach geophysischen Bedingungen z.T. exorbitanten Düngereintrag und der Möglichkeit zum Bau moderner Bewässerungsanlagen und Transportinfrastruktur wächst auch der Ertrag aus der Umleitung der natürlichen Stoff- und Energieflüsse. Dem entspricht auch eine Konzentration der industriell-landwirtschaftlichen Produktion auf eine verglichen mit der Vormoderne drastisch reduzierte agrikulturelle Vielfalt der Nutzpflanzen und -tiere, bzw. ihrer Varietäten. Angebaut und gezüchtet wird überwiegend das, was sich weltweit

---

<sup>866</sup> Vgl. Sieferle (2003), S. 36 mit Verweis auf eine Fallstudie zum Wandel des Sozialmetabolismus in Österreich von 1830 bis 1998.

<sup>867</sup> Pongratz/Reick (2009), S. 78.

<sup>868</sup> Sieferle (1997a), S. 82.



vermarkten lässt und den quantitativen und qualitativen Anforderungen industrieller Verarbeitung entspricht.<sup>869</sup> Durch die Möglichkeiten des fossilenergetischen Regimes zu Transport, Düngung, aufwändiger Verarbeitung und die standardisierte Nachfrage der Konsumentenhaushalte ist es häufig nicht mehr notwendig, die Produktion den lokalen ökologischen und sozialen Bedingungen anzupassen.

### ***Die Endlichkeit der fossilen Energieträger und das Problem der Instabilität***

Eine Grafik der Umwelthistorikerin Marina Fischer-Kowalski, die die Energienutzung bzw. –verfügbarkeit (x-Achse) in Relation zur Zeit (y-Achse) setzt, zeigt eine mit der Fossilenergetisierung parabelartig ansteigende Kurve, die nach Verbrauch der fossilen Energieträger hypothetisch wieder auf das Niveau der reinen Biomassenutzung zurückfallen *müsste* – es sei denn, der Rückgang würde durch technisierte Formen der Solarenergienutzung (Wind- und Wasserkraftwerke) und Atomenergie teilweise „abgefedert“. <sup>870</sup> Ob dies gelingt, lässt Fischer-Kowalski wohlweislich offen. <sup>871</sup> Antwortversuche bleiben dem aktuellen und sehr problematischen Nachhaltigkeitsdiskurs um „grüne Technologien“, erneuerbare Energien, Effizienz und Entmaterialisierung überlassen. <sup>872</sup> Sicher ist nur, was sich bereits aus systemtheoretischer Perspektive abgezeichnet hatte: Dauerhaftes „Wachstum“ der Produktion ist insofern ein Widerspruch zu den Naturgesetzen, insbesondere den Gesetzen der Thermodynamik (unvermeidliche Entropieerzeugung und Nicht-Reversibilität der energetisch-materiellen Naturprozesse, sprich: Zeit), als die produzierten Güter und Dienstleistungen letztlich nur *begrenzt* entmaterialisierbar und effektivierbar bleiben und die zeitlich gebundene Regeneration und Verfügbarkeit von solarenergetischen (erst recht fossilen) Ressourcen solche Prozesse wirksam unterbindet. Hinzu kommt die Notwendigkeit, die reflexive Puffer- und Abbauleistung der Biosphäre zumindest soweit zu erhalten, dass keine zu massiven Destabilisierungen auftreten – auch diesem Systemzwang der Natur würde durch ein „Wachstum“ ad infinitum nicht Rechnung getragen. In einer Welt endlicher Ressourcen und – gemessen an den industriellen Maßstäben – stets zu langsamer energetischer Regeneration bildet die fossilenergetisch gestützte Industriegesellschaft – im Gegensatz zur neolithischen Lebensform – ein Muster, das sich nicht verstetigen und eine

---

<sup>869</sup> Vgl. ebd., S. 209f., am Beispiel der deutschen Landwirtschaft.

<sup>870</sup> Vgl. Siefert (1997a), S. 149f.

<sup>871</sup> Siefert (2003), S. 41f, hält eine Ablösung der Dynamik der Moderne vom fossilen Energiesystem teilweise für möglich. Eine eher skeptische Stimme ist Kafka (1994), der aus naturwissenschaftlich-systemtheoretischer einige Argumente bietet, dass eine post-fossile Ära mehr oder minder auch eine post-dynamische, post-monolithische, ihre kulturellen und ökonomischen Strukturen stabilisierende und zugleich diversifizierende Ära wäre. Beiden Positionen ist gemeinsam, dass sie die auftretenden sozialen Asymmetrien, sowohl im Zuge der industriellen Integration wie auch ihrer krisenhaften Desintegration, vernachlässigen.

<sup>872</sup> Zur Kritik des Nachhaltigkeitsdiskurses vgl. Spehr (1997) und Spehr (1996).

stabile Struktur bilden kann. Sie bleibt eine Einzelercheinung der Universalgeschichte, die gerade auch aufgrund der mit ihr ausgelösten Veränderungen und Dynamiken nur ein begrenztes Zeitfenster einnehmen kann.

### 3. Subsistenzformen in der modernen Weltökonomie

Die Untersuchung vormoderner Subsistenzformen hat an verschiedenen Stellen auf das „Janusgesicht“ der vormodernen Haushaltstruktur hingewiesen: Haushalte sind in ihrem Wirtschaftsverhalten und ihrer Struktur davon geprägt, dass sie – neben der ökologischen „Einnischung“<sup>873</sup> - sowohl den Anforderungen einer lokalen sozialen Umwelt als auch denen einer übergeordneten, weitläufigeren sozialen Umwelt entsprechen müssen. Die lokale soziale Umwelt wird dabei in der Regel von einer lokalen Dorfgemeinschaft repräsentiert, die weiträumigere soziale Umwelt dagegen durch Surplus aneignende regionale Herrschaftssysteme. Dass aus diesen Adaptionprozessen diachron doch immer wieder ähnliche Haushaltsformen und Wirtschaftsweisen hervorgegangen sind, die bei aller biokulturellen Differenz hinsichtlich ihrer sozialen Steuerungslogiken, ihrer dezentralen Polytechnik und Gemeingüterbewirtschaftung doch stets vergleichbar sind, zeigt ein Kontinuum subsistenten Lebens.

Bei der Suche nach vergleichbaren Subsistenzformen in der Moderne stößt man nun auf einen zunächst verwirrenden Befund. Die im vorigen Abschnitt erläuterten Zusammenhänge von industrieller Transformation und Marktintegration lassen sich zusammenfassend als sozialmetabolische und sozioökonomische Megastruktur charakterisieren: *eine* globale soziale Umwelt, die sich auf der Basis großmaßstäblicher Energie- und Stoffflüsse etablieren kann. Dementsprechend wäre zu erwarten gewesen, dass die Haushalte, indem sie global den gleichen formenden Zwängen und Anforderungen gehorchen müssen, sehr ähnliche Strukturen ausbilden – zumal aus dem „Januskopf“ des Haushaltes vielerorts nach Auflösung der ländlichen lokalen Sozialstrukturen ein einseitig ausgerichteter Kopf geworden zu sein scheint, der sich auf den ersten Blick ausschließlich nach den Systemzwängen des Marktes ausrichtet. Auf der Suche nach modernen Subsistenzformen müsste ein sich aus dem Einfluss der sozialen Umwelt ergebender, eindeutig bestimmbarer, tendenziell eher niedriger Stellenwert subsistenten Lebens im modernen Haushalt zeigen lassen, etwa als „Randphänomen“ unzureichender Marktintegration oder ökonomischer Dysfunktionalität.

---

<sup>873</sup> Der Begriff der „Einnischung“ bezeichnet in der Ökologie den evolutiven Prozess, in dem sich eine Spezies in Anpassung an eine ökologische Nische, die durch Nahrungsangebot, biologische Interdependenzen, räumliche und klimatische Faktoren definiert ist, herausbildet.

Doch weit gefehlt: Statt auf *den* typischen industriegesellschaftlichen Haushalt und *die* moderne Subsistenzform zu treffen, bietet sich eine sehr unübersichtliche Gemengelage verschiedenartiger Haushaltsformen dar, die zunächst wenig vergleichbar erscheinen und die in sehr unterschiedlichem Maß Subsistenzformen einschließen. Die Bestandsaufnahme reicht von Haushaltsformen, die scheinbar ohne jede selbstbezügliche Produktion reine Konsumtionszellen der umgebenden Großstrukturen sind, über Haushalte mit weiten Bereichen von hauswirtschaftlicher Produktion, die den Eindruck erwecken, als seien sie keinesfalls marktintegriert, weiter über flexibel-veränderliche Haushaltsformen, die offenbar widersprüchliche soziale bzw. marktförmige Logiken in sich vereinen, bis hin zu Haushalten, bei denen Selbstbezüglichkeit und *Isolation* von den Strukturen der globalen Weltökonomie zusammenfallen, ohne dass man darin die vormoderne Form eines Oikos wiedererkennen würde.

Um diesen Befund im Folgenden erklären zu können, d.h. die Uneinheitlichkeit moderner Subsistenzformen systematisieren und schließlich auf ihre universalgeschichtliche Kontinuität mit vormoderne Subsistenz prüfen zu können, verbinde ich zwei theoretische Ansätze miteinander.

### ***Immanuel Wallerstein: Haushalte im Weltsystem***

Wallersteins Weltsystemtheorie beschreibt die Entstehung und innere Dynamik einer – spätestens nach dem Ende des Realsozialismus buchstäblich verwirklichten – *kapitalistischen Weltwirtschaft*. Deren systemischer Charakter erweist sich v.a. in der Wechselwirkung und Abhängigkeit seiner funktionalen Bestandteile: Produktion und Konsum sind durch großräumige, Kontinente und Gesellschaften überspannende Warenketten sowie entsprechende politisch-ökonomische Steuerungsstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse miteinander verzahnt.<sup>874</sup> Wie bereits in Abschnitt 3.6 zum Begriff der sozialen Selbstorganisation erläutert, ordnet Wallerstein (und die an ihn anknüpfenden Theoretiker) Haushalte als formbare universalhistorische Variable in ein Abhängigkeitsverhältnis von den funktionalen Zwängen und Prozessen des sie umgebenden sozioökonomischen Systems ein.<sup>875</sup> Der springende Punkt in Wallersteins Argumentation ist nun der, dass er keinesfalls eine globale Uniformität der kapitalistischen Haushaltsformen unterstellt, sondern gerade die *Differenz* der Haushaltsformen hervorhebt und *von diesem Punkt aus* Rückschlüsse auf die Funktionsweise der kapitalistischen Weltwirtschaft zieht. Genau diese gedankliche Verbindung ist hier von großer Bedeutung. Wallerstein widerlegt die Grundannahmen des

---

<sup>874</sup> Vgl. Wallerstein (2005).

<sup>875</sup> Siehe v.a. die Beiträge in Smith/Wallerstein/Evers (1984).

Wachstumsparadigmas über linear verlaufende Marktintegrationsprozesse und zeigt, dass die vielschichtigen Haushaltsformen und ihre unterschiedlichen Wirtschaftsweisen zugleich Ausdruck ungelöster, bzw. unlösbarer systemischer Widersprüche wie auch funktionaler Differenzierungen in unterschiedlichen Bereichen des Weltsystems sind. Kernstück seiner Argumentation ist dabei die klare Widerlegung der orthogenetischen „Proletarisierungsthese“: Nach Wallerstein wird es keine Zusammenführung der Haushaltsformen in ein globales Modell einheitlicher Marktintegration und Partizipation an den großmaßstäblichen Austauschprozessen geben, da die Realisierung wachsender Profite in den Warenketten von den unterschiedlichsten Formen nicht-kapitalisierter Arbeit abhängt.<sup>876</sup> Aus dieser Perspektive ist zu erwarten, dass die soziale Realität des gegenwärtigen Weltsystems eher das Gegenteil, die Ausweitung unbezahlter Tätigkeiten in bestimmten Abteilungen der Weltwirtschaft zeigt, da der Zugriff auf Formen unbezahlten, systemnotwendigen „Zuarbeitens“ in den Haushalten umso attraktiver wird, je mehr die ungelösten Systemwidersprüche der Konkurrenz- und Wachstumsökonomie seit dem späten 20. Jahrhundert das Prinzip der fordistischen Lohnarbeit und des Massenkonsums auf dem Wege der Flexibilisierung und Prekarisierung der Produktion aushöhlen. Den Erfordernissen der Umstrukturierung von Warenketten folgend, etwa auf dem Wege von Sozialabbau und in Folge des Verlustes von traditionellen Erwerbsbiographien, werden Subsistenzformen aktualisiert und neu geschaffen, die ein Überleben in verschiedenen Abteilungen des Weltsystems erlauben.

### ***Henri Lefèbvre: Vertikale Komplexität der Produktionsformen in der Moderne***

Der zweite Ansatz ist einer von Lefèbvre erstmals 1956 veröffentlichten methodischen Grundlegung der Agrarsoziologie entnommen. Sich auf die ländlichen Haushalte beziehend, teilt Lefèbvre Wallersteins Einschätzung, wonach die Umgestaltung der ursprünglichen Haushaltsstrukturen und des materiellen Alltagslebens „ganz erheblich“ mit den Systemzwängen der „großen Einheiten (Inland- und Weltmarkt, soziale und politische Strukturen)“<sup>877</sup> in Zusammenhang steht. Als Ergebnis dieser Transformation konstatiert Lefèbvre sowohl eine „horizontale“ wie auch „vertikale Komplexität“ der „agraren Gebilde[] und Strukturen“.<sup>878</sup> Während die horizontalen Strukturen als im Kern wenig variierende Ausprägungen moderner Großökonomien gelten können (Lefèbvre nennt kapitalistische Großfarmen und sowjetische Sowchosen als Beispiele), lässt sich in der vertikalen Komplexität der ruralen Ökonomie „das Archaische [...] neben dem

---

<sup>876</sup> Vgl. Wallerstein (1984b), S. 18ff.

<sup>877</sup> Lefèbvre (1969), S. 178.

<sup>878</sup> Ebd., S. 178f.

Ultramodernen – mitunter auf beschränktem Raum<sup>879</sup> ausmachen: So würden die Anbauformen in den Pyrenäen um die Mitte des 20. Jahrhunderts von Hackbau bis latinischer Pflugkultur, von traditioneller Allmendewirtschaft bis hin zu „Einsprengeln“ moderner Agrarindustrie reichen.<sup>880</sup>

„In der ländlichen Welt ist, deutlicher noch als beim Handwerk, nichts gänzlich verschwunden. Und die bloße Tatsache dieser Erhaltung von Archaismen [...] – eine relative Erhaltung, welche die Einflüsse, die Auswüchse des Archaischen, seine mehr oder weniger geglückte Eingliederung in neuere Einheiten nicht ausschließt – diese bloße Tatsache wirft zahlreiche Probleme auf.“<sup>881</sup>

Entscheidend ist hier, dass Lefèbvre zur Lösung der „Probleme“ nicht der einfachen Deutung das Wort redet, diese „Archaismen“ seien versprengte Teile einer „vergessenen Welt“ vormoderner Ökonomie, die sich in einem Flickenteppich der ökonomischen Strukturen hier und da als widerständige Elemente etwas länger gehalten hätten – wie es Tschajanow vielleicht interpretiert hätte. Er deutet sie auch nicht als Folge einer statischen, peripheren Lage bezogen auf das kapitalistische Weltsystem, in dessen Zentren andere „hochentwickelte“ Produktionsformen vorherrschen würden, wie es die Perspektive der Dependenztheorie nahelegen würde.<sup>882</sup> Systemische „Peripherie“ und „Zentrum“ sind zwar existent, diese spielen auch beim Zeitpunkt und Umfang der einsetzenden Industrialisierung eine Rolle<sup>883</sup>, doch eine geschichtlich *stabile* Zuordnung der Produktionsformen zu Regionen der Weltökonomie lässt sich bis heute nicht beobachten, worauf auch die in Abschnitt II 1 genannte „neue Geografie der Einkommensverteilung“ hinweist. Lefèbvre sieht daher auch die Archaismen als Teil einer noch immer im Transformationsprozess begriffenen Moderne.

### ***Vertikale Komplexität der Haushalts- und Produktionsformen im Weltsystem***

Die Schwierigkeiten, die sich bei Lefèbvres methodischen Überlegungen aus der Vermischung und Beeinflussung der zum Teil vormodern anmutenden vertikalen Komplexität und der horizontalen Komplexität der Megastrukturen ergeben,<sup>884</sup> sind aber zu beseitigen, wenn man das Konzept der vertikalen Komplexität mit Wallersteins politisch-ökonomischem Systemansatz der modernen Weltökonomie, der hier für die horizontale Komplexität stehen soll, verbindet. Die Differenz der nur scheinbar „ungleichzeitigen“ verschiedenen Haushaltsstrukturen mit ihren unterschiedlichen Formen und Anteilen selbstbezoglicher Produktion wäre dann Resultat der Funktionalisierung und Strukturierung durch *eine*

---

<sup>879</sup> Ebd., S. 179.

<sup>880</sup> Ebd., S. 178.

<sup>881</sup> Ebd., S. 179.

<sup>882</sup> Vgl. Frank/Fuentes-Frank (1990).

<sup>883</sup> Etwa als Gebiete „verspäteter Modernisierung“, vgl. die Beispiele bei Müller (1998) und Schmidt (1986).

<sup>884</sup> Vgl. Lefèbvre (1969), S. 180ff.

globalisierte soziale Umwelt, die von einem gleichförmig-verallgemeinerten Marktsystem als Produktionsverhältnis beherrscht würde, einem Großsystem, das eben in ganz unterschiedlichem Maße auf die einzelnen Haushalte zugreift. Das Konzept der „janusköpfigen“ vormodernen Haushaltsstruktur findet darin seine spezifische Aktualisierung: Auch im Alltagsleben der modernen Haushaltsformen sind die Notwendigkeit des – nunmehr stark gewandelten und gesellschaftlich anders vermittelten – materiellen Selbsterhaltes und die funktionale Einbindung der Haushalte in eine soziale Umwelt – hier: in großmaßstäbliche Warenketten etc. - eng miteinander verzahnt. Reichweite und Formen des strukturbestimmenden Zugriffs der sozialen Umwelt auf den Haushalt mögen in der Moderne einzigartig sein, doch sie treten nur an die Stelle der alten lokal-dezentralen vormodernen Systemzwänge, die von diesem zentralen Zugriff zugleich aufgehoben werden. Der Zugriff der „Great Transformation“ besteht in der Integration in die globalen Marktstrukturen und den großmaßstäblichen Sozialmetabolismus der Moderne bzw. auch den partiellen Ausschluss von bestimmten Teilen dieser Strukturen. Konkreter: Im strukturierenden Zugriff auf den Haushalt erfolgt v.a. der Zugriff auf die Ressource Arbeitskraft, die in unterschiedlichem Maß und diversen Formen in den Markt einbezogen werden kann. Der Soziologe Marcel van der Linden weist vor diesem Hintergrund auf die Vielzahl möglicher Kombinationen von Lohneinkommen, Besitzverhältnissen, kleinmaßstäblicher Warenproduktion und selbstbezoglicher Produktion hin, die in der Weltwirtschaft auftreten können.<sup>885</sup>

Die Marktintegration kann dabei jedoch nicht nur aus verschiedenen Gründen, von denen ich im nächsten Abschnitt die wichtigsten erläutern werde, Gebiete und Lebensbereiche *aus Gründen ihrer eigenen Systemlogik* aussparen, d.h. von einer Kapitalisierung und unmittelbaren Verwertung absehen. Inmitten des Systems entstehen somit Zonen, in denen Menschen gezwungen sind, Leistungen zu erbringen, bei denen Selbsterhalt und Systemerhalt aneinander gekoppelt sind. Extremes Beispiel mag der Erwerbslose der westlichen industriestaaten sein, der gerade in seinem Ausschluss vom Arbeitsmarkt aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen häufig in eine umso größere Abhängigkeit zu anderen systemischen Strukturen gerät: etwa dem System der gouvernementalen Armutsverwaltung und den Zwängen der ihm sich teilweise verschließenden Warenwelt. Seine „Freisetzung“ ist gerade keine Befreiung aus dem System der Surplusabschöpfung. Als Angehöriger der industriellen Reservearmee oder als auf billige Waren und günstige Mietwohnung angewiesener Verbraucher bleibt sein materielles Alltagsleben Teil des Weltsystems, das seiner Selbststeuerung Grenzen setzt, indem es ihm berufliche Chancen zuteilt und

---

<sup>885</sup> Vgl. van der Linden (2003), besonders S. 25f.

verweigert, aber auch seine Gesundheit und seine Familienleben verwaltet, diagnostische Macht über ihn ausübt usw.

Die Dynamik der Marktintegration kann jedoch auch schlicht zu „schwach“ hinsichtlich ihres Flusses an Kapital, Technologie und Ressourcen sein, um den ganzen Planeten vollständig mit Warenketten und Produktionsanlagen zu überziehen und alle traditionellen Sozialformen zu durchdringen und aufzuheben. Im Anschluss an den Weltsystemtheoretiker Hartmut Elsenhans kann hier von einem „limited expansionism“<sup>886</sup> gesprochen werden. Gerade die gegenwärtige Wirtschafts- und Finanzkrise seit 2008/09 ist reich an Beispielen für ganze Regionen und Bevölkerungsgruppen inmitten Europas, die nach Zusammenbrüchen von Unternehmen, Banken und ineffizienten staatlichen Institutionen zunehmend von den Warenketten und den sie begleitenden Finanzströmen „abgekoppelt“ wurden.<sup>887</sup> Das Resultat des „limited expansionism“ ist dabei faktisch das gleiche wie das des systemischen „Abkoppeln“.

In einem Modell, das die Vielfalt der modernen Produktionsformen und Haushaltsstrukturen auf wenige beispielhafte Typen reduziert darstellt, ließe sich eine vertikale Achse der abgestuften Integration in Netzwerke großmaßstäblicher Marktförmigkeit und fossiler Energie- und Ressourcentransfers zeichnen. Das eine Ende der Achse wäre durch weitgehende Marktintegration und entsprechende Systemzwänge gekennzeichnet, das andere durch vollständig fehlende Anbindung an die Prozesse des Weltsystems und Zurückgeworfensein auf die in der Moderne ggf. noch verbliebene ökonomische und soziale Daseinsmächtigkeit. Wenn nun für alle moderne Subsistenzformen das Kriterium gelten soll, dass sie selbstbezügliche materielle und soziale Alltagspraxis verkörpern und das in dieser Arbeit verwendete Konzept von Selbstbezüglichkeit bzw. Daseinsmächtigkeit im Gegensatz zu den beschriebenen Mechanismen der Marktintegration steht, ergibt sich aus der vertikalen Anordnung der Haushalts- und Produktionsformen gleichzeitig eine Hierarchie, die von subsistenzfernen über partiell subsistenzförmige bis zu weitgehend subsistenzförmig wirtschaftenden Haushalten reicht.

Dieses einfache Modell ermöglicht es, die Leitfrage dieser Arbeit nach dem universalgeschichtlichen „roten Faden“ der Subsistenz auf dem Wege einer Typologie moderner Haushaltsformen zu klären, die sich auf empirische Befunde von Ethnologen, Haushaltswissenschaftlern und Soziologen stützt. Diese Typologie wird auf die Merkmale vormoderner Selbstversorgungswirtschaft hin überprüft: Ortsbindung und Dezentralität des

---

<sup>886</sup> Elsenhans (2005), S. 50.

<sup>887</sup> Vgl. die Situation in Griechenland am Beispiel der Hauptstadt Athen in taz vom 21.8.2012, S. 5. Ähnliche Verhältnisse herrschen heute (2011/12) auch in einigen Regionen des südlichen Spaniens.

Stoffwechsels mit der Natur, Selbstbezüglichkeit und Reflexivität der ökonomischen Prozesse, Risikominimierung, autonome Polytechnik und soziale Logik der Ökonomie.

### 3.1 Typ 1: Im Zentrum der globalen Ökonomie – der vollständig marktintegrierte Konsumentenhaushalt ohne Subsistenzanteile

„Der echte Proletarier, der sich völlig aus dem Lohn seiner Arbeit reproduziert, ist allenfalls noch der Yupi (Young Urban Professional), der sich als aufsteigender leitender Angestellter eines multinationalen Konzerns mittags ein Sandwich kauft und sich des Abends mit seiner Yupi Frau (vielleicht ist sie Börsenmaklerin oder Professorin) in einem Restaurant zum Essen trifft, während eine Haushaltshilfe das gemietete Appartement säubert.“<sup>888</sup>

Der „echte Proletarier“, den Evers beschreibt, erscheint auf eigentümliche Weise „abstrakt“. Die Abstraktion besteht, so lässt sich vermuten, darin, dass hier eine materielle und soziale Alltagspraxis beschrieben wird, die eine so reibungslose und vollständige Übereinstimmung mit den industriegesellschaftlichen Marktstrukturen darstellt, dass der Aufenthalt des Individuums in seiner Wohnung einem Hotelaufenthalt gleicht. Die Wohnung ist Ort einer völlig passiven Reproduktion seiner Arbeitskraft für die Lohnarbeit geworden, an dem neben dem biophysischen Selbsterhalt durch Ruhe, Schlaf, Verdauung etc. hauptsächlich marktförmig organisierte Konsumakte stattfinden. Auch der Eindruck einer „sozialen Abstraktheit“ drängt sich auf, da die Wohnung kaum als Knotenpunkt sozialer und ökonomischer Beziehungen gelten kann, sondern nur eine ausgeprägt „private“ Zone des Individuums markiert, die sich gerade durch die Abwesenheit von produktiver Tätigkeit und der Gesellschaftlichkeit des Betriebs und öffentlichem Raums von diesen Bereichen abhebt. Daher scheint auch Max Webers Annahme einer modernen „Trennung von Haushalt und Erwerbsbetrieb“ als Deutungsmuster hier zu versagen, scheint es doch mehr als zweifelhaft, die „Yupi“-Wohnung überhaupt noch als Haushalt im Sinne einer ökonomischen und sozialen Grundeinheit zu betrachten. Denn in dem Moment, da ein Haushalt mehr oder weniger *ausschließlich* als „Konsumentenhaushalt“ und „Vergabehaushalt“<sup>889</sup> konzipiert wird, der weitgehend auf privatwirtschaftliche Waren und Dienstleistungen sowie staatlich-öffentliche Güter angewiesen ist, bedeutet dies,

1. dass dieser Haushalt nach Maßstäben der marxistischen Klassenanalyse vordergründig ein „vollproletarisierter“ Haushalt ist, d.h. dass sein Bewohner durch die Reduzierung auf eine Rolle als arbeitsteilig-spezialisierter Lohnarbeiter unfrei ist, was die Kontrolle über seinen eigenen Körper, seine Arbeitsmittel und das Produkt seiner Arbeit

---

<sup>888</sup> Evers (1987), S. 360.

<sup>889</sup> Häussermann/Siebel (2004), S. 67.



anbelangt, was nicht mit der weitgehenden Geschlossenheit ökonomischer Regelkreise und Selbststeuerung in einer ökonomischen Grundeinheit der Gesellschaft vereinbar ist;

2. dass dieser Haushalt in sozialmetabolisch-ökonomischer Hinsicht nur als einzelne „Zelle“ eines entropiesteigernden Verbrauchs von großmaßstäblich bereitgestellter Energie und bestimmten Ressourcen gelten kann, indem er nur ein funktionales, weil erworbene Produkte konsumierendes und seine Arbeitskraft marktförmig reproduzierendes Glied einer zentral gesteuerten Warenkette oder eines öffentlich-bürokratischen Versorgungssystems darstellt, eingefügt zwischen Handel und Dienstleistern einerseits und Müllentsorgung bzw. Arbeitsplatz andererseits;
3. dass dieser Haushalt kaum als Ort einer angepassten Kolonisierung reflexiver flächengebundener Naturprozesse und Knotenpunkt selbstbezoglicher Produktivität in Frage kommt, weil den Haushaltsmitgliedern sämtliche Subsistenzmittel, v.a. Flächen für Biokonversion, Werkzeuge und polytechnisches Wissen fehlen und somit auch keine nennenswerten materiellen und immateriellen „Rückerstattungen“ aus reflexiven, sich selbst tragenden Arbeitszyklen in den Haushalt stattfinden können;
4. dass dieser grundsätzlich nicht-reflexive Charakter des Haushalts sich auch dadurch ausdrückt, dass von der durch spezialisierte Lohnarbeit aufgebrauchten Miete bis hin zum Umgang mit Lebenszeit in den Rastern von außerhalb der Wohnung verbrachter gesellschaftlich anerkannter Arbeitszeit bzw. Freizeit, die gesamte *funktionale* Form des Konsumentenhaushaltes grundsätzlich einer reflexiven Gestaltung produktiver Tätigkeiten entgegensteht;
5. dass dieser Haushalt aus den vorgenannten Gründen nicht einmal ansatzweise Autarkiefähigkeit und Resilienz gegen Störungen des übergeordneten Versorgungsnetzwerkes besitzt – seine vollständige Marktintegration ist folglich eine alternativlose Situation des Ausgeliefertseins an die Zuverlässigkeit der Zuteilung und Belieferung, die bereits durch eine längerfristige Erwerbslosigkeit oder auch einige Tage des Stromausfalls und der Unterbrechungen der Verkehrswege durch extreme Witterung etc. bedrohliche Züge annehmen kann;
6. dass der Konsumentenhaushalt im Zustand der relativen sozialen Isolation bei gleichzeitiger Anbindung an anonym-abstrakte Bürokratien und Versorgungsnetzwerke und ein nur durch den Geldbeutel begrenztes Warenangebot weder einer lokalen sozialen Logik von gemeinschaftlich koordinierter, weil durch systemische

Knappheit begrenzter Ressourcennutzung unterworfen ist, noch zusammen mit anderen Haushaltsmitgliedern oder Nachbarn einer auf Risikominimierung und Bedarfsdeckung abzielenden *gemeinsamen* Haushaltsbilanz unter Einbeziehung unbezahlter Arbeitsleistungen verpflichtet ist;<sup>890</sup>

7. dass, zusammenfassend gesagt, der Haushalt des von Evers beschriebenen „Yupi“ keine stabilen Formen der sozialen und ökonomischen Daseinsmächtigkeit aufweist, die sich nicht auf Marginalien, gelegentliche Zwangs- und Ausnahmesituationen, „Hobbys“ oder systemisch verordnete „Selbsthilfe“ (z.B. als ideologisch-psychologische „Lebenshilfe“ bzw. warenförmig vermitteltes „Produzieren“ in Form von „Heimwerken“ etc.) reduzieren ließe – wofür Gronemeyer den Begriff des „Subsistenzdouble[s]“<sup>891</sup> geprägt hat.

Wenn also hier überhaupt von einem Haushalt gesprochen werden kann, dann von einem tiefgreifend transformierten Haushalt, der mit der eigenen Produktivität auch wesentliche vormoderne Haushaltsmerkmale und -funktionen eingebüßt hat, während die Ebene der Konsumtion in gewandelter, völlig neuartiger Form auftaucht.<sup>892</sup> Dabei erweist sich die Entstehung moderner Konsumformen als Prozess, der von den Lohnabhängigen in Ermangelung von ausreichenden Subsistenzmitteln ursprünglich selbst vorangetrieben wurde. So beschreibt Lutz Niethammer die Haushaltsführung von Arbeitern im deutschen Kaiserreich als den Versuch, sich im engen Zirkel von Reproduktion und Arbeitskraftausbeutung einige materielle Spielräume zu verschaffen, indem man auf langfristige Arbeitsverhältnisse dringt und dauerhafte Wohnmöglichkeiten sucht, die Institutionalisierung des Ausbeutungsverhältnisses (z.B. gewerkschaftlich) befördert und vor allem die unentgeltliche Reproduktion zumindest teilweise in die Warenform überführt:

„Meist brauchte das mehr als eine Generation und führte langfristig zu einer neuen indirekteren Inpflichtnahme in den Kreislauf der Warenproduktion: einer auf vorgegebene, vermarktbar befriedigenden gerichteten Konsumarbeit, in der sich eine Frage erhob, die sich am Rande des Existenzminimums nicht gestellt hatte – Selbstbestimmung in der Entwicklung der eigenen Bedürfnisse.“<sup>893</sup>

Im Rahmen des Wachstumsparadigmas bildet der vollproletarisierte Konsumentenhaushalt daher keineswegs zufällig ein universelles Leitbild, das via Medien und westliche

---

<sup>890</sup> Dies gilt auch dann, wenn es sich nicht um einen Singlehaushalt handelt, sondern um einen Haushalt von zwei Individuen, deren Einkommen etwa die gleiche Höhe hat. Vgl. auch van der Linden (2003), S. 28f.

<sup>891</sup> Vgl. die Warnung bei Gronemeyer (1993), S. 62ff und besonders auf S. 65 vor der „kulturgetreue[n] Nachahmung reflexiver Tätigkeiten“ in der Moderne, deren Selbstbezüglichkeit nur eine vordergründige ist und die sich vielmehr in gleicher Weise wie das aktuell machtvolle Konzept der *Selbstverantwortung* eher auf Fremdbestimmung zurückführen lassen.

<sup>892</sup> Illich (1982), S. 76 spricht daher auch vom modernen „Heim“ als Ort des Konsums.

<sup>893</sup> Niethammer (1976), S. 133.

Bildungsinhalte bis die Peripherie des Weltsystems transportiert wird – auch wenn seine Realisierung in den meisten Fällen – wie auch letztlich bei den Arbeitern des Kaiserreiches - illusionär sein dürfte.<sup>894</sup> Nicht nur dem Arbeiter des Kaiserreiches misslingt die angestrebte Vollproletarisierung, wie noch im Zusammenhang mit der Hausfrauenarbeit gezeigt werden kann. Der hier beschriebene Prozess der Etablierung von „Bedürfnissen“, den Gronemeyer so treffend ob seiner Funktion als Herrschaftsinstrument dekonstruiert hat,<sup>895</sup> vermittelt jedoch die Ansprüche von Haushalt und moderner sozialer Umwelt in einer bestimmten historischen Konstellation so miteinander, dass die Konsumarbeit im Haushalt durch ein wachsendes, erschwingliches Warenangebot „demokratisiert“ wird und so als Massenkonsum von Fertigprodukten wieder die wirtschaftliche Entwicklung anfacht.<sup>896</sup> Die materielle Dimension der Haushaltung ist entsprechend nicht mehr selbstgesteuerte Angelegenheit der lokalen Individuen und ihrer Gemeinschaft, der Erhalt des sozial atomisierten „Hauses“ wurde vielmehr in die Prozesse globaler Marktstrukturen und zentral gesteuerter öffentlicher Infrastruktur eingegliedert. Diese fragen Arbeitskraft nach, bieten Waren an und erzeugen eine permanente, nur konkurrenzförmig austragbare Situation der Knappheit an Möglichkeiten des Verdingens, die wiederum Voraussetzung für die marktvermittelte Reproduktion und gesellschaftliche Statuszuweisungen sind.

Auch die soziale Dimension des Haushaltes fehlt bei diesem weitgehend proletarisierten Haushaltstyp wie oben beschrieben; der Haushalt ist im Sinne Polanyis sozial vollständig „entbettet.“ So sind etwa Bereiche der „sozialen Polytechnik“ wie Erziehung und Betreuung, Ausbildung, Alten- und Krankenpflege sowie weitere soziale Tätigkeiten weitgehend an spezialisiert-arbeitsteilige Agenturen öffentlicher Sozialfürsorge oder marktvermittelte Anbieter ausgelagert worden, die zwar lokal arbeiten, aber überwiegend überregional organisiert sind und in der Ausübung ihrer Dienste keinerlei sozialer Logik unterworfen sind. Die mit sozialem Kapital aufgeladene Reziprozität der gegenseitigen Hilfe in der vormodernen Hauswirtschaft wurde durch Transaktionen abstrakter Tauschwerte ersetzt.

Gegen diese Charakteristika ließe sich einwenden, dass rund um den Haushalt zweifellos häufig verschiedene Tätigkeiten durch den Yupi verrichtet werden, denen sich ein auf das Individuum bezogener Nutzen, z.T. auch Gebrauchswert zuordnen lässt, wie z.B. Einkaufen, einfache Autowartung, die Fahrt zum Arbeitsplatz, die Zubereitung einer Fertigmahlzeit, das Bearbeiten eines Behördenformulars, das Online-Banking. Entscheidend ist es aber, den

---

<sup>894</sup> Vgl. Norberg-Hodge (2002), S. 237ff., bezogen auf das Beispiel eines indischen Dorfes.

<sup>895</sup> Vgl. Gronemeyer (1988).

<sup>896</sup> Die vormoderne Warenform verband sich häufig mit halbfertigen Gütern (z.B. Tuche, Metallbarren) oder Luxusgütern (z.B. Glas, Waffen, Schmuck), d.h. Waren, die im ersten Fall bei ihren Käufern eigene Produktivität voraussetzten oder - zweiten Fall - ausschließlich auf wenige reiche Kunden zugeschnitten war.

nicht-produktiven Charakter dieser Tätigkeiten und ihre Verbindung zum System der Lohnarbeit und der großen Warenketten zu berücksichtigen, wie es Ivan Illichs Konzept der „Schattenarbeit“ vorsieht:

„[M]it Schattenarbeit meine ich das nezeitliche, unbezahlte Komplement zur Lohnarbeit. [...] Mein Thema ist jene Arbeit, die notwendig – oft lebensnotwendig – ist, um fertige Ware für den Haushalt erst brauchbar zu machen. [...] Diesen nezeitlichen, unbezahlten und ökonomisch notwendigen Beitrag zur Warenwirtschaft will ich deutlich sowohl von Unterhalts- wie auch von Lohnarbeit unterscheiden. [...] Schattenarbeit schafft nicht den Unterhalt des Haushalts, sondern wertet, unbezahlt, Fertigware zum Verbrauchsgut auf. Der Zwang, sie zu verrichten, ist die Bedingung, unter welcher in einer warenintensiven Gesellschaft Löhne für die sogenannte 'Produktion' von wertmangelnder Ware überhaupt erst gezahlt werden können.“<sup>897</sup>

Demzufolge ist zwar selbst der scheinbar vollproletarisierte, durchkapitalisierte und vollständig marktintegrierte „Yupi“-Haushalt auf einige Formen nicht-produktiver Schattenarbeit angewiesen, um als Konsument Waren und Dienstleistungen in Gebrauchswerte verwandeln zu können, doch *er vollzieht damit nur genau das, wofür diese bereitgestellt wurden, das heißt: letztlich ihren der Warenförmigkeit entsprechenden irreversiblen Verbrauch*. So wenig das bloße Aufbauen eines in Einzelteilen verpackten und mit Anleitung versehenen Bücherregals aus dem Möbelhaus ein „produktiver“ Akt ist, sowenig kann der Konsument den Artikel nutzen, ohne selbst tätig zu werden. Die Eigentätigkeit bedeutet aber nicht, dass das Möbelstück dem Konsumenten gestatten würde, aus den Materialien nun nach eigenem Plan einen angepassten Gebrauchsgegenstand herzustellen oder diesen am Ende seiner Lebensdauer selbst zu rezyklieren. Oder, um die Beispiele von oben aufzugreifen: Es steht in der Regel kein Diener bereit, um dem „Yupi“ die Einkäufe nach Hause zu tragen, kein Chauffeur sorgt werktags dafür, dass das „Humankapital“ pünktlich im Betrieb abgeliefert wird, selbstverständlich sitzt auch kein bezahlter Vertreter an seiner Stelle im Wartezimmer des Arztes, um für ihn die medizinische Versorgung entgegenzunehmen, die er sich selbst nicht bereitstellen kann.<sup>898</sup> Der Konsument und Lohnarbeiter kann diese unproduktiven Tätigkeiten und ihre unbezahlte Nicht-Marktförmigkeit kaum aus seinem Leben verbannen, da die Sachlogik (siehe das Beispiel des Bücherregals oben) und seine ökonomische und vor allem seine funktionale Position im großmaßstäblichen Versorgungssystem (und damit sein Lohnniveau) dies in der Regel nicht hergeben. Dem Konsumenten ist eine systemisch untergeordnete, vollständig abhängige Position zugewiesen: Sein dezentraler Selbsterhalt ist entsprechend an eine begrenzte monetäre Zuteilung von Konsumfähigkeit bzw. Kaufkraft gegen eine von Unternehmen,

---

<sup>897</sup> Illich (1982), S. 76f.

<sup>898</sup> Vgl. die Beispiele ebd., S. 77.

Betrieben und Staat zentral abgeschöpfte Arbeitsleistung geknüpft. In den Worten Lefébvres bewegt er sich in einer „bürokratische[n] Gesellschaft des gelenkten Konsums“, in einer „programmierten *Alltäglichkeit* in einem diesem Zweck angepassten *städtischen Rahmen*“ [Hervorhebungen i.O.].<sup>899</sup> Das Wie und Womit des Selbsterhalts durch Konsum überlassen die Großsysteme ihrer Arbeitskraft. Es handelt sich somit um einen maximal *und* zugleich unvollständig proletarisierten Haushalt. Damit wird zweierlei deutlich:

1. Der Anschluss an moderne Markt- und Versorgungssysteme bleibt auch für den maximal proletarisierten Arbeitnehmer immer ein strukturelles Abhängigkeitsverhältnis, hinter dem, wie Illich im Zitat oben andeutet, letztlich eine Logik *externalisierter Kosten* steht, da die Arbeitskräfte/Konsumenten selbst bei vollständiger Integration in das Marktsystem in der Regel nicht in der Lage sind, aus ihrer Lohnarbeit die im Verhältnis zum Reallohn deutlich umfangreicheren finanziellen Mittel zu erwerben, die sie bräuchten, um konsequent unbezahlten Reproduktionstätigkeiten und v.a. der unbezahlten Schattenarbeit zu entgehen. Sie „bleiben auf Kosten sitzen“, die ihnen nur aus der Abhängigkeit vom Warenkonsum und der fehlenden Daseinsmächtigkeit überhaupt erst entstanden sind. Vollständig marktkonform verläuft die Ausbeutung der Arbeitskraft, nicht aber ihre private Reproduktion. Die von Wallerstein kurz angedeutete<sup>900</sup> und von den Ökofeministinnen analysierte Politische Ökonomie unbezahlter Hausfrauenarbeit, auf die ich im nächsten Kapitel genauer eingehe, greift tatsächlich bereits bei den beschriebenen Formen der Schattenarbeit: Ein Lohnniveau, das etwa die Beförderung zum Arbeitsplatz oder den Einkauf durch Dritte, also fremde Dienstleister erlauben würde, würde das bestehende System kapitalistischer Lohnarbeit vermutlich völlig kollabieren lassen.
2. In Schattenarbeit eine Form der produktiven Selbstbezüglichkeit oder gar moderner Subsistenz zu sehen, verfehlt folglich den Kern der Sache. Schattenarbeit ist fremdbestimmte Konsumarbeit. Selbstbezüglichkeit würde eine autonome, reflexive Steuerung der Produktion durch ein *Subjekt* zu eigenen, reflexiven Zwecken (und zum Zweck einer gewissen Surplusabschöpfung durch die soziale Umwelt) voraussetzen und davon ist einfach keine Spur, wenn der persönliche Selbsterhalt, der durch Schattenarbeit plus Konsum ermöglicht wird, nur *Mittelcharakter* in einer

---

<sup>899</sup> Lefébvre, zitiert nach Zibechi (2011), S. 24.

<sup>900</sup> Vgl. Wallerstein (1984a), S. 19f.

fremdbestimmten, nicht-reflexiv-strukturierten Großökonomie hat, deren Funktionäre primär am minimalen Erhalt der Arbeitskraft und am Verkaufsprofit der produzierten Güter interessiert sind. Selbstbezüglichkeit wird durch die Struktur von Warenketten ausgeschlossen, die den instrumentalisierten Produzenten nur auf dem systemisch zwingenden Umweg des Kaufaktes zugestehen, die von ihnen zuvor miterzeugten Produkte zu erhalten, um sich am Leben zu bleiben. Der Konsument mag die ganz „individualistische“ Wahlmöglichkeit zwischen zwanzig Automarken und zugehörigen Finanzierungsmodellen haben, doch ihm steht meist weder die Möglichkeit zu Gebote, das Auto oder andere komplexe Konsumgüter selbst zu bauen, noch die Möglichkeit, sich aus dem Zwang, ein Auto zu besitzen und täglich unbezahlte Chauffeursarbeit zu leisten, zu befreien, da diese Schattenarbeit schlicht notwendige Voraussetzung zur Marktteilnahme bleibt, die in materieller-alltagspraktischer „Eigenverantwortung“ und „Scheinselbständigkeit“ zu erledigen von ihm erwartet wird.

Damit sind in dieser Haushaltsform keine Subsistenzanteile nachzuweisen, wohl aber volkswirtschaftlich versteckte, weil nicht monetär erfasste Leistungen, die von den Betroffenen selbst möglicherweise als *selbstbezüglich* erlebt werden (wie auch Massenkonsum ja in der Werbung gerne als Individualismus maskiert wird), die sich aber in der Regel aus dem Systemzwang abhängiger Versorgung mit zumindest vorgefertigten Gütern zu kaum kontrollierbaren Konditionen ergeben. Was Gronemeyer über „Scheinsubsistenz“ am Beispiel der gouvernementalen „Selbsthilfe“ schrieb, gilt daher uneingeschränkt auch für die beschriebenen Formen der Selbsttätigkeit im Konsumentenhaushalt:

„Alle Eigenheiten, die die reflexiven Tätigkeiten kennzeichnen fehlen [ihr]. Sie ist weder eigenmächtig, noch eigensinnig, noch eigennützig – allenfalls in einem sehr derivativen Sinne-, noch schließlich eigenartig. Sie handelt dem ‚Selbst‘ zum Trotz, in fremdem Auftrag.“<sup>901</sup>

Diese Formen der Tätigkeit „in fremdem Auftrag“ müssen bei der weiteren Suche nach modernen Subsistenzformen aus den Haushaltstätigkeiten daher „herausgerechnet“ werden.

Zu fragen bleibt noch, welchen empirischen Stellenwert diese weitgehend proletarisierte, aber mit systemisch notwendiger Schattenarbeit durchsetzte Haushaltsform in der Weltwirtschaft oder in einzelnen Volkswirtschaften einnimmt. Hierzu sind nur wenige, allenfalls indirekte Anhaltspunkte zu gewinnen. Einmal ist oben bereits deutlich geworden,

---

<sup>901</sup> Gronemeyer (1993), S 63.

dass die Rolle des vollständig marktintegrierten Haushaltes weltwirtschaftlich nur eine marginale im kapitalistischen Weltsystem sein kann, da er in mehrfacher Hinsicht einen Ausnahmetypus verkörpert, der an eine besondere Konstellation von Einflussgrößen gebunden ist, nämlich an das Vorhandensein eines im Weltmaßstab vergleichsweise reichlichen Einkommens, das Konsum und Vergabe von Dienstleistungen in einer industriell hochentwickelten Umwelt für eben die Person ermöglicht. Der beschriebene „Yupi“-Haushalt ist damit auch nicht auf „income-pooling“<sup>902</sup> mit formell nicht-lohnarbeitenden Personen angewiesen.

Dass diese Situation nur für einen geringen Prozentsatz der Bevölkerung in einem Industrieland des Nordens kennzeichnend sein kann, ganz zu schweigen von den Verhältnissen in Ländern, in denen die industriellen und administrativen Eliten eine noch kleinere Gruppe bilden, geht auch aus der sozialen Leere dieser Haushalts-„Monade“ hervor. Die rein funktionale Einbindung in das ihn umgebende Wirtschaftssystem wird bei Marcel von der Linden als seltene Konstellation beurteilt, da die Majorität der globalen Gesellschaft, d.h. die

„[d]ie Arbeiterinnen und Arbeiter [...] selten isolierte Individuen [sind], sondern meistens Mitglied einer Familie oder eines Haushaltes, wo mehrere Sorten Arbeit und Einkommen zusammengelegt wurden.“<sup>903</sup>

Auch Wallerstein bestätigt diesen vagen Anhaltspunkt mit Blick auf die Zusammensetzung der Arbeit im Weltsystem, die Rückschlüsse auf die Haushaltsstruktur erlaubt:

„Was überrascht, ist nicht, dass es so viel Proletarisierung, sondern, dass es so wenig gegeben hat. Wenigstens 400 Jahre besteht ein historisches soziales System – aber man kann nicht sagen, dass der Umfang vollproletarisierter Arbeit in der kapitalistischen Weltwirtschaft heute nur 50 Prozent erreicht hätte.“<sup>904</sup>

Der vollständig marktintegrierte „Yupi“-Haushalt könnte vor diesem Hintergrund wenig mehr als eine Randerscheinung der bürgerlichen Funktionselementen der Industriegesellschaften darstellen - doch gerade sein Ausnahmecharakter ist das wichtigste Ergebnis dieses Abschnitts. Dieser Zusammenhang wird im Kontext der Hausfrauenarbeit und der kleinbäuerlichen Haushaltsform deutlich hervortreten: Marktintegration mit ungleichen Zugangsbedingungen und ökonomischen Voraussetzungen reproduziert eben nicht nur jene scheinbar archaischen Selbstversorgungsstrukturen, sondern auch die Stellung derer, die die globalen Warenketten organisieren und Surplus abschöpfen.

---

<sup>902</sup> Wong (1984), S. 57.

<sup>903</sup> van der Linden (2003), S. 25.

<sup>904</sup> Wallerstein (1984a), S. 18.

Weil der Haushalt regelmäßig und einkommensabhängig auf die Rekrutierung und Einbeziehung unbezahlter Arbeitskraft angewiesen ist – sei es der eigenen oder der von Angehörigen der modernen Kernfamilie – lässt sich bereits ahnen, dass sich mit sinkendem Grad der Proletarisierung auch ein weiter Raum nicht-marktförmiger Tätigkeiten im Haushalt eröffnet. In diesem Raum geschehen nun Dinge, welche die „Gesetze“ des modernen Marktes scheinbar vollends auf den Kopf stellen.

### **3.2 Typ 2: Der industriegesellschaftliche Hausfrauenhaushalt - zwischen Proletarisierung, Schattenarbeit und versteckter Subsistenz**

Die moderne Auftrennung der gesellschaftlichen Produktion in eine sozial anerkannte und entlohnte Sphäre der Erwerbsarbeit und einen weitgehend „unsichtbaren“ Bereich der nicht anerkannten und entsprechend auch unbezahlten Haushaltstätigkeiten wird von Ivan Illich als eine Form sozialer „Apartheid“ beschrieben, die sich der ideologisch-diagnostischen Zuschreibung soziobiologischer Eigenschaften und Rollenmuster für Frauen und Männer bedient und dabei – wie auch im Falle der Schattenarbeit oben - letztlich politisch-ökonomische Zielsetzungen verfolgt.<sup>905</sup> Ohne dass die vormodernen Verhältnisse verklärt werden sollen – oft genug war die arbeitende Frau in Europa bis in das 20. Jahrhundert (andernorts z.T. bis heute) praktisch eine rechtlose „Magd im Hause“<sup>906</sup> – kann leicht festgestellt werden, dass die Modernisierung ihren egalitären gesellschaftlichen Anspruch in diesem Bereich in keiner Weise einlöst, sondern die Hausarbeit und die in ihr Tätigen als „unproduktiv“ abwertet<sup>907</sup> und von der „eigentlichen“ Wirtschaft und ihrer allein anerkannten Produktivität abtrennt.<sup>908</sup> Wie fragwürdig diese Abwertung materieller Alltagspraxis im Haushalt ist, wird besonders beim Blick auf die wenigen verfügbaren statistischen Daten deutlich: Die Bruttowertschöpfung der bundesdeutschen Haushaltsproduktion, die sich ergibt, wenn man die Produktion des Haushaltes nach dem „Drittpersonenkriterium“ analog zur Marktproduktion berechnet,<sup>909</sup> beläuft sich nach einer vorsichtigen Bewertung allein auf rund

---

<sup>905</sup> Vgl. Illich (1982), v.a. S. 76f.

<sup>906</sup> Müller (1998), S. 132. Vgl. auch das venezolanische Beispiel für die fortdauernde Nichtanerkennung und Ausbeutung von Frauen in einem peripheren Land bei von Werlhof (1985), S. 96.

<sup>907</sup> Vgl. Krüsselberg (1997) und Kontos (1985), S. 175.

<sup>908</sup> Das wird auch dadurch deutlich, dass lange Zeit keine sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die Sphäre der Hausarbeit und speziell der Hausfrauen in der Industriegesellschaft vorlagen. Nach feministischen Untersuchungen wie der von Schwarzer (1975), die das Thema punktuell bereits berührten, legte erst Pross (1976) eine umfangreichere und systematische Analyse auf der Basis von Interviews vor.

<sup>909</sup> Schäfer (2004), S. 249f.: Das „Drittpersonenkriterium“ besagt, dass „Tätigkeiten im ökonomischen Sinn“ neben Erwerbsarbeit alle Tätigkeiten umfasst, „die auch von Dritten gegen Bezahlung übernommen werden könnten.“ Diese Analogiesetzung lässt zwar zuverlässige Rückschlüsse auf den *Umfang* und immense



820 Milliarden Euro – das entspricht für das Jahr 2001 „in etwa der Bruttowertschöpfung der deutschen Industrie [...] und der Bereiche Handel, Gastgewerbe und Verkehr [...] zusammen.“<sup>910</sup> Damit besitzt die gesellschaftlich ins „Private“ verlagerte nicht-marktförmige Haushaltstätigkeit einen weitaus größeren ökonomischen und gesellschaftlichen Stellenwert als die von offiziellen Statistiken verzeichnete Produktion und Dienstleistung. Diese Daten übertreffen damit auch bei weitem frühere Schätzungen, wonach in hochentwickelten Industrieländern unbezahlte Arbeitsleistungen im Umfang von minimal 30, in peripheren Nationen von maximal 60 Prozent der statistisch erfassten nationalen Wirtschaftsleistung erwartbar sind.<sup>911</sup> Aus diesen Befunden lässt sich schlussfolgern, dass die „unsichtbare“, weil nicht-marktförmig organisierte Haushaltstätigkeit sowohl in den Kernländern der Modernisierung wie auch in weniger stark „entwickelten“ Ländern einen überraschend hohen Stellenwert besitzt und damit auch der in diesen Tätigkeiten enthaltene Subsistenzanteil als außerordentlich hoch anzusetzen ist.

Neben Illich haben auch ökofeministische Theoretikerinnen wie Bennholdt-Thomsen die tiefgreifende geschichtliche Transformation der Subsistenzproduktion im Haushalt beschrieben und dabei die sie begleitende „Verwandlung der Sozialstruktur, der zunehmenden Reduzierung der subsistenzreproduzierenden Sozialeinheit bis zur patriarchalischen Kernfamilie“<sup>912</sup> hervorgehoben. Dieser Prozess lässt sich als „Hausfrauisierung“<sup>913</sup> der Subsistenz zusammenfassen:

„[...] [J]edem Arbeiter und Bürger musste tendenziell eine Ehefrau als Hausfrau zugeordnet sein, die die für das konkrete Überleben von ihm und den Kindern sorgt. Nach den Katastrophen der Frühindustrialisierung setzte sich deshalb das Prinzip des Ehemann-Gehalts durch, d.h. eine Bezahlung, die für den Kauf der notwendigsten Güter für mehrere Personen ausreichend ist.“<sup>914</sup>

Diese Kombination aus zwei völlig unterschiedlich gesellschaftlich organisierten Formen der Arbeit, die im Haushalt zusammengeführt werden, ist demnach das Grundarrangement der modernen industriegesellschaftlichen Alltagsökonomie, mit Ausnahme des oben untersuchten „Yupi“-Haushaltes. Hinter diesem Arrangement steht der Anpassungszwang der industriellen Transformation, der nach der Zerstörung der oikozentrischen Ökonomie und ihrer sozialen Grundlagen ein neuartiges wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis stiftet – zwischen

---

alltagspraktische Bedeutung moderner Subsistenz zu, verschleiert jedoch zugleich den *funktionalen Zusammenhang* von Subsistenz- und Marktproduktion, vgl. die Kritik in Abschnitt III.1 zum Forschungsstand.

<sup>910</sup> Ebd., S. 267.

<sup>911</sup> Smith (1984), S. 65.

<sup>912</sup> Bennholdt-Thomsen (1981), S.37.

<sup>913</sup> Müller (1998), S. 134, verwendet diesen Begriff im Rückgriff auf Schriften der Theoretikerin Maria Mies aus den 80er-Jahren.

<sup>914</sup> Spehr (1997), S. 22.

Fabrikherr und Arbeiter einerseits und zwischen dem Arbeiter und seiner Frau andererseits. Die Ausbeutung der Hausfrauentätigkeit wird in diesem Abhängigkeitsverhältnis zur Voraussetzung für die reibungslose Ausbeutung der Lohnarbeiter:

„Die geschlechtliche Arbeitsteilung ist einer jener Mechanismen, über den Ausbeutung in Gang gesetzt, organisiert und verschärft wird.“<sup>915</sup>

Die Haushalte stehen über Lohn Einkommen und Konsum zwar in Austausch mit der modernen, marktförmig strukturierten sozialen Umwelt, innerhalb ihrer Struktur sind sie aber einer sozialen Logik verhaftet sind, die *nicht* in allen Teilen der Logik der Marktintegration gehorcht. Die „Hausfrauisierungs“-These, die sich stark auf die soziologische Analyse des modernen Haushalts als Einheit der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheit und sozialer Rollenzuweisungen stützen kann, hebt dabei die Bedeutung der unbezahlten produktiven Tätigkeiten im Haushalt hervor. Die ökofeministischen Theoretikerinnen, wie auch Illich und Wallerstein<sup>916</sup>, gehen davon aus, dass in der formal nicht-marktförmig gesteuerten, aber den Sektor der großmaßstäblichen Marktförmigkeit unterstützenden Hausfrauen- bzw. Schattenarbeit eindeutig nicht-selbstbezügliche, vielmehr dezentrale Stabilisierungsarbeit für das Großsystem geleistet wird, das diese Bereiche nicht abdeckt und nach Möglichkeiten der Kosteneinsparung und Gewinnmaximierung sucht. Demzufolge geht die häusliche Subsistenzproduktion letztlich als unbezahlte Vorausleistung der Lohnabhängigen für ihre Verwertbarkeit in den industriellen Produktionsprozess ein und ist entsprechend „integrale[r] Bestandteil der kapitalistischen Produktionsweise“<sup>917</sup>. Die Hausfrauisierung eines gesellschaftlichen Tätigkeitsbereiches ist in dieser Sichtweise eine Verwertungsoffensive des Marktes gegen die Haushalte und gleichzusetzen mit der Umwandlung der gesellschaftlich anerkannten Haushaltsproduktion in individualisierte, sozial „unsichtbare“ und unbezahlte Produktionsformen.

Eine Schwäche der Argumentation Illichs wie auch der Ökofeministinnen tritt hier jedoch zunehmend hervor. Es ist eine begriffliche Unschärfe ihres Begriffes von Hausarbeit bzw. Subsistenz. So ist bei Illich die bereits im vorherigen Abschnitt dargestellte Unterordnung von Tätigkeiten unter dem Begriff der Schattenarbeit z.T. problematisch, da sich einige dieser Tätigkeiten bei näherem Hinsehen dieser Einteilung verweigern und eine gesonderte Behandlung in einem neuen theoretischen Kontext von Hausfrauenarbeit verdienen. Auf diesem Wege kann zugleich der ihnen innewohnende Anteil subsistenzhafter Produktivität sichtbar gemacht werden. Möglicherweise missversteht Illich die gesellschaftliche

---

<sup>915</sup> von Werlhof (1985), S. 96.

<sup>916</sup> Vgl. Wallerstein (1984b), S. 17ff.

<sup>917</sup> Bennholdt-Thomsen (1981), S. 33.

Nichtanerkennung der Hausfrauenarbeit dahingehend, dass er zumindest teilweise das Vorurteil von ihrer *Nicht-Produktivität* übernimmt. Hausfrauenarbeit, ob sie nun von Frauen oder – seltener – auch Männern – übernommen wird, hat aber durchaus erhebliche Anteile produktiver und auch selbstbezoglicher Tätigkeit aufzuweisen. Nicht alles, was im industriegesellschaftlichen Haushalt geschieht, gehorcht mittelbar den systemischen Anforderungen der Warenförmigkeit, an denen der Haushalt teilhat. Nicht alle Aspekte modernen materiellen Alltagslebens sind in ihrer Existenz und Struktur aus dem Anschluss an Warenketten ableitbar. Wie sich zeigt, stecken gerade in dem von Illich nicht genügend systematisierten Pauschalbegriff „Hausarbeit“<sup>918</sup> in formal marktintegrierten Haushalten weitere wichtige Hinweise auf eine vertikale Komplexität von ökonomischen Produktionsformen, die sich sowohl der formalen Marktintegration (Lohnarbeit) *als auch* der informellen Subvention der Großökonomie (Schattenarbeit) entziehen.

Wenn das Problem in Illichs Analyse das Übersehen einer Grauzone zwischen sozial anerkannter Produktion und unsichtbarer Subvention des Weltsystems ist, so gilt das für den Subsistenzbegriff Bennholdt-Thomsens in ähnlicher Weise. Ihrer Definition zufolge gehört zur Subsistenzproduktion in der Moderne auch jene Arbeit, „die verausgabt wird, um Essen, Kleidung und Wohnung direkt konsumierbar zu machen.“<sup>919</sup> Hier treten zwei Schwierigkeiten auf. Dieser Begriff ist ähnlich unscharf wie Illichs, da hier vom lokalen sozialmetabolischen und kleinräumigen sozialen Kontext abstrahiert wird und Produktivität nicht als möglicherweise auch selbstbezüglige, sondern als grundsätzlich instrumentalisierte, oder patriarchal-kapitalistisch „kolonisierte“ Tätigkeit betrachtet wird.<sup>920</sup> Bennholdt-Thomsens Definition zufolge würden zum einen bereits Schattenarbeits-Tätigkeiten wie das Einkaufen und Aufwärmen einer Fertigmahlzeit und die Suche nach einer Wohnung die Kriterien der Subsistenzproduktion erfüllen, da beide Tätigkeiten ein Warenangebot nutzbar machen, das in der Sphäre der großmaßstäblichen Energie- und Stoffflüsse bereitgestellt wird, aber nicht allein durch sein Vorhandensein bereits nutzbar ist. Zum anderen fiele auch das klassische „Do-it-yourself“, das vor allem als Ausweichen von teureren Fertigprodukten auf billiges Heimwerken beobachtet werden kann, demnach unter den Oberbegriff der Subsistenzproduktion. Rund neun von zehn Heimwerkern in Deutschland gaben 1991 monetäres Einsparpotential als Motivation des Selbermachens an, allerdings auch dicht gefolgt vom Stolz auf selbst hergestellte Erzeugnisse. Es erscheint nun naheliegend, dass das eingesparte Geld anderweitig verwendet wurde; ein möglicher Verzicht auf Einkommen und

---

<sup>918</sup> Illich (1982), S. 77.

<sup>919</sup> Bennholdt-Thomsen (1981), S. 31.

<sup>920</sup> Vgl. dazu auch die entsprechenden Erläuterungen zum „Eisberg“-Modell bei Mies (2003), S. 30ff.

damit Unabhängigkeit vom Arbeitsmarkt dürfte nur eine seltene Randposition darstellen.<sup>921</sup> Diese Beispiele von Tätigkeiten kommen zwar tatsächlich der Reproduktion der Haushaltsmitglieder zugute, ein *materiell*-produktiver Vorgang, der auf lokalen Ressourcen aufbaut, ist hier jedoch kaum vorhanden. Das ist die erste Schwachstelle dieses Subsistenzbegriffes. Aber auch die von Bennholdt-Thomsen angenommene vollständige Integration aller subsistenzhaften Haushaltstätigkeiten in ein System der „heimlichen“ Verwertung ist zweifelhaft. Diese Kolonisierung mag auf Tätigkeiten zutreffen, auf die das in Auseinandersetzung mit Illich herausgearbeitete Schattenarbeitskonzept anwendbar ist. Verallgemeinert man diese Unterordnung unter das Kapital aber, bedeutet dies nicht weniger, als dass praktisch *alle* autonom erzeugten Gebrauchswerte sich mittelfristig „gleichsam zwangsläufig in Tauschwerte verwandeln.“<sup>922</sup> Noch weiter zugespitzt: Nicht nur Schattenarbeit, sondern auch alle scheinbar selbstbezüglichen Subsistenzformen wären letztlich Instrumentalisierungen menschlicher Aktivität und Produktivität für das System von Warenförmigkeit und Lohnarbeit. Die Pflege kranker Familienangehöriger wie auch das Konservieren von Obst aus dem Hausgarten wäre vordergründig nichts weiter als ein „Dienst am Kapital“. Es gäbe demzufolge kein „Außen“ mehr, das sich der kapitalistischen „Landnahme“ entzöge. Diese Verallgemeinerung kann daher nicht stichhaltig sein.

Den Ansätzen von Illich und Bennholdt-Thomsen soll in diesem Abschnitt eine andere Auslegung dieser These wenn nicht entgegen, dann doch präzisierend *beigestellt* werden: So glaube ich durch eine Schärfung des verwendeten Begriffes von Subsistenz in Abgrenzung zur Schattenarbeit zeigen zu können, dass Subsistenzformen in der Moderne häufig, aber keineswegs *immer* durch eine fremdbestimmte „Kolonisierung“ und somit durch die Zwänge der übergeordneten sozialen Umwelt geprägt sind. Auch reicht die Kolonisierung in vielen Fällen strukturell weniger tief in die Haushaltstätigkeiten und –strukturen hinein als angenommen. Neben der mittelbar auf Tauschwerte ausgerichteten Haushaltsproduktion ist ein Feld von produktiven Tätigkeiten erkennbar, die sich z.T. der Warenwelt *bedienen*, sich aber aus verschiedenen Gründen nicht der Logik des versteckten oder offensichtlichen *Dienstes* an der Ware unterordnen lassen. Sie mögen als Teil der Reproduktionsarbeit letztlich auch in die Tauschwertproduktion einfließen, doch das trifft nicht ihren strukturellen Kern. Der Grund, dass diese Produktivität überhaupt mittelbar in die Ausbeutung eingeht, liegt diesbezüglich weniger in der Durchdringungstiefe der Marktintegration als vielmehr in einem simplen Sachverhalt begründet: Sowenig eine Arbeitskraft sich in eine gesellschaftliche

---

<sup>921</sup> Vgl. Glatzer/Dörr/Hübinger/Prinz/Bös/Neumann (1991), S. 27f.

<sup>922</sup> Bennholdt-Thomsen (1981), S. 33.

Arbeitsmaschine und ein „privates“ Wesen auftrennen kann, sowenig kann verhindert werden, dass letztlich auch die aus selbstbestimmt erzeugten Gebrauchswerten gewonnene körperliche und psychische Kraft einfließt in die gesellschaftliche Produktion. Einerseits bestehen diese „privaten“ zeitlichen „Nischen“ zu Hause ja offensichtlich gerade zum Zweck der Arbeitskraftreproduktion und zur Konsumarbeit, andererseits sind sie gerade *nicht* festgelegt auf bestimmte Wege zu diesem Ziel. Sie sind von daher neben Zonen passiven Konsums und warenförmiger „Freizeitgestaltung“ prinzipiell auch Möglichkeitsräume für selbstbezügliche Produktivität und Muße. Wie das Ergebnis - ein erholter und somit weiterhin ausbeutbarer Arbeiter – zustande kommt, mag für das System des großmaßstäblichen Marktes zweitrangig sein. Für den einzelnen Menschen in seiner konkreten Situation, mit seinem Geldbeutel, aber auch mit seinen Wünschen und Vorbildern ist es das keinesfalls. So ist hier auch ein Wunsch nach sinnhaftem, nicht-entfremdeten und mit Anerkennung verbundenem Tun denkbar, das unmittelbar *in* der Befriedigung von materiellen Bedürfnissen umgesetzt wird, statt, wie in den klassischen „Grundbedürfnis“-Hierarchien vorgesehen, erst *nachgeordnet*, jenseits der Sphäre des Selbsterhalts, als „Selbstverwirklichung“ wirksam zu werden.<sup>923</sup> Verzweckung und Selbstbestimmung können entsprechend eng beieinander liegen und so offenbaren viele Tätigkeitsbereiche ihren Charakter erst bei der Untersuchung des Fallbeispiels und seiner gesellschaftlichen und sozialmetabolischen Kontextualisierung. Abstrakte Zuordnungen müssen daher besonders vorsichtig gehandhabt werden.

Das Feld der Tätigkeiten, die in modernen industriegesellschaftlichen Haushalten verrichtet wird, ist weitgespannt und schwer zu überblicken. Ganz konkrete, eindeutig produktive Tätigkeiten des Alltagslebens wie Putzen, Kochen und Krankenpflege sind als solche vorab nicht eindeutig auf eine Zugehörigkeit zur Sphäre des Marktes oder der Subsistenzproduktion festzulegen. So ist es beispielsweise offenkundig, dass eine Hausfrau, die aus eingekauften Waren nach eigenem Plan unentgeltlich eine Mahlzeit für alle Haushaltsmitglieder zubereitet, nicht die gleiche Tätigkeit ausübt wie eine zum gleichen Zweck angestellte Hauswirtschafterin - und dass der Fall erst recht ganz anders aussieht, wenn die Mahlzeit in einer zentralen Großküche arbeitsteilig produziert und via Lieferservice ausgeliefert wird, so dass sich die Hausfrauentätigkeit auf das Spülen des Geschirrs usw. reduziert. Desweiteren mag die Frage irritieren, ob es für die Suche nach modernen Subsistenzformen einen Unterschied macht, ob die Zutaten der Mahlzeit evtl. im eigenen Gemüsegarten angebaut

---

<sup>923</sup> So etwa in dem Grundmodell von Abraham Maslow, das in verschiedenen Varianten und mit z.T. abweichenden begrifflichen Kategorisierungen bis heute angewendet wird, vgl. Lederer (1979), S. 13f.

wurden oder im Supermarkt erworben wurden, ob die angestellte Köchin eine behördlich angemeldete Tätigkeit ausübt oder „schwarz“ arbeitet.

Diese unübersichtliche Lage lässt sich allerdings bereits bedeutend klären, wenn definitorisch auf Braudels Dreischichtenmodell der modernen Wirtschaft zurück gegriffen wird: Moderne Subsistenzformen sind nach dem Ausschlussprinzip in jenen Bereichen der Alltagsökonomie erkennbar, wo Tätigkeiten sich weder der großsystemischen kapitalistischen „Weltwirtschaft“, noch der lokalen bis regionalen, tendenziell informellen „Marktwirtschaft“ kleiner Produzenten und handwerklich orientierter Dienstleister zuordnen lassen.<sup>924</sup> Moderne Subsistenz als materielles Alltagsleben, das entgegen dem monetär oder tauschförmig arbeitenden informellen Sektor der Marktwirtschaft nicht-monetär im sozialen Nahraum abgewickelt wird, bildet in den Worten Braudels

[...] den Mutterboden, in dem der Markt wurzelt, ohne ihn jedoch zur Gänze durchdringen zu können. Über diesem noch immer gewaltigen Untergrund beginnt die eigentliche Zone der Marktwirtschaft.<sup>925</sup>

Braudels Hinweis auf die „Wurzeln“ der „Marktwirtschaft“ ist an dieser Stelle wichtig. Denn damit wird metaphorisch deutlich gemacht, dass die unterschiedlich strukturierten Sphären vielfach miteinander verflochten sind. Der häufig informell strukturierte Sektor kleiner Warenproduktion und Dienstleistung, der eine volkswirtschaftlich und steuerlich kaum erfasste „underground economy“<sup>926</sup> unterhalb des vorherrschenden großmaßstäblichen Marktes bildet, „wurzelt“ in der kleinräumigen, basalen Haushaltsproduktion, aus der sich wiederum Arbeitskräfte sowohl für den lokalen Markt als auch die Weltwirtschaft rekrutieren lassen und in der eine begrenzte Warenproduktion erfolgen kann. Das impliziert, dass Haushaltstätigkeiten - Kaufkraft vorausgesetzt- durchaus auch an Arbeitskräfte außerhalb des Haushaltes vergeben werden können. Damit wären diese Tätigkeiten aus dem Bereich der Subsistenzproduktion in den Bereich der lokalen Marktwirtschaft überführt – auch wenn sie, z.B. als Schwarzarbeit, weiterhin im Haushalt, also im gleichen häuslichen sozialen Kontext, ausgeübt werden.

Wendet man dieses Schichtenmodell auf die Beispiele der Haushaltstätigkeiten oben an, wird deutlich, dass im Falle der selbst eine Mahlzeit kochenden Hausfrau vordergründig erst einmal eine Subsistenztätigkeit vorliegt, da sie im Rahmen einer gemeinsamen Haushaltsbilanz arbeitet und ihre an Gebrauchswerten orientierte Produktivität entsprechend in eine soziale, risikominimierende Logik der Haushaltsökonomie eingebettet ist. Sie wird in

---

<sup>924</sup> Vgl. Evers (1987), S. 355, zur Gleichsetzung von Braudelschem „Marktwirtschafts“-Begriff und dem volkswirtschaftlichen Terminus „informeller Sektor“.

<sup>925</sup> Braudel (1986a), S. 244.

<sup>926</sup> U.S.Congress, Committee of Ways and Means 1980, zitiert nach Evers (1987), S. 355f.

aller Regel weder ihre Mahlzeiten an die eigene Familie verkaufen, noch durch ihr ökonomisches Verhalten (z.B. durch individuelle Ausgabenmaximierung) den Bestand des gemeinsamen Haushaltes gefährden. Gerade im letztgenannten Punkt folgt sie im Übrigen exakt den Maximen der vormodernen „Hausväterliteratur“, die sich gegen eine allzu starke und direkte Abhängigkeit von Marktstrukturen und entsprechenden Ausgaben wenden.<sup>927</sup> Die kochende Hauswirtschafterin gehört dagegen bei aller sozialen Nähe und entsprechenden Rücksichtnahmen vollständig in den Bereich der örtlichen Marktwirtschaft, sei ihre entlohnte Beschäftigung nun behördlich angemeldet oder sei sie eine Nachbarin mit un versteuertem Nebenerwerb. Sie würde nicht tun, was sie tut, ohne dafür monetär entlohnt zu werden. Das „Essen-auf-Rädern“ schließlich gehört eindeutig in die Sphäre des übergeordneten Kapitalismus: Großküche, überregionale Logistik und Lieferservice sind nur durch erhebliche finanzielle Ressourcen, formell beschäftigte, spezialisierte Arbeitskräfte und ein erhebliches Input an lokal nicht verfügbaren Technik und Ressourcen realisierbar, der Betrieb ist dabei ausschließlich auf privaten Gewinn ausgerichtet.

Unbefriedigend bleibt an diesem Konzept zunächst, dass es der Tatsache keine Rechnung zu tragen scheint, dass die Hausfrau sich je auch im ersten Fall beinahe durchweg in einer Warenwelt bewegt, über die sie sozialmetabolisch und ökonomisch angebonden bleibt an die Stoff- und Energieflüsse der Weltwirtschaft und die Zwänge der unentgeltlichen Arbeitskraftreproduktion. Handelt es sich nicht letztlich doch um eine Variante von Schattenarbeit, die um den Konsum von Fertigwaren herum angeordnet ist? Zwei einfache Alltagsszenarien helfen bei der Unterscheidung:

1. Eine Hausfrau erwirbt von dem „Haushaltsgeld“, einem Betrag, den ihr Ehemann ihr von seinem Gehalt abzweigt, in einem Supermarkt die Zutaten für eine Mahlzeit. In ihrem Einkaufskorb stapeln sich lauter industriell produzierte Einzelwaren aus z.T. weit entfernten Regionen. Aus diesen Waren stellt sie wenig später zu Hause eine Mahlzeit her. Dieser Vorgang folgt dem ihm eigenen Maß, vom Gemüseputzen bis zum letzten Abschmecken. Das notwendige Wissen dazu hat die Hausfrau entweder im Kopf oder sie findet es in ihrem Kochbuch.
2. Eine Hausfrau erwirbt auf dem gleichen Weg im Supermarkt eine Dose „tafel fertige“ Suppe, in deren Produktion selbst wiederum verschiedenste Waren eingegangen sind. Sie kann die Konserve in wenigen Minuten öffnen und aufwärmen.

---

<sup>927</sup> Vgl. Richarz (1991).

Das erste Beispiel zeigt eine Form der Arbeit, die neben der Angewiesenheit auf Warenketten und Lohnarbeit doch zugleich mit gewissen Einschränkungen eine kleinräumige und selbstbezügliche Form der Produktivität aufweist. Die Hausfrau verfügt etwa mit dem großmaßstäblich produzierten Kühlschrank und Herd, mit Küchenutensilien und Kochbuch zumindest über einige der Mittel eines relativ autonomen Selbstmachens. Sie verfügt weiterhin über wichtige polytechnische Kompetenzen aus den in Abschnitt 2.4 aufgeführten Arbeitsbereichen („Nahrung konservieren und verarbeiten“, „Lebensmittel zubereiten“). Dessen Einschränkungen ergeben sich weniger aus der Arbeitsweise des Haushaltes selbst als aus dem spezifisch modernen sozialmetabolischen und sozialen Rahmen des Haushaltes:

„Anders als vorindustrielle Haushalte *können* die modernen Haushalte ihre produktiven Leistungen nur in einer Verflechtung mit marktlichen und staatlichen Leistungssystemen erbringen. Die Aufgabenbewältigung im Haushalt ist integriert in sozio-technische Systeme mit Versorgungs- und Entsorgungsaufgaben.“ [Hervorhebung C.B.]<sup>928</sup>

Das regelmäßige Fehlen von gemeinsamen und individuell verfügbaren Produktionsmitteln auf lokaler Ebene (Zugang zu nutzbarem Land, Werkstätten etc.) lässt für die Arbeitsweise der Hausfrau meist nur die Möglichkeit des Arbeitens mit industriell produzierten Geräten und des Weiterverarbeitens von Waren zu. Der Verlust entsprechender polytechnischer Kompetenzen im Bereich der Agrikultur, Werkzeugherstellung usw. folgt lediglich den sozialmetabolischen Gegebenheiten, die vor allem eine Weiterverarbeitungs- und eine gewisse Reparaturkompetenz erfordern. Entsprechend beginnt die Arbeit der Köchin in der modernen Küche meist nicht mit Holzhacken fürs Herdfeuer und dem Gang in den Gemüsekeller voller selbst eingemachter Konserven bzw. in den Garten. Agrarische Primärproduktion zur Selbstversorgung ist in den Industriestaaten zwar selten geworden, gleichwohl werden in einem modernen Industrieland wie Deutschland weiterhin jährlich rund 600 Millionen Gläser Kompott, 300 Millionen Gläser Marmelade und 100 Millionen Gläser Fleischprodukte v.a. zu Zwecken der ergänzenden haushaltlichen Selbstversorgung mit Selbstangebautem und Gekauftem befüllt – in gesellschaftlichen Umbruchs- und Krisenzeiten auch deutlich mehr.<sup>929</sup>

Zum einen kann daher gesagt werden, dass die Arbeit der Köchin unter den gegebenen Systemzwängen in der Regel die industrielle Erzeugung der Waren in einem hocharbeitsteiligen, entropiemaximierenden System zur Voraussetzung hat. Zum anderen ist dieses Abhängigkeitsverhältnis jedoch selten vollständig geschlossen. Als Kundin im

<sup>928</sup> Glatzer/Dörr/Hübinger/Prinz/Bös/Neumann (1991), S. 299.

<sup>929</sup> Vgl. die Angaben des Einmachglasherstellers Weck in Lissek (2012), S. 15. Aus den unsystematischen Angaben von Weck-Sprecher Mengel a.a.O. lässt sich auch herauslesen, dass gesellschaftliche Krisenzeiten wie die Ölkrise Anfang der 70er-Jahre oder die Massenarbeitslosigkeit der 80er-Jahre immer Zeiten des Vertrauensverlustes in Industriestrukturen bei gleichzeitig größeren Absätzen an Einmachgläsern gewesen sind.



Supermarkt erwirbt sie mit der Ware bei aller Abhängigkeit von der Fremdversorgung auch ein kleines Stück Verfügungsgewalt über die Warenkette als Ganzes. Damit ist der Umstand gemeint, dass die häusliche Arbeitsweise der Kundin im Beispiel, je nach individueller polytechnischer Kompetenz und Verfügbarkeit von Geräten, „gegen den Strom“ der immer stärker ausdifferenzierten Warenketten und ihrer Entropierzeugung gerichtet sein kann. Zwar bleiben die meist aus intensiver Landwirtschaft stammenden Produkte mit ihrer negativen Energiebilanz abgekoppelt von der Fläche, doch über das Einkaufen von Frischwaren kürzt die Kundin die in Zeiten von Convenience-Food immer längeren Produktionsketten und Transportwege zumindest teilweise ab und steuert lokal selbst deren Weiterverarbeitung. Sie „streut“ praktisch die großmaßstäblichen Energieströme des Industriesystems auf Haushaltsebene in stabilere, gebrauchswertorientierte Mikrostrukturen. Die im Supermarkt gekauften Grundnahrungsmittel sind häufig nicht festgelegt auf eine bestimmte Art der Zubereitung; die Art der Überführung in einen Gebrauchswert ist nicht determiniert wie beim Beispiel des industriell gefertigten Bücherregals im vorangegangenen Abschnitt. Die Köchin entscheidet nach eigenem Plan, was sie aus dem Angebot an Waren herstellt, ob sie etwa die Früchte einfriert oder entsaftet, zu Kompott kocht oder einweckt. Sie ist sowohl Teil-Produzentin als auch Verbraucherin. Darin behält sie einen sehr bescheidenen Rest an lokaler Daseinsmächtigkeit und unterscheidet sich bei gleichen industriegesellschaftlichen Rahmenbedingungen dennoch deutlich von einer passiven Konsumentin vom Typus des zweiten Beispiels. Etwas anderes als eine durch Profitinteressen und Marktsituation definierte Mahlzeit zweifelhafter Qualität lässt sich der Suppenkonserve nicht entlocken. Sie stiftet in ihrer abstrakten Warenform weder Kohäsion („ich habe heute etwas Gutes für euch gekocht“), noch ist sie die materielle Vergegenständlichung einer – wie stark auch immer – begrenzten persönlichen polytechnischen Kompetenz und regionaler Esskultur. Wer regelmäßig sein Essen selbst kocht, weiß nicht nur um die befriedigende Erfahrung des begrenzten Selbstmachens, sondern auch um die Komplexität dieser polytechnischen Kompetenz, die mitunter auch mit politischem Bewusstsein gepaart aggressiven Verwertungslogiken der Industrie zu widerstehen scheint.<sup>930</sup> Die oben angeführten Einmachgläser sind in diesem

---

<sup>930</sup> Vgl. z.B. die politische Gastrosophie bei Lemke (2012), eine praktische Philosophie, die eine ethisch vertretbare Herstellung und Verarbeitung von Lebensmitteln anstrebt und in selbstbezüglicher Produktion (wie z.B. urbanem Gärtnern), aber auch bewusstem Konsum eine gesellschaftsverändernde Kraft sieht. Interessant dazu besonders die Hervorhebung der Bedeutung kleinbäuerlich-dezentraler Produktionsformen ebd., S. 95ff. Vgl. ferner die in auch in Deutschland wachsende Beliebtheit von „Slow Food“, regionaler Küche und sogenannter „Bauernmärkte“ für die Direktvermarktung kleinerer landwirtschaftlicher Erzeuger. Bei den letztgenannten Beispielen ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass sich dahinter mehr ein bürgerlicher Konsumstil als ein grundlegendes Umdenken über industrielle Herstellungsweisen oder gar eine Selbstermächtigung zum Produzenten eigenen Bedarfs verbergen könnte. Auch das „gute Gewissen“ kann zur

Sinne möglicherweise auch eine im Kleinen durchaus bewusst gepflegte Form der Selbstversorgung mit qualitativ hochwertigen Lebensmitteln.

Eine Kombination von Fremd- und Selbstversorgung lässt sich auch an der oben bereits angeschnittenen modernen Haushaltstechnisierung ablesen. Obgleich diese zwar „weitgehend im Anschluss an die industrielle Technisierung“ mit der Durchsetzung des Massenkonsummodells im 20. Jahrhundert erfolgte, wird bei genauerem Hinsehen erkennbar, dass „die privaten Haushalte sich der Technisierung aber auch teilweise entziehen können“ und grundsätzlich „nach eigenem Interesse und Bedarf“<sup>931</sup> technische Angebote auswählen. Unter der Basisausstattung deutscher Haushalte nehmen *produktiv* nutzbare Geräte wie Herd und Kühlschrank, Waschmaschine, Kaffeemaschine usw. eine hervorgehobene Position ein – etwa gegenüber Unterhaltungselektronik.<sup>932</sup> In dem Maße, in dem im Haushalt auch subsistenzhafte Tätigkeiten ausgeübt werden, werden diese Geräte zu den bereits genannten einfachen Produktionsmitteln.

Selbststeuerung und Rückkopplung des gebrauchswertorientierten Produktionsprozesses an die eigenen Sinne und Bedürfnisse, v.a. aber die oben beschriebene soziale Einbettung ihrer Tätigkeit in die Beziehungen der auf diese Weise versorgten Haushaltsmitglieder, entsprechen weitgehend den Kriterien von Subsistenzproduktion, wie sie in den Analysen vormoderner Subsistenz vorgelegt wurden. Zwar fehlt in der sozialen Umwelt des Haushaltes nach Zerschlagung der ländlichen Sozialstrukturen die Gemeingüterwirtschaft vormodernen Zuschnitts, doch einige Commons existieren in der Moderne in veränderter Form weiter. So können Haushalte in lokale, überregionale und vereinzelt selbst globale Netzwerke von Commons eingebunden sein, welche die Haushaltsmitglieder bei selbstbezüglichen Tätigkeiten unterstützen. Materiell greifbare, aber auch immaterielle Beispiele wie Gemeinschaftsgärten, selbstorganisierte Krabbelgruppen für die Kleinsten, Wasser- und Abwassergenossenschaften, Gemeinschaftshäuser, Bibliotheken, kulturelle Güter und Open-Source-Pools sind nur eine kleine Auswahl der möglichen Erscheinungsformen aus den Bereichen Natur, Kultur, Soziales und Informationstechnik.<sup>933</sup>

Die soziale Zielsetzung und unterschiedlich stark ausgeprägte Einbettung der Hausfrauenarbeit zu ignorieren, hieße beispielsweise die Nahrungszubereitung auf das kalorienmäßige „Output“ zu reduzieren, es würde bedeuten, die Zuwendung für Kinder und Alte zur unpersönlichen und übertragbaren Dienstleistung zu deklarieren und im Pflegen einer

---

exklusiven Ware für eine Zielgruppe werden, die sich neben guter Bezahlung auch der zeitlichen Spielräume erfreut, in der ein Nachdenken über den „richtigen“ Konsum möglich ist.

<sup>931</sup> Glatzer/Dörr/Hübinger/Prinz/Bös/Neumann (1991), S. 299.

<sup>932</sup> Ebd., S. 38ff.

<sup>933</sup> Vgl. die Klassifikationen und Beispiele bei Helfrich/Kuhlen/Sachs/Siefkes (2010), S. 7.

Wohnung nicht ein Bedürfnis nach Sauberkeit und gewünschter Ordnung zu sehen als vielmehr einen rein rationalen Akt der Hygiene. Hier treten wohl am häufigsten qualitative Unterschiede zwischen marktformiger Versorgung und den Formen stark beschnittener, aber gleichwohl fortdauernder Selbstversorgung zu Tage. Die Pflege der Alten in die Hände von Wirtschaftsunternehmen zu legen, mag für Familienangehörige unter den unmittelbar kaum veränderlichen Bedingungen des Arbeitsmarktes nicht selten unvermeidbar sein. Es bleibt das Wissen darum, dass bei taylorisierter Pflege vieles zu kurz kommt – etwa soziale Logiken von Menschenwürde, Solidarität und Emotionalität, wie sie sich in lokalen Netzwerken finden.<sup>934</sup> Entsprechend hoch ist die Bereitschaft anzusetzen, hier selbst bei ausreichender Kaufkraft nicht auf das Angebot des Marktes zurückzugreifen. Lebensmittelskandale erinnern mit zunehmender Häufigkeit daran, dass in dem Maße, indem die Produktion von Essen nach den Erfordernissen der „Wirtschaftlichkeit“ erfolgt, letztlich nicht hinnehmbare Qualitätsverluste, vom offensichtlichen Betrug bezüglich des versprochenes Inhaltes bis hin zur Gesundheitsschädigung der Verbraucher auftreten können.<sup>935</sup> Hier zeigt sich auch deutlich, dass der Einfluss der Verbraucher auf die industriellen Warenketten nicht weit genug reicht, um derartige Entwicklungen zu verhindern. Die aus Verbraucherperspektive oft geforderte „Transparenz“ der Verarbeitungsschritte und Transportwege erscheint allzu naiv angesichts der Komplexität globaler Warenströme und so antworten Staat und Industrie denn auch regelmäßig mit hilflosen Gesetzesinitiativen und ebenso neuen wie inhaltsleeren Verbraucherschutzlabels auf den Waren. Kontrastiv bietet es sich an, die Haushaltsproduktion im vormodernen System der Gemeingüter und lokaler Selbstversorger zu betrachten, die ein heute kaum erreichbares Maß an lokaler Kontrolle und „Transparenz“ der Produktion bot. Diese konnte schon aus Eigeninteresse und sozialen Rücksichtnahmen nicht vernachlässigt werden. Der vormoderne Handwerker, der in der konkreten Qualität seines Produktes zugleich seine soziale Reputation erhöhte, könnte mit dem abstrakten, weil kaum wirksam einklagbaren und unpersönlichen Qualitätsversprechen eines Produktlabels so wenig anfangen wie mit dem Serviceversprechen einer Kundenhotline. Seine Geschäftsgrundlage ist eine beiderseitige persönliche Beziehung, die bei Nicht-Erfüllung der sozialen „terms of trade“ Schaden nehmen kann. Der moderne Verbraucher dagegen ist vom Vertrauen in die eigenen

---

<sup>934</sup> Diese Qualität versuchen etwa dezentrale Pflege- und Hospizinitiativen zu erreichen, die neben den marktformig und staatlich regulierten Institutionen einen „Dritten Sozialraum“ eröffnen wollen, der eine im weitesten Sinne subsistenzhafte, weil selbstbezügliche und selbstorganisierte, Perspektive bietet. Vgl. Dörner (2012).

<sup>935</sup> Aus der Fülle der Literatur zu diesem Thema vgl. Grimm (1999). Im Februar 2013 mussten Konsumenten sich beispielsweise belehren lassen, dass eine Tiefkühlhasagne zum Preis von 1,29 Euro nur um den Preis zu haben ist, dass man akzeptiert, dass selbst der Produzent nicht genau weiß, welche Wege u.a. das von ihm verarbeitete Pferdefleisch mit Arzneimittelrückständen (!) zuvor durch Europa genommen hat.

Fähigkeiten und die seines Produzenten von „nebenan“ weit entfernt und muss den abstrakten Qualitätsbeteuerungen der global player Glauben schenken – ohne als Verbraucher deren Produktionsmethoden bei Vertrauensmissbrauch wesentlich verändern zu können und ohne vertrauenswürdiger Alternativen wählen zu können.<sup>936</sup> Mögen auch die sozialen Beziehungen *innerhalb* des Haushaltes wichtig geblieben sein – diejenigen, die *außerhalb* des Haushaltes einst wichtig waren, sind in vielen Bereichen gleichzeitig mit dem Zwang zu lokaler ökonomischer Kooperation weggefallen.

Der Rahmen für Subsistenzanteile im modernen Haushalt ist eng und sowohl durch die Höhe des regelmäßigen Einkommens der Mitglieder als auch die beschriebenen Zwänge der Hausfrauisierung begrenzt. So beginnt die Kolonisierung des Haushaltes dort, wo das Individuum aus der Privatsphäre des Haushaltes, in dem Selbsterhalt und risikominimierende Selbstbezüglichkeit praktiziert werden, in den gesellschaftlich definierten Bereich des Erwerbslebens eintritt, wo die solchermaßen wiederhergestellte Arbeitskraft ausgebeutet wird und dafür ein Quantum Kaufkraft zugeteilt bekommt. Diese mittelbare Verzweckung der subsistenzhaften Hausarbeit zeigt sich besonders deutlich, wenn man das volkswirtschaftliche „Drittpersonenkriterium“ auf sie anwendet: Es ist, wie schon beim Problem der Schattenarbeit, der ökonomische Status und die entsprechende Kaufkraft, die über den Umfang und die Form der Subsistenztätigkeiten innerhalb des Haushaltes entscheidet. Finanziell bessergestellte Haushalte können (und müssen<sup>937</sup>) Teile der Haushaltsproduktion „durch Kapital substituier[en]“<sup>938</sup> (z.B. durch Spülmaschine, bügelfreie Textilien, Tagesmutter, Haushaltshilfen) und können so im Jahr 2001 pro Tag einige Minuten *weniger* im Haushalt zu arbeiten als 1992;<sup>939</sup> mit sinkendem Einkommen *steigt* dagegen besonders der Teil der unbezahlten Arbeitszeit, der für Kindererziehung, Pflege, Reparaturen und handwerkliche Tätigkeiten benötigt wird.<sup>940</sup> Hier findet sich auch ein wichtiger Hinweis auf eine wachsende Bedeutung von unbezahlten Tätigkeiten, unter denen auch Subsistenztätigkeiten zu finden sind. In dem Maße, in dem es im Postfordismus zu einer

---

<sup>936</sup> Vereinzelt Kampagnen von Umwelt- und Verbraucherschutzorganisationen mögen punktuell Abhilfe schaffen, ändern jedoch wenig an den Grundstrukturen der Weltwirtschaft, die eine verschärfte Konkurrenzsituation, Preisdruck und andere ökonomische Zwänge generieren – und so doch wieder die Ausgangsbedingungen der nächsten „Skandale“ hervorbringen.

<sup>937</sup> Da die bessere finanzielle Situation meist mit längerer bezahlter Arbeitszeit und häufig auch zwei Verdienern pro Haushalt verknüpft ist, vgl. Weick (2004), S. 415f.

<sup>938</sup> Schäfer (2004), S. 255. Vgl. auch Weick (2004), S. 405.

<sup>939</sup> Vgl. ebd., S. 254ff. Hier wirken im Hintergrund auch andere, unspezifische Faktoren, z.B. der Geburtenrückgang und damit ein sinkender Zeitaufwand für Kindererziehung und –pflege, mit.

<sup>940</sup> Vgl. ebd., S. 415.

Informalisierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen<sup>941</sup>, zu prekärer Niedriglohnarbeit und Arbeitslosigkeit kommt, werden besonders den unteren Einkommensgruppen der Industriegesellschaft die Voraussetzungen zur marktförmigen Befriedigung von materiellen und immateriellen Bedürfnissen entzogen. In der Folge, darauf deuten die Daten oben hin, werden diese Einkommensgruppen aus dem Sektor der besteuerten und statistisch regelmäßig erfassten Wirtschaft zunehmend auf den unbesteuerten und statistisch kaum durchleuchteten Wirtschaftssektor der informellen Ökonomie (z.B. Schwarzarbeit) und eben der unbezahlten und z.T. subsistenzförmigen Haushaltsproduktion gedrängt.<sup>942</sup> Besonders im Zuge der „Entgrenzung von Arbeit und Leben“<sup>943</sup> wird die Haushaltsproduktion heute massiver als früher verzweckt bzw. kolonisiert. Die wachsenden Erfordernisse der gesellschaftlichen Marktteilnahme als Arbeitskraft schränken die Möglichkeiten privater Reproduktion sowohl monetär wie auch zeitlich ein, wenn Reallohnsenkungen, unbezahlte Mehrarbeit (auch in Formen von Fortbildungen, Umschulungen, Praktika) und marginale „Scheinselbständigkeit“ zunehmen.<sup>944</sup> Hinzu kommt noch häufig der Abbau von staatlichen Sozialleistungen für Zeiten der Nicht-Marktteilnahme wie Krankheit und Arbeitslosigkeit – verschärft seit den marktliberalistischen Reformen in vielen europäischen, nord- und lateinamerikanischen Ländern<sup>945</sup> - und der demographische Wandel. Letzterer sorgt besonders in den „alternden“ Industriestaaten wie Deutschland für wachsende individuelle Problemlagen, die sich aus verlängerter Lebensarbeitszeit („Rente mit 67/69“) bei erwartbar sinkender staatlicher Alterssicherung (Aufkündigung bzw. drohendes Scheitern des „Generationenvertrages“) und aus den mangelnden Möglichkeiten finanzierbarer und menschenwürdiger Altenpflege ergeben. Es ist anzunehmen, dass es auf diese Weise insgesamt noch zu einer Intensivierung der Haushaltsproduktivität in Form „verdichteter“ Arbeitsabläufe und wachsender Anteile von Eigentätigkeit kommt. Während Warenförmigkeit und Marktintegration zur Generierung von „Wachstum“ auf immer größere Bereiche menschlichen Lebens und der Biosphäre zugreifen und diese zu verwerten suchen, würde der Kern menschlicher Existenzweisen, die materielle Selbsterhaltung, die nunmehr zur fremdbestimmten Bereitstellung arbeitsfähiger Individuen dient, offenbar in wachsenden

---

<sup>941</sup> Vgl. Bonß (2002), S. 12f., der Berechnungen zum Rückgang der „Normalarbeit“ in der BRD in den letzten drei Jahrzehnten darlegt und auch darauf verweist, dass prekäre Beschäftigung, Niedriglohnarbeit und Armutsgefährdung Hand in Hand gehen.

<sup>942</sup> Vgl. die Darstellung von besteuertem und nichtbesteuertem Wirtschaftssektoren bei Backhaus (1994), S. 234.

<sup>943</sup> Jürgens/Voß (2007), S. 7.

<sup>944</sup> Vgl. z.B. die laut Roth (1994), S. 17f. seit Anfang der Neunzigerjahre durch zunehmende Privatisierungen und Umstrukturierungen „freigesetzten“ und zu Niedriglöhnen prekär beschäftigten, vormals in formellen Beschäftigungsverhältnissen des öffentlichen Sektors und der Unternehmen eingesetzten Arbeitnehmer.

<sup>945</sup> Vgl. Klein (2007).

Teilen der Industriegesellschaft „eigenverantwortlich“ an die Haushalte und Individuen zurückdelegiert – ohne dass diese auch nur im Mindesten zu einer autonomen Lebensweise befähigt wären.<sup>946</sup> Dieser Mangel an Autonomie zeigt sich überdeutlich auch, wenn man die in vormodernen Wildbeuter- und Agrargesellschaften vorhandene Möglichkeit der „Arbeitsvermeidung“ und „Mußpräferenz“ berücksichtigt. Hier weist die Hausfrauenarbeit kaum Freiheitsgrade auf: Der Hausfrau steht keine Entscheidungsmacht zu Gebote, ihren Arbeitsaufwand durch Extensivierung zu senken, weil das Arrangement von Warenkonsum und unbezahlter Arbeit im Haushalt unter den vorfindlichen Bedingungen, v.a. durch die Höhe des Lohns und die weitgehend durchgesetzte Warenförmigkeit, schlicht alternativlos ist. Allein die Substitution ihrer eigenen Arbeit durch Dritte bietet diesen Ausweg, der aber in die Sphäre des Marktes führt, der sich wiederum jeder Regulierung durch Einzelne entzieht. Der Hausfrau fehlt also, metaphorisch gesprochen, ein nicht-kapitalistisches „Hinterland“, in dem sie als Subjekt die Bedingungen ihrer Tätigkeit reflexiv steuern könnte. Vergleichbare Zusammenhänge sind auch im historischen Haushalt des Bürgertums nachweisbar: Als sich um 1900 in Europa der Niedergang des bürgerlichen Haushalts mit Diensthilfen ankündigte, während parallel die proletarischen Haushalte durch Lohnzuwächse, Warenkonsum und soziale Sicherheit zu „verbürgerlichen“ begannen, war es an der Hausherrin, die knapper werdende bzw. nicht bezahlbare Arbeitskraft der Hausangestellten durch eigene Arbeit zu ersetzen – und gleichzeitig bis zur Selbstaufgabe die repräsentativen und sozialen Pflichten einer bürgerlichen Frau zu erfüllen.<sup>947</sup>

Die Frage, welche emanzipatorischen Perspektiven sich aus dieser strukturellen Uneindeutigkeit der modernen Hausfrauenarbeit ergeben, ist schwierig zu beantworten. Die strukturelle Klammer der Warenförmigkeit, die den Haushalt an die von der Fläche abgelöste Großökonomie bindet, mag von Fall zu Fall stärker oder schwächer sein als die verbliebene Fähigkeit zum strukturellen Selbsterhalt. Systemtheoretisch gesprochen besteht die entscheidende Frage darin, ob unter dem Vorzeichen der krisenträchtigen und in ihrer jetzigen Form nicht zukunftsfähigen Weltökonomie auch eine andere, abgewandelte Haushaltsstruktur denkbar ist, die die für den strukturellen Selbsterhalt nötige Energie, Ressourcen und Informationen nicht aus der großmaßstäblichen sozialen Umwelt importiert, sondern aus lokal verfügbaren Strukturen, unter deren Zuhilfenahme eine neue biokulturelle „Kompromiss-Struktur“ mit lokalen sozialen Netzwerken aufgebaut wird. Derzeit steht einer solchen Rückbindung an lokale Quellen der Produktivität eine Fülle von Systemzwängen im Wege,

---

<sup>946</sup> Dem entsprechen durchgesetzte ideologische Leitbilder und Subjektivierungen äußerer Zwänge, etwa im Sinne des „Arbeitskraftunternehmers“, vgl. Peter (2003).

<sup>947</sup> Vgl. Kontos (1985), S. 176.

die sich aus der Tatsache ergeben, dass – historisch singular – die großmaßstäbliche soziale Umwelt den Fortbestand des Haushaltes so eng mit ihrem eigenen systemischen Fortbestand verschränkt hat, dass im modernen Weltsystem innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes das biophysische Überleben bedroht wäre, käme es zum völligen Kollaps der fossilenergetisch alimentierten globalen Großsysteme. Die Industriegesellschaft versorgt die Konsumenten und nimmt sie gleichzeitig als sozioökonomische „Geiseln“, deren Selbsterhaltungsbemühungen daher meist zugleich Bemühungen um den Erhalt der Konditionen ihrer „Geiselhaft“ sind. Dieses Problem bildet im Zusammenspiel mit den wachsenden sozialen und ökologischen Risiken möglicherweise den Kern der mangelnden demokratischen Steuerbarkeit der Moderne überhaupt, das den modernen Anspruch von Mündigkeit und rationaler gesellschaftlicher Entscheidungsfindung untergräbt.

Diese Entwicklung, die sich soziologisch-anthropologisch in eine weitreichende moderne „Instrumentalisierung des Gattungslebens“<sup>948</sup> einordnen lässt, ist nach gegenwärtiger Erfahrung ein historisch ebenso junges wie hinsichtlich seiner langfristigen Stabilität schwer abzuschätzendes Muster. Es wäre jedoch falsch aus diesem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis zu schließen, dass dieser Zusammenhang unbeweglich wäre. Der entscheidende Punkt könnte das Entwickeln einer praktischen Gegenökonomie im Alltag sein, die das Abhängigkeitsverhältnis auf Seiten der Verbraucher durch den Rückgewinn an selbstbezoglicher Produktivität verringert. Durch den Aufbau selbstversorgerisch-dezentraler Netzwerke könnte der Zwang zur bedingungslosen Stützung der übergeordneten Großökonomie behutsam verringert werden. Hausfrauenarbeit weist, wie oben dargelegt, viele Merkmale subsistenzhaften Wirtschaftens in einem engen Rahmen auf, der bedeutend erweitert werden könnte – etwa durch Rückgewinnung polytechnischer Daseinsmächtigkeit, den Aufbau von Produktionsmitteln wie Werkstätten, die Gewinnung von intensiv nutzbaren Anbauflächen sowie den Aufbau von selbstkontrollierten regionalen Produktions- und Versorgungsnetzwerken. Die im Haushalt Produzierenden würden sich damit zugleich selbst aus der Verdrängung ihrer Arbeit ins Private befreien, und – indem sie sich für materielle Emanzipation und demokratische Selbstverwaltung etwa auf kommunaler Ebene einsetzen - ihre selbstbezüglichen Alltagsökonomien in die gesellschaftlichen Beziehungen integrieren und diese mitgestalten. Auf diese Weise wären mit den materiellen zugleich politisch-gesellschaftliche Freiheitsgrade zurückgewinnbar. Aus der Distanzierung und Nicht-Erpressbarkeit gegenüber der „Megamaschine“ entstünde möglicherweise eine Situation, in

---

<sup>948</sup> Ottomeyer (1977), S. 100.

der manche der derzeit verabsolutierten Strukturen von Lohnarbeit und Konsum sich bis zur grundsätzlichen Verhandelbarkeit, Diskussion und ggf. Abschaffung öffnen könnten.

Solchen emanzipatorischen Versuchen stehen zunächst auch erstaunlicherweise weniger konkrete materielle Systemzwänge entgegen, wie etwa die vorfindliche Verteilung von nutzbaren Anbauflächen, das Erwerben polytechnischer Kompetenzen, das Aushebeln administrativer Macht usw. Wie Gronemeyer im Anschluss an Peter Brückner feststellt: Es gibt immer Orte, die „leer von Macht“<sup>949</sup> sind. Hier liegt nicht das Problem. Vielmehr steht diesen Versuchen entgegen, dass die Verzahnung des Selbsterhalts mit dem Systemerhalt auf dem Wege der konkurrenzförmig ausgetragenen Knappheit an *gesellschaftlichen Konstrukten* wie Arbeitsplätzen, Qualifikationsmöglichkeiten und Geld, als gesellschaftlich knapp gehaltenen *Mitteln* des Überlebens, vorgenommen wird. Konkurriert wird in erster Linie um etwas schwer Greifbares, ja Illusionäres. Diese immateriellen, häufig diskursiv durchgesetzten Zwänge wirken bereits im Vorfeld gegen eine Rückgewinnung von Daseinsmächtigkeit, denn in den funktionalen Rollen der Alltagswelt wird es den Menschen schwer gemacht, diese Möglichkeiten jenseits der Instrumentalisierung überhaupt zu erkennen. Typischerweise wird etwa durch diese Fortsetzungen der ökonomischen Macht ins Ideologische die grundlegende Schwäche und Erpressbarkeit der Lohnarbeiter- und Hausfrauenposition ins Gegenteil verkehrt: Der Zwang zum konkurrenzförmig organisierten Verdingen wird als Gelegenheit zur persönlichen Selbstverwirklichung interpretiert, der fremdbestimmte Mittelcharakter der heute geheuerten, morgen gefeuerten Arbeitskraft verwischt durch Konsumidentitäten.<sup>950</sup> Auch die hausfrauisierten Tätigkeiten werden in ein Gespinnst gesellschaftlicher Konstruktionen verwickelt. Patriarchal überformte, „kulturell“ tradierte Abhängigkeit sowie ideologisch zugewiesene Geschlechterrollen verschleiern die Zusammenhänge der Alltagsökonomie mit der gesellschaftlichen Produktion und verhindern immer wieder eine kritische Auseinandersetzung mit den zu Grunde liegende Asymmetrien. Diese Fäden, die insbesondere die Hausfrauenarbeit mit der „Megamaschine“ verbinden, sind durchaus schwieriger zu kappen. Dass dabei das Bewusstsein der Menschen, mit dem diese ihren Alltag kritisch begleiten, hinterfragen und möglicherweise auch ändern, eine entscheidende Rolle spielt, zeigt auch der nächste Abschnitt.

---

<sup>949</sup> Peter Brückner, zitiert nach Gronemeyer (2012), S. 171.

<sup>950</sup> Vgl. Ottomeyer (1977), S. 75ff und 125ff.



### 3.3 Typ 3: Zwischen Marginalisierung und kleinmaßstäblicher Kapitalisierung: Die Vielfalt der Haushaltsformen mit kleinbäuerlicher und gärtnerischer Produktion

Bolivien erlebte in den 70er- und besonders den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts, bedingt durch Militärdiktatur und neoliberale Strukturreformen, fatale Zusammenbrüche des Arbeits- und Warenmarktes. Ein massiver Sparkurs mit Abbau der staatlichen Lebensmittelsubventionen, Preissteigerungen für Energie und Massenentlassungen traf naturgemäß besonders jene Bereiche der Gesellschaft hart, die zuvor am weitesten industrialisiert worden waren. Dazu zählte etwa der bislang staatlich kontrollierte Bergbausektor. Diese von politikberatenden Ökonomen wie Jeffrey Sachs verordnete „Schocktherapie“ zur Stimulierung der „Wachstumskräfte“<sup>951</sup> und zur Stabilisierung der bolivianischen Währung wurde für viele Bergarbeiterfamilien zur unmittelbaren Überlebensfrage. Zuvor hatten die meisten Hausfrauen bereits im Rahmen der im vorigen Abschnitt beschriebenen Haushaltsproduktion in kleinem Umfang Gemüsegärten angelegt und sogar vereinzelt Schweine gehalten, um den Speiseplan von den schwankenden Geldflüssen unabhängiger zu machen und so Marktrisiken zu verringern.

„The vulnerability of this economy to the international tin prices was always a problem for the mining community.“<sup>952</sup>

Als die Minenschließungen unmittelbar bevorstanden, hatten die Frauen längst auf die sich verschiebenden Rahmenbedingungen reagiert. Sie versuchten sich zusätzlich durch kleinere Warenproduktion wie selbstgestrickte Kinderkleidung und andere Handarbeiten neue Einnahmemöglichkeiten aufzubauen und betrieben auch lokal den Weiterverkauf von anderen Waren, um die wachsenden Risiken des großmaßstäblichen Marktes abzufedern.<sup>953</sup> Laut der Ethnologin June Nash, die die Ereignisse in Bolivien vor Ort beobachtete, konnte man in der Folge sogar von einer Rückkehr zu „semisubsistence activities“<sup>954</sup> sprechen: Während die Männer sich als Wanderarbeiter, Tagelöhner und Koka-Kleinbauern betätigten, intensivierten die Frauen ihre selbstversorgerische Haushaltsproduktion in Kombination mit kleinmaßstäblicher Warenproduktion. Das Verhalten der Bergarbeiterfamilien entspricht auf den ersten Blick einem strategischen Rückzug auf den Sektor der lokalen Marktwirtschaft im Sinne Braudels und einer Verstärkung selbstversorgerischer Anteile der Haushaltsproduktion.

---

<sup>951</sup> Vgl. Klein (2007), S. 200ff.

<sup>952</sup> Nash (1994), S. 20.

<sup>953</sup> Vgl. ebd..

<sup>954</sup> Ebd.

Im „income-pooling“-Haushalt<sup>955</sup> werden dabei unterschiedliche und schwankende Formen des Einkommens wie Arbeitslohn und Verkaufserlöse, aber auch selbstbezügliche Haushaltsproduktion flexibel miteinander kombiniert. Aus orthogenetischer Sichtweise dagegen stellt diese verstärkte Entwicklung in Richtung „income-pooling“-Haushalt eine „Regression“ dar, die den bereits weitgehend etablierten Konsumenten- und Vergabehaushalt wieder abbaut.

Was in Bolivien geschah, lässt sich auch an anderen Orten der Welt in vergleichbaren historischen und aktuellen Kontexten beobachten. Und es sind keineswegs immer periphere oder krisenhafte Regionen der Weltwirtschaft, in denen Subsistenz und kleine Warenproduktion handwerklichen Zuschnitts zur Überlebenssicherung eingesetzt werden. Proletarische Hausfrauen mussten in Deutschland bis Ende des 19. Jahrhunderts regelmäßig als Wäscherinnen und Haushaltshilfen das geringe oder schwankende Einkommen ihres Mannes aus industrieller Lohnarbeit ergänzen und arbeiteten zu Hause für die „Zwischenmeistereien“ der dadurch besonders konkurrenzfähigen deutschen Textilindustrie.<sup>956</sup> So war es auch für die Arbeiter von General Electric in Pittsfield/USA bis weit ins 20. Jahrhundert notwendig, Gärten anzulegen und ihre Subsistenztätigkeiten besonders bei Krisen wie der Großen Depression zu intensivieren. Intensiver, kleinmaßstäblicher Gartenbau, aber auch Jagen und Fischen in der nahen Umgebung (sic!) sicherten ebenso wie Heimwerken und Kunsthandwerk für den Verkauf das Überleben der Familien.<sup>957</sup> Britische, aber auch US-amerikanische und australische Kleingärtner sicherten während des Ersten und Zweiten Weltkrieges unter den Bedingungen von administrativ regulierter Kriegswirtschaft, Ressourcenknappheit und Arbeitskräftemangel einen großen Teil der lokalen Selbst- und Warenversorgung mit Gemüse und Früchten, was allerdings auch durch staatliche Eingriffe forciert wurde. Die „Dig-for-victory“-Kampagnen im Zusammenhang mit der Bereitstellung von Saatgut, Pflanzen und Anbauflächen auf öffentlichem Grund nahmen die Subsistenzproduktion in den Dienst der nationalen Kriegspolitik. Deutsche Kleingärten erfuhren dagegen erst jeweils gegen Ende des Krieges effektive staatliche Förderung und konnten so etwa die katastrophale Lage während des „Kohlrübenwinters“ 1917/18 kaum mildern.<sup>958</sup> Die Journalistin Christa Pöppelmann zählt weitere Beispiele leistungsfähiger subsistenznaher Teil-Selbstversorgung auf, die von den „Huertas comunitarias“ in Argentinien in Zeiten der schweren ökonomischen Krise seit 2001, über die traditionellen

---

<sup>955</sup> Wong (1984), S. 57.

<sup>956</sup> Vgl. Kontos (1985), S. 179.

<sup>957</sup> Nash (1994), S. 21.

<sup>958</sup> Überblickartig vgl. Pöppelmann (2012), S. 87ff, zur Bewegung der britischen „victory gardens“ vgl. Buchan (2013).

Datschen Mittel- und Osteuropas, die realsozialistischen Mangel und postkommunistische Marktwirtschaft zu überstehen halfen und weiterhin helfen, bis zu den „community gardens“ in Detroit/USA nach dem Niedergang der Autoindustrie reichen. Die Bedeutung der traditionell zur additiven Selbstversorgung mit Lebensmitteln angelegten Klein- und Gemeinschaftsgärten wurde in Zeiten wirtschaftlicher Krisen noch größer, sie wurden sogar entscheidende soziale und materielle Stützen des Selbsterhalts der Haushalte und erfuhren dabei zuweilen auch staatliche Unterstützung als sozialpolitische Maßnahme.<sup>959</sup>

Vergleichbare Strukturen unter noch stärker marginalisierten Bedingungen lassen sich heute auch in den wachsenden Slums der Welt erkennen, wo unter „Ausschöpfung sämtlicher Haushaltsressourcen und insbesondere [...] d[en] Überlebensfertigkeiten und d[en] aus der Verzweiflung geborenen Findigkeit der Frauen“<sup>960</sup> Gebrauchswerte erzeugt werden. Sowohl subsistenznahe Haushalte als auch kleine landwirtschaftliche Produktionseinheiten, die lokale Märkte bedienen und als Arbeitgeber fungieren, breiten sich laut Weltagrarrat (IAASTD) gerade in den urbanen Regionen aus und sind mittlerweile fester Bestandteil des ökonomischen, sozialen und ökologischen Systems.<sup>961</sup> Zuletzt sind hier noch die landwirtschaftlichen Haushalte der ländlichen Regionen zu nennen, die von den Ökonomen und Ethnologen mit Kategorien wie „smallholder“ (kleiner Landbesitzer oder Pächter) und „peasantry“ (Kleinbauern) beschrieben werden.<sup>962</sup> Auch sie verbinden Subsistenzorientierung mit lokaler Marktwirtschaft und flexibler Lohnarbeit. Zuweilen geraten sie auch - je nach wirtschaftstheoretischer Konjunktur – in die Förderprogramme von Sozial- und Entwicklungspolitik (Mikrokredite, „Hilfe zur Selbsthilfe“, „Grundbedürfnisstrategie“, Ansiedlung von Arbeitslosen und Flüchtlingen usw.) und werden somit von der offiziellen Wirtschaftspolitik teilweise anerkannt, meist aber werden sie ignoriert.

Zu klären ist hier, worin genau die strukturellen Gemeinsamkeiten dieser vielfältigen, ja kaleidoskopisch anmutenden Alltagspraxen begründet liegen und warum gerade diese Formen der Alltagsökonomie in einem bestimmten Kontext von den Menschen aktiviert werden. Aus dieser Klärung heraus wird neben den reinen Konsumentenhaushalt und den Haushalt der produktiven Hausfrauen eine weitere Haushaltsform treten, die sich durch ein besonderes Verhältnis zur umgebenden natürlichen und sozialen Umwelt wie auch eine besondere Form der Produktivität auszeichnet. Folgt man der in dieser Untersuchung vorgeschlagenen Gliederung der modernen Haushaltsformen nach dem Grad der Marktintegration, so wird

---

<sup>959</sup> Pöppelmann (2012), S. 143ff., 155ff, besonders S. 160f.

<sup>960</sup> Davis (2007), S. 165.

<sup>961</sup> Vgl. IAASTD (2009), S. 23: Landflucht in die Städte und Slums wird dort gleichgesetzt mit „increasing the importance of urban and peri-urban agriculture“. Vgl. auch Mougeot (1999).

<sup>962</sup> Zum Beispiel Netting (1993) und die Beiträge in Potter/Diaz/Foster (1967).

dabei zu erwarten sein, dass diese Haushaltsform die niedrigste Stufe der Marktintegration einnimmt, bzw. eine sehr uneindeutige und spannungsreiche Bindung an das umgebende weltwirtschaftliche System besitzt.

Deborah Bryceson definiert den Typus des kleinbäuerlich-gärtnerischen Haushalts an Hand von vier Kriterien, die sich mit gewissen Ergänzungen und Spezifikationen auch auf die oben beschriebenen anderen Beispiele von moderner Teil-Subsistenz übertragen lassen.

### *Landwirtschaft*

An erster Stelle steht der Sachverhalt, dass dieser Haushaltstyp über eine z.T. sehr unterschiedlich beschaffene agrarische Basis verfügt, die zugleich Subsistenz- wie auch kleine handwerklich geprägte Warenproduktion zulässt.<sup>963</sup> Größe und Besitzverhältnisse sind hierbei erst einmal zweitrangig. Ob Hausgarten oder Feld, Leih- oder Pachtverhältnis, unterbäuerliche Nutzung von Parzellen des Vollhofes oder juristisch gesichertes Volleigentum, traditioneller Anspruch auf Land ohne Besitzurkunde oder gemeinschaftliche Landnutzung - entscheidend ist zunächst, dass Land für die Biokonversion zur Verfügung steht. Wieviel von dem Ertrag direkt oder indirekt in die Taschen von Staat, Kommunen und Grundbesitzern fließt, ist strukturell zweitrangig, verweist aber auf die Abhängigkeit von einer lokalen und weitläufigeren sozialen Umwelt mit bestimmten Rahmenbedingungen und Sachzwängen, auf die ich unten noch gesondert eingehe.

Das Land wird in der Regel sehr intensiv mit hohem Einsatz körperlicher Arbeit, hoher Nährstoffrückführung und wenig Maschineneinsatz bewirtschaftet, d.h. weitgehend in der Form eines typisch vormodernen, reflexiven, subsistenten Sozialmetabolismus. Die Entwicklungspolitik beschrieb diese für sie interessante, weil als „Modell“ instrumentalisierbare Nutzungsform in den 80er-Jahren als „tender loving care“ – kurz „TLC“ – dabei verkennend, dass weniger zarte Liebe als materielle Selbstbezüglichkeit und Eigennutz hinter den hohen Erträgen steht.<sup>964</sup>

In deutschen Kleingärten wurden während des Ersten Weltkrieges auf diese Weise Erträge erzielt, die mit „1,3 bis 5,5 Pfund Früchte[n] pro Quadratmeter Gartenland“<sup>965</sup> weit über denen der großmaßstäblich bewirtschafteten Flächen (weniger als ein Pfund pro Quadratmeter) lagen.<sup>966</sup> Diese Gleichung (kleine Fläche - hoher Arbeitsinput - hohe Erträge) wird auch von Daten aus China, der UdSSR und den USA vor dem Zweiten Weltkrieg bestätigt, wo kleinbäuerliche Gärten oder Farmen in der Moderne neben den Großstrukturen fortbestanden

---

<sup>963</sup> Vgl. Bryceson (2000a), S. 2.

<sup>964</sup> Vgl. Gronemeyer (1993), S. 65.

<sup>965</sup> Pöppelmann (2012), S. 90.

<sup>966</sup> Vgl. ebd., S. 50.

und z.T. noch bestehen.<sup>967</sup> Daten der Weltbank aus Lateinamerika belegen sogar eine bis zu vierzehnmals höhere Produktivität der dortigen Kleinbauern<sup>968</sup> - trotz weitreichendem Verzicht auf fossile Energiezufuhren von außen.

Denkbar sind diese intensiven Bewirtschaftungsformen nur auf der Grundlage polytechnischer Kompetenzen, die weit über die hausfrauisierten Weiterverarbeitungs-, Reparatur- und Pflegekompetenzen hinausgehen. Die in Abschnitt 2.4 genannten vormodernen Arbeitsfelder in Landbau, Handwerk und Haushaltung sind auch in den kleinbäuerlichen Haushalten der Moderne nachweisbar. Ohne finanzielle Mittel zur marktförmigen Substituierung von Produktion und Dienstleistungen wären andernfalls schon die elementaren *Vorleistungen* zur Subsistenzproduktion wie der Bau einer einfachen Siedlerhütte und die Anlage eines Gartens auf meist minderwertigem Land kaum denkbar, geschweige denn die verbürgt hohen Erträge der kleinbäuerlichen Biokonversion.<sup>969</sup> Die gesamtgesellschaftlichen Kompetenzen mögen die traditionelle Polytechnik bei weitem umfänglich übertreffen, doch es bleibt die individuelle Kompetenz, das „Sich-zu-helfen-wissen“, das lokal angepasst und ohne Marktteilhabe verfügbar ist. Vor allem dort, wo die „Geldschränke“ den Haushalt von den angebotenen Waren und Dienstleistungen trennt, bleiben polytechnische Fähigkeiten unverzichtbar.

Hinter dem Ausschluss von externem Input muss aber nicht immer akuter Geldmangel als Sachzwang stehen – auch der bewusste Verzicht auf die Abhängigkeit von allzu unsicheren Warenströmen und Marktschwankungen kann bei einigen Haushalten vermutet werden, die bereits einen als ausreichend empfundenen und im globalen Maßstab vergleichsweise hohen und sicheren Lebensstandard erreicht haben.<sup>970</sup> In ähnlicher Weise sicherten sich schon die Nebenerwerbslandwirtschaften der vormodernen Ackerbürgerstädte gegen die Unwägbarkeiten der verletzlichen Warenketten ab.<sup>971</sup> Das Maß an Sicherheit, das eigene Landnutzung verheißt, führt laut dem Soziologen Walden Bello gerade heute dazu, dass arbeitslose chinesische Fabrikarbeiter auf das Land zurückkehren und mexikanische Bauern trotz billigen Importen aus den USA fortfahren zur Selbstversorgung Mais und Getreide anzubauen.<sup>972</sup> Auf diese Weise gelingt es den Haushalten ein Stück subsistenzhafter Resilienz und Risikominderung in Form von Ernährungssouveränität zurückzugewinnen.<sup>973</sup> Wie unten

---

<sup>967</sup> Vgl. Netting (1993), S. 21ff.

<sup>968</sup> Vgl. Bello (2010), S. 21.

<sup>969</sup> Vgl. z.B. die bei Zibechi (2001) und Davis (2007) behandelten marginal-kleinbäuerlichen Landbesetzungen und Slumökonomien, die zwingend eine polytechnische Kompetenz voraussetzen.

<sup>970</sup> Vgl. das bereits erwähnte Beispiel des französischen Kleinbauern bei Gronemeyer (2012), S. 72ff.

<sup>971</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen (2011), S. 320.

<sup>972</sup> Vgl. Bello (2012), S. 21.

<sup>973</sup> Vgl. von Braun (2009).

noch gezeigt wird, ist diese Option jedoch aus bestimmten Gründen nur für einen Teil der kleinbäuerlich-gärtnerisch wirtschaftenden Haushalte im System der weltumspannenden ökonomischen Asymmetrien überhaupt realisierbar. Die analog zur vormodernen „labor-consumer-balance“ wirkende Stabilisierungs- und Risikominimierungsstrategie greift unter modernen Bedingungen nur begrenzt.

### ***Familie***

Kleinbäuerliche Haushalte – und das gilt in gleicher Weise auch für Haushalte, die sich materiell auf die ähnlich intensiven Formen des Gartenbaus stützen - sind um eine Familie gruppiert, wobei diese Familie vor allem die soziale Einbettung der Alltagsökonomie herstellt. Die Familie fungiert als unbedingt notwendige Einheit der Sozialisation, Produktion, Redistribution und Konsumtion, als Arbeitskraftreservoir und Einheit des „income-pooling“.<sup>974</sup> Haushalte, denen mit Teilen der Kernfamilie Arbeitskräfte und Einkommensquellen fehlen, geraten damit konsequent in die Gefahr der Destabilisierung, wie Wong am Beispiel malaysischer Dorfhaushalte nachweist.<sup>975</sup> Auch in modernen kleinbäuerlichen Haushalten findet sich eine Ökonomie des „ganzen Hauses“, die zumindest im kleinen verwandtschaftlichen Rahmen sozial eingebettet ist. Die Anthropologin Victoria Bernal weist am Beispiel sudanesischer Kleinbauern nach, dass es sich um eine „economy of affection“<sup>976</sup> handelt, die durch den familiären Zusammenhalt die Bereitstellung unbezahlter Hausarbeit und Subsistenzproduktion sichert, die dann in die wirtschaftliche Gesamtkalkulation der Familie einfließt.<sup>977</sup> Dieser Vorrang der Familie vor dem Einzelinteresse führt Theoretikerinnen und Theoretiker bisweilen dazu, hier eine fundamentale Opposition von kleinbäuerlichem Haushalt und modern-kapitalistischer sozialer Umwelt zu konstruieren – eine Denkfigur, die bereits bei Tschajanow Anfang des 20. Jahrhunderts anklang<sup>978</sup> und laut Bernal zu den „central themes of anthropology“<sup>979</sup> gehört. Hintergrund ist die schwierige Positionierung der kleinbäuerlichen Haushalte an der Schnittstelle zwischen modernen Marktstrukturen mit kapitalistischer ökonomischer Logik und Familienökonomie mit nicht-marktförmigen sozialen Logiken.<sup>980</sup> Allgemein anerkannt

---

<sup>974</sup> Vgl. Bryceson (2000a), S. 2. Vgl. auch Lehmann (1986), S. 611.

<sup>975</sup> Wong (1984), S. 58f.

<sup>976</sup> Goran Hyden, zitiert nach Bernal (1994), S. 793.

<sup>977</sup> Ebd., S. 792f.

<sup>978</sup> Tschajanow (1923), vgl. zusammenfassend Groh (1992), S. 35ff.

<sup>979</sup> Bernal (1994), S. 792.

<sup>980</sup> Vgl. ebd., S. 792.

wird bei allen Kontroversen um moderne Subsistenzformen<sup>981</sup>, dass die Familienökonomien trotz ihrer sozialen Einbettung direkt oder indirekt zutiefst verstrickt sind in die Wirkungen und Strukturen der modernen Weltökonomie. Sie sind häufig ökonomisch viel moderner, als der soziale Anschein nahelegt. So kann mit David Lehmann gezeigt werden, dass die scheinbar anachronistisch wirtschaftende Familie auch den Kern einer sehr modernen „capitalized family farm[]“<sup>982</sup> bilden kann, d.h. einer Hofstelle, die flexible Anteile von Subsistenz, Warenproduktion und Lohnarbeit einschließt. Auf diese Weise kann die Farm vielfältige lokale, regionale, ja selbst großräumige Marktbeziehungen aufnehmen.<sup>983</sup> Auch Bernal schlägt in diese Kerbe, wenn sie bezahlte und unbezahlte Arbeitsformen sowie Marktförmigkeit und Marktferne in kleinbäuerlichen Haushalten als „inextricably enmeshed“<sup>984</sup> (unentwirrbar verwoben) bezeichnet. Lehmann argumentiert weiter, dass die besondere Leistung der modernen Kleinbauern darin besteht, Nischen des Arbeitsmarktes zu besetzen, indem sie durch Familien- und Verwandtschaftsbande Arbeitskraft bereithalten und mobilisieren, die flexibel, unregelmäßig und in kleinen Quantitäten benötigt wird, etwa für Tagelohn, Gelegenheits- und Erntearbeiten. Diese Ressourcen, die auch – ähnlich wie in den von Bourdieu analysierten vormodernen Kulturen - über Patronage und ähnliche Beziehungen aktiviert werden können – sind dem großmaßstäblichen Marktsystem anderweitig unzugänglich, bzw. die Bereitstellung dieser Arbeitskräfte „just in time“ ist kostengünstiger als ihre durchgehende Bezahlung und Versorgung.<sup>985</sup> Auch die Fähigkeit von Familienbetrieben, wirtschaftliche Krisen durch konsequente „Selbstaussbeutung“ zu überdauern, indem sie das Arbeitsinput trotz ausbleibender Gewinne aufrecht erhalten und gleichzeitig den Grenzertrag herabsetzen, unterhalb dessen die Arbeit sich lohnt, gehört in diesen Zusammenhang.<sup>986</sup> Schon in Beispielen der Kolonialgeschichte wie dem venezolanischen „conuco“-System, mit dem versklavte oder lohnabhängige Indianer dazu gebracht wurden, auf einer ihnen zugeteilten Parzelle selbst ihre Nahrung zu produzieren, zeichnet sich dieses Muster ab. Auf diese Weise gelang es den Großgrundbesitzern bzw.

---

<sup>981</sup> Vgl. die entsprechenden Polemiken von Lehmann (1986) gegen Weltsystemtheoretiker und Marxisten in dieser Frage, ob Kleinbauern ein Hindernis oder sogar eine Voraussetzung für kapitalistische Strukturen darstellen.

<sup>982</sup> Lehmann (1986), S. 607.

<sup>983</sup> In dem letztgenannten Fall, der Teilnahme der Farm an großmaßstäblichen Marktstrukturen, sieht ders., S. 612, ein Indiz dafür, dass die Familienfarm zum Geburtshelfer des Agrarkapitalismus werden kann. Strukturell kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass eine kleine Farm zur modernen Agrarfabrik wird, es ist aber kaum zu erwarten, dass es im modernen Weltsystem mit seinen bestehenden sozialen Asymmetrien eine größere Gruppe von Kleinbauern jemals diesen Weg billiger Massenproduktion und fortschreitender Energetisierung beschreiten könnte.

<sup>984</sup> Bernal (1994), S. 792.

<sup>985</sup> Vgl. Lehmann (1986), S. 608ff.

<sup>986</sup> Vgl. Bello (2010), S. 36ff.

Sklavenhaltern die Reproduktionskosten ihrer Arbeitskräfte zu externalisieren und die Risiken der Lebenshaltung auf diese abzuwälzen.<sup>987</sup>

### ***Klasse***

Indem Haushalte neben einer Teil-Selbstversorgung auch Warenproduktion betreiben und Lohnarbeitskräfte bereitstellen, sind sie Teil einer „class“, mit der Bryceson eine bestimmte sozioökonomische Stellung des kleinbäuerlichen Haushaltes kennzeichnet. Als Teil einer sozialen Umwelt versucht der Haushalt externe Anforderungen und Selbsterhalt auszubalancieren. Diese bereits bei den vormodernen Oiken untersuchte „Janusköpfigkeit“ schlägt sich laut Bryceson in der Moderne in „external subordination to state authorities as well as regional or international markets, inferring surplus extraction and class differentiation“<sup>988</sup> nieder. Für Selbsterhalt und die Reproduktion der Arbeitskraft mögen vormodern anmutende soziale Strukturen von Bedeutung sein, doch ein Teil der so bereitgestellten und aktivierten Arbeitskraft fließt in sehr moderne Systeme ein, wie im einleitend genannten bolivianischen Beispiel in den Drogenanbau für internationale Märkte, im Beispiel Pittsfields in regional vermarktetes Kunsthandwerk und offiziell angemeldete Gewerbe etc. Am Merkmal der „class“ wird auch die Fortsetzung sozialer Asymmetrien bis in den Haushalt hinein deutlich: Hausfrauisierte und über Verwandtschaftsbeziehungen organisierte Produktionsformen wären ohne eine patriarchal und über Patronagebeziehungen geformte soziale Umwelt ebenso wenig denkbar wie die durch ungleichen Landbesitz erzeugten Schwierigkeiten der Gewinnung von nutzbarem Land.<sup>989</sup> Die wachsenden Squatter- und Landlosenbewegungen Lateinamerikas, die Raúl Zibechi beschreibt, sind vor allem als eine Antwort der Armen darauf zu sehen, dass ihnen die Politische Ökonomie vor Ort weitgehend die Möglichkeit legalen Landbesitzes und regulärer Marktintegration vorenthält. Zibechis Deutung der Selbstorganisation dieser Gruppen geht – parallel zu E.P. Thompsons am Beispiel der englischen Arbeiterklasse entwickelten Thesen<sup>990</sup> - davon aus, dass es primär soziale Beziehungen sind, die eine Klasse konstituieren. Die sozialen Beziehungen sind historisch beständig im Fluss, bewegen sich aber innerhalb der Klasse in der Regel in einem regulierenden soziokulturellen Rahmen – eine direkte Parallele zur „moral economy“ der Vormoderne, deren zähe Fortdauer bis in den Industrialisierungsprozess hinein bereits beschrieben wurde. Schon aus Gründen der Risikominderung durch Kooperation könnte es

---

<sup>987</sup> Vgl. Werlhof/Neuhoff (1979), S. 224f.

<sup>988</sup> Bryceson (2000a), S. 2.

<sup>989</sup> Vgl. z.B. die von Davis (2007), S. 129ff beschriebene „Slum-Ökologie“, die den unter vorfindlichen politischen Bedingungen meist schlechten Zugang zu Boden, Wasser, Infrastruktur und die teils katastrophalen Sicherheitsbedingungen der Slums analysiert.

<sup>990</sup> Vgl. Thompson (1987), S. 7. Zibechi (2011), S. 33f weist selbst auf diese Parallele hin.



sich kein Squatter erlauben, diesen normativen Rahmen dauerhaft zu überschreiten. Auf der Grundlage dieser Beziehungen und der eigenen Haushaltsproduktion füllt eine Klasse wie z.B. die Squatterbewegung Lateinamerikas allmählich ein „Territorium“ durch „kapillare[s]“<sup>991</sup> ökonomisches Handeln aus, d.h. sie bildet ein lokales gemeinschaftliches Netzwerk, in dem sie ihre Ökonomie durchsetzt und sich - z.T. hochgradig koordiniert – gegen destruktive Einflüsse von außen zur Wehr setzt.<sup>992</sup> Bei allen Ansätzen klassenmäßiger Selbstorganisation darf jedoch nicht übersehen werden, dass diese Versuche, sich eine stabile, risikoarme Nische zu erkämpfen, wenig gegen die elementaren und global wirkenden Zwangslagen des Weltsystems bewirken können. Wie oben dargestellt, verdankt die widersprüchlich zusammengesetzte Hausökonomie der Kleinbauern ja ihre wesentlichen Merkmale der Subordination unter die soziale Umwelt des Weltsystems - sei es die Notwendigkeit von „income-pooling“, sei es die ständig wechselnde vertikale Komplexität der Produktionsformen, an denen sie beteiligt sind, sei es die häufig marginale Möglichkeit der Landnutzung. Das Paradoxon: Sie sind eine moderne Klasse, gerade in ihrem pragmatischen Rückgriff auf scheinbar vormoderne soziale und ökonomische Verhaltensweisen. So sind auch grundlegende Strukturen kleinbäuerlicher Alltagsökonomie vor allem als risikominimierende Anpassung und Pufferung von Marktschwankungen erklärbar, ohne dass die Kleinbauern jemals die Chance hätten, sich von diesen zu emanzipieren und zu autarken, oikoshaften Lebensweisen zurück zu kehren.<sup>993</sup> Bryceson zeigt etwa, wie postkoloniale Landreformen in Trikontstaaten zwar teilweise eine Aufhebung des Großgrundbesitzes erreichten und in gewissem Umfang Zugang zu Land und regionalen wie globalen Märkten boten, wie im gleichen Zuge aber ein Zwang zu Outputsteigerung und weitergehender Warenförmigkeit ihre Haushalte traf, der die soziale Spaltung zwischen einigen expandierenden Farmen und vielen zurückfallenden kleinen Produzenten verstärkte.<sup>994</sup> Die Preisschwankungen globaler Märkte und wachsende agrarindustrielle Billigimporte maximierten seit den 70er-Jahren die mit dem Anbau von Cash Crops verbundenen Risiken. Diese Entwicklung traf die Kleinbauern der Industrieländer zunächst ganz ähnlich wie die der Südwelt. Unterschiedlich waren nur die Antworten auf diese Prozesse. Während die auf dem Land verbliebenen Kleinbauern der Peripherie, zunehmend

---

<sup>991</sup> Zibechi (2011), S. 31.

<sup>992</sup> Vgl. die Rolle der Haushaltsproduktion a.a.O., S. 33, zu den gemeinschaftlichen Revolten und Besetzungsaktionen a.a.O., S. 11ff, ferner Davis (2007), S. 169 zur „klassische[n] Protestform der städtischen Armen“, dem Hungeraufstand im Trikont.

<sup>993</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 312ff.

<sup>994</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 304f. Vgl. Die parallelen Beobachtungen bei Müller (1998), S. 88ff zur Situation in Westdeutschland seit den 60er-Jahren.

ungeschützt von nationalen Regulierungen, mit zum Teil sinkenden Einnahmen, aber voll abzuzahlenden Krediten konfrontiert wurden, reagierten sie wie zu erwarten mit den alten Strategien der Risikominimierung: durch Diversifizierung und Flexibilisierung ihrer Einnahmequellen und vor allem Stärkung des Subsistenzanteils um das unmittelbare Überleben zu sichern. Im industrialisierten Norden dagegen spielte neben dem Ausweichen auf (feste) Lohnarbeitsverhältnisse und der Transformation der kleinen Höfe zu Zu- und Nebenerwerbsbetrieben vor allem der moderne Massenkonsum eine wichtige Rolle. Indem aus Kleinbauern in erster Linie Lohnarbeiter und Verbraucher wurden, gaben diese die Subsistenzanteile wie besonders den Gartenbau und Kleinviehhaltung nach und nach auf.<sup>995</sup> Auch hier waren die Kleinbauern Objekte von forcierter Modernisierung, die agrarpolitisch über die Subvention der großmaßstäblichen Betriebe und die parallel fortschreitende Technisierung und Ablösung der Produktion von der Fläche vorangetrieben wurde. Die anschließende „Verbürgerlichung“<sup>996</sup>, die Müller beschreibt, bleibt aber eine Besonderheit der Nordwelt. Sie steht den peripheren Kleinbauern des Trikont durch ihre periphere Stellung in der Weltökonomie und damit die fehlende Nachfrage nach qualifizierter Arbeitskraft nicht als Option zur Verfügung. Und so stoßen deren Strategien im heutigen globalen „food regime“<sup>997</sup> mit agrarindustrieller Markthegemonie, Massenarbeitslosigkeit und Freihandelsabkommen zunehmend an ihre Grenzen. Ein großer Teil der Kleinbauernklasse wurde vor allem seit den 80er-Jahren schrittweise marginalisiert und z.T. von Hunger heimgesucht.<sup>998</sup> Die traditionelle Stärke der Kleinbauern, ihre taktische Rückzugsmöglichkeit zu Teil-Subsistenz und somit teilweiser Nicht-Marktförmigkeit der Arbeitskraftreproduktion, erweist sich in Kombination mit ihrer gewachsenen Abhängigkeit von weitgehend unkontrollierten Märkten nur noch als verzweifelte Notlösung. Entgegen der zeitweiligen Autarkiemöglichkeit des vormodernen Oikos und der zeitweiligen Rückwanderung der chinesischen Arbeitslosen aufs Land gibt es für diese Kleinbauern an der Peripherie „no where else to go“<sup>999</sup>. Nicht selten scheitern alle Anpassungsversuche an die Zwänge der sozialen Umwelt und die Kleinbauern wandern vom Land in die städtischen Slums. Dort versuchen sie, unter noch schwierigeren und höchst instabilen Rahmenbedingungen, eine zumindest kurzfristig praktikable Alltagsökonomie aufzubauen.

---

<sup>995</sup> Vgl. Müller (1998), S. 88ff.

<sup>996</sup> Ebd., S. 129.

<sup>997</sup> Bryceson (2000b), S. 307.

<sup>998</sup> Vgl. ebd., S. 302ff.

<sup>999</sup> Barros Nock, zitiert ebd., S. 312.

## **Gemeinschaft**

Im Zusammenhang mit der Kategorie der „class“ wurde bereits deutlich, dass der Beziehungscharakter des Klassenbegriffs unmittelbar an jene Kategorie anknüpft, die aus dem Kontext der sozial eingebetteten Ökonomie der Vormoderne bekannt ist, den Begriff der „Gemeinschaft“<sup>1000</sup> bzw. „community“.<sup>1001</sup> Gemeinschaftlichkeit findet in konkreten lokalen Netzwerken von Kleinbauern ihren Ausdruck, die ihre ökonomische und soziale Kooperation durch normative Weltbilder und Werte sichern. „Traditional conformist attitudes and outlook“<sup>1002</sup> sind damit letztlich eine Begleiterscheinung der sozialmetabolischen Zwänge einer bestimmten biokulturellen Nische. Diese „Einbettung“ in Gemeinschaften und redistributive, sozial regulative Austauschprozesse<sup>1003</sup> wird im Modernisierungsprozess durch die Auflösung der vormodernen sozialen Verbände aufgehoben. Das Ergebnis dieser „Entbettung“ fällt jedoch bei genauerem Hinsehen in einer Reihe von Fallbeispielen weitaus weniger eindeutig aus als erwartet. *Einerseits* kann zwar festgestellt werden, dass die Veränderung der unmittelbaren sozialen Umwelt auch den kleinbäuerlichen oder selbstversogerisch Gartenbau betreibenden Haushalt tendenziell zur atomisierten Einheit geraten lässt. Müllers Schilderung dieser Transformation im westfälischen Dorf zeigt eindrücklich den Zerfall der sozialen und ökonomischen Netzwerke und Abhängigkeitsverhältnisse im Dorf, der sich im Niedergang der Kooperation bei Ernte, Bauvorhaben und Festen, sowie im Verlust des traditionellen Handwerks und der kleinen Krämerläden vor Ort niederschlägt.<sup>1004</sup> Die fortschreitende lokale soziale Desintegration, die sich an einer schrumpfenden Bedeutung der „inter-household relation-ships“<sup>1005</sup> für kleinbäuerliche Haushalte ablesen lässt, ist die Kehrseite der schrittweise vollzogenen, wenn auch nie vollständigen Marktintegration. Und auch dort, wo neben einem Teil-Anschluss an großmaßstäbliche Versorgungsnetze, Märkte und Industrien weiterhin im Haushalt produziert wird, kann mit dem Entwicklungstheoretiker Jean Robert konstatiert werden:

„Das bedeutet auch eine neue Definition von Subsistenz, die jetzt als das soziobiologische Überleben jedes *einzelnen* Produzenten unter den Bedingungen der Kapitalakkumulation erscheint.“ [Hervorhebung C.B.]<sup>1006</sup>

---

<sup>1000</sup> Ferdinand Tönnies, zitiert nach Häussermann/Siebel (2004), S. 103. Tönnies' Begrifflichkeit beruht auf einer hier nicht übernommenen, strengen Dichotomie von urbaner moderner „Gesellschaft“ und tendenziell vormoderner ruraler „Gemeinschaft“, die mit problematischen Wertsetzungen aufgeladen ist. Vgl. ebd., S. 104ff.

<sup>1001</sup> Bryceson (2000a), S. 2.

<sup>1002</sup> Ebd., S. 2.

<sup>1003</sup> Vgl. z.B. Wong (1984), S. 60ff.

<sup>1004</sup> Müller (1998), S. 88ff.

<sup>1005</sup> Wong (1984), S. 62.

<sup>1006</sup> Robert (1993), S. 305.

Die soziale Desintegration setzt darüber hinaus auch äußerst destruktive politische Kräfte frei. Bryceson weist darauf hin, dass die kontinuierliche soziale Desintegration der Kleinbauern in peripheren Regionen der Weltwirtschaft in einem engen Zusammenhang steht mit der Ethnisierung von primär sozioökonomischen Konflikten bis hin zu militanten „Befreiungsbewegungen“ und Terrorismus.<sup>1007</sup> Auf der anderen Seite aber kann festgestellt werden, dass zum einen auf eine oft schwer fassbare und uneindeutige Art und Weise nachbarschaftliche und gemeinschaftliche Netzwerke selbst in den Industriestaaten fort dauern können, die sich zumindest nicht völlig dem modernen Leitbild des sozial „atomisierten“ homo-oeconomicus unterwerfen. „Marktgerechte“ und eher sozial ausgerichtete Formen stehen hier nebeneinander, etwa als informelle Nachbarschaftshilfe, in Form von Direktvermarktungsnetzwerken zwischen Stadt und Land, Kooperativen/Betriebsgemeinschaften und Genossenschaften.<sup>1008</sup> Zum anderen sind auch eindeutige (Wieder-) Einbettungen von Ökonomie beobachtbar. Gerade in jenen Bereichen des Weltsystems, die qua ökonomischer Desintegration, Prekarität oder peripherer Lage nicht direkter Marktförmigkeit unterworfen sind, kann vielfach eine Re-Integration des Haushaltes in eine „von unten“ aufgebaute kleinräumige, persönlich-geprägte unmittelbare soziale Umwelt als Strategie selbstbezoglicher Existenzsicherung beobachtet werden.<sup>1009</sup> Dies betrifft besonders die oben behandelten in die Stadt flüchtenden, marginalisierten Kleinbauern. So weist Zibechis bereits angeführte Analyse urbaner Selbstorganisation bei landlosen Squattern und Slumbewohnern darauf hin, dass diese Gruppen auch heute vielfach an traditionell-vormoderne soziale Formen anknüpfen. Diese Formen wurden zuvor entweder von der Modernisierung aufgelöst und werden nun aktualisiert oder sie hatten als fragmentierte randständige Sozialformen die Transformation überdauert. In dieser Hinsicht kann man feststellen - wie schon bezüglich der Fortdauer von Elementen der „moral economy“ in der proletarischen sozialen Umwelt -, dass vormodern erscheinende Gemeinschaftslogiken von Reziprozität und Redistribution auch dort das Zusammenleben strukturieren, stabilisieren und sogar politisch organisieren können, wo das Alltagsleben längst massiv von den Wirkungen der Marktintegration beeinflusst ist.<sup>1010</sup> So illustrieren die kleinbäuerlichen Gemeinschaften von Oaxaca<sup>1011</sup> wie auch die libertären Sozialismus, Ernährungssouveränität auf eigenem

---

<sup>1007</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 314.

<sup>1008</sup> Vgl. die zum Teil schwer von Pseudoformen der Gemeinschaftlichkeit zu trennende Fortdauer von Kooperation und Kohäsion im industriegesellschaftlichen Dorf bei Müller (1998), S. 174ff, 181ff.

<sup>1009</sup> In bescheidenen Ansätzen unter dem Label „Nachhaltigkeit“ und „Regionalisierung“ auch in Borgentreich beobachtbar, vgl. ebd., S. 190ff.

<sup>1010</sup> Vgl. Vinnai (1985), S. 319.

<sup>1011</sup> Vgl. Holzer (1996).

Land und indigene Gemeindedemokratie verbindenden Bauernrebellens von Chiapas<sup>1012</sup> die Fortsetzung und Anpassung überlieferter gemeinschaftlicher Problemlösungsstrategien an die Bedingungen der Moderne in Mexiko. Im Zusammenhang mit der Kategorie der Gemeinschaft kann noch eine Vielzahl weiterer Organisationsprozesse „von unten“ beobachtet werden. Weitere Initiativen zur sozialen und politischen Selbstorganisation der Haushalte gehen regelmäßig von den Kleinbauern und städtischen Marginalisierten selbst aus, wobei Inhalte und Praxis ständig weiterentwickelt werden und so die Bindung an starre, institutionalisierte Apparate vermieden wird. Wo dennoch im Kontext der Abwehr von Modernisierungsrisiken großmaßstäbliche und damit nicht mehr ausschließlich auf lokalen persönlichen Beziehungen beruhende soziale Organisationsformen aufgebaut oder mitgetragen werden (z.B. „Via Campesina“ als internationale Lobbyorganisation der Kleinbauern oder die deutsche „Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft“), erlauben und fördern diese Organisationen jedoch zumeist lokale und regionale Initiativen und stellen sich zumindest als entwicklungsoffen und basisdemokratisch dar. Dieses selbstreflektierte Im-Fluss-Bleiben von Organisationen bei gleichzeitiger Rückbindung an die Problemlagen vor Ort ist aus system- und selbstorganisations-theoretischer Sicht zugleich eine günstige Voraussetzung für die erfolgreiche Veränderung der großmaßstäblichen sozialen Umwelt.<sup>1013</sup> Damit könnten sich diese Organisationen den pragmatischen Kooperationsstrukturen vormoderner Ökonomie annähern, die sich primär der gemeinschaftlichen Bewältigung konkreter lokaler Probleme gewidmet hatten - nunmehr häufig ergänzt um moderne Bewusstseinsformen einer Globalisierung „von unten“. Lokale und regionale Basisinitiativen, die den Erhalt (klein-) bäuerlicher Versorgung sowie Verbraucher- und Umweltschutz verfechten, aber auch um die Rückgewinnung kommunitärer politischer Entscheidungsgewalt bemüht sind, haben sich im Zuge der globalisierungskritischen Bewegung seit den späten 90er-Jahren an vielen Orten sowohl im Zentrum wie in der Peripherie der Weltwirtschaft herausgebildet.<sup>1014</sup>

Vor diesem Hintergrund ist auch die steigende Zahl von Gemeinschaftsgärten gerade in urbanen Zentren zu sehen. Neben expliziten politischen Motivationen spielt hier besonders auch die Verbindung von Urbanität *und* Gemeinschaftlichkeit sowie ein verändertes Verhältnis zur Natur allgemein und zu den nach vielen Skandalen fragwürdig gewordenen Nahrungsmitteln im Besonderen eine Rolle.<sup>1015</sup> Feststellbar ist dies etwa bei den vielfältigen

---

<sup>1012</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 314.

<sup>1013</sup> Vgl. zu Institutionalisierungstendenzen von sozialen Bewegungen Roth (1987) und Paslack (1990).

<sup>1014</sup> Vgl. Mies (2002), S. 192ff, 208ff.

<sup>1015</sup> Vgl. die unterschiedlichen Perspektiven und Motivationen in den Beiträgen bei Müller (2011a).

Formen der (z.T. interkulturellen) Gemeinschaftsgärten in vielen deutschen Großstädten, bei denen teil-selbstversorgerischer Anbau von Obst, Gemüse und Kräutern vor allem mit der Bildung nachbarschaftlicher Netzwerke als Formen neuer Nachbarschaftlichkeit und ökonomischer Kooperation verbunden wird.<sup>1016</sup> Seit 2011 wird diese buchstäbliche „Graswurzelbewegung“ im Rahmen des Forschungsprojektes „Vita City – Urban Farming in Metropolen“ auch wissenschaftlich erforscht.<sup>1017</sup> Aber auch der seit der Frühindustrialisierung ursprünglich als Sozial- und Armengarten entworfene Schrebergarten kann zur gemeinschaftlich regulierten modernen Teil-Subsistenznische werden, die deshalb auch von Sozialreformern, Behörden und Stadtplanern im Rahmen der Armutsbekämpfung gezielt eingesetzt wurde<sup>1018</sup> und vermutlich auch in Zukunft eingesetzt wird.<sup>1019</sup> In der Stadt Dortmund überstieg die Nachfrage nach Parzellen zum Obst- und Gemüseanbau, besonders auch durch Familien, in den letzten Jahren bereits das Angebot,<sup>1020</sup> die Zahl der bewirtschafteten Gärten in gemeinschaftlicher Verwaltung wächst heute zumindest in den Städten.<sup>1021</sup>

Kleinbäuerliche und gärtnerische Subsistenzformen sind besonders gekennzeichnet von einer Polarität zwischen dem Bemühen um stabilen materiellem Selbsterhalt und gemeinschaftlichen Steuerungsversuchen einerseits und einem von Zwangslagen der sozialen Umwelt bestimmten, instabilen und kaum resilienten Leben andererseits. So macht, um beim Beispiel des deutschen Kleingartens zu bleiben, schon die in Deutschland für Kleingärtner qua Gesetz vorgeschriebene Vereinsform<sup>1022</sup> deutlich, dass hier eine soziale Selbststeuerung von Kleingärtnern mit staatlicher Bürokratie und ihren top-down-Entscheidungen amalgamiert wird. Die den Gärten zu Grunde liegenden Eigentumsformen und Selbstverwaltungsstrukturen bleiben damit gebunden an großmaßstäbliche Steuerungs- und Verwertungsinstanzen wie Behörden, Stadtplaner oder Immobilienunternehmen. Kleinbäuerliche und Gartenbau betreibende Haushalte sind nicht nur hinsichtlich ihrer „income-pooling“-Struktur häufig überraschend eng mit dem umgebenden Weltsystem verwoben, ihre gemeinschaftliche Organisation kann sich auch bei näherem Hinsehen geradezu als administrativer „Ableger“ jener Großsysteme erweisen, denen die Haushalte im Wesentlichen ihre materiell prekäre Lage verdanken.

---

<sup>1016</sup> Zur Übersicht vgl. Müller (2011b)

<sup>1017</sup> Vgl. taz vom 11.10.12, S. 23.

<sup>1018</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen (2011), S. 320ff, Pöppelmann (2012), S. 50ff und Vellay (2008), S. 3ff.

<sup>1019</sup> Vgl. Vellay (2008), besonders S. 6f.

<sup>1020</sup> Vgl. Bryceson (2000b), S. 2

<sup>1021</sup> Vgl. Pöppelmann (2012), S. 104.

<sup>1022</sup> Vgl. Pöppelmann (2012), S. 117f.

Das gilt nicht nur für Kleingärten als sozialpolitische „Krisengärten“ und die bereits in diesem Kapitel erwähnte staatliche Gartenbaupolitik in Europa während der Weltkriege, sondern auch für manche experimentellen Gehversuche in Sachen gemeinschaftlicher Biokonversion, denen man zunächst eher einen subversiven Charakter zuschreiben möchte. Wenn die Soziologin Karin Werner über Gemeinschaftsgärten auf Brachflächen schreibt, dass auf diesem Wege „attraktive[] Orte[]“<sup>1023</sup> für spielerische Nutzungsformen, Okkupationen und Netzwerkbildungen entstünden, die sich der Logik des umgebenden Marktsystems verweigern, hat sie auf kurze Sicht unzweifelhaft Recht. Was aber, wenn eben diese Projekte, sofern sie sich langfristig etablieren können, zu Katalysatoren der „attraktiven“ Verwertung und Marktförmigkeit geraten? Gemeinschaftsgärten, die etwa als Zwischennutzung auf Brachflächen in der Stadt eingerichtet werden, können dazu beitragen, dass das Umfeld dieser Gärten zum Anziehungspunkt gutsituierter, sogenannter „alternativer“, „postmaterialistisch“ orientierter Bevölkerungsgruppen und der „Kreativwirtschaft“ wird.<sup>1024</sup> Auf dem Weg des Einbezugs von Gartenprojekten in die Aufwertungsprozesse von Stadtvierteln könnte der Anspruch konterkariert werden, dass mit diesen Suchbewegungen ein Weg in eine nachhaltige Moderne gefunden wäre – steht doch am Ende unter Umständen ein steigender Bodenpreis, die Verdrängung der alteingesessenen Nachbarschaften und ein Verlust der lokalen Nutzungsvielfalt.<sup>1025</sup> Wenn Stadtplaner und Trendforscher ein je nach Kontext stärker ökonomisches oder soziales Interesse an Gartenprojekten in der Stadt zeigen,<sup>1026</sup> lässt sich zumindest eine Zweiseitigkeit dieser Entwicklung ablesen. Ansätze materieller und politischer Selbstbestimmung, die sich zuweilen als „Guerilla gardening“<sup>1027</sup> verbalradikalisieren, harmonisieren überraschend mit der reinen Kostenkalkulation der Kommunen, die die Gemeinschaftsgärten ein weiteres Mal in der Geschichte als billige „Krisengärten“ gegen den Niedergang der Nachbarschaften und Quartiere im Zuge wirtschaftlicher Krisen einsetzen. Ob Arbeitslosigkeit, Drogenkriminalität, Vandalismus oder Vermüllung:

---

<sup>1023</sup> Werner (2011), S. 59.

<sup>1024</sup> Vgl. Lange (2011). Die Berliner Prinzessinnengärten sind ein Beispiel für alternative Zwischennutzung, an deren Ende wieder die Verwertung des mittlerweile stadtbekanntes Grundstückes steht, für die von den Gärtnern bereits ein Teil des Marketings übernommen wurde. Weitere Beispiele bei Pöppelmann (2012), S. 158f.

<sup>1025</sup> Vor dieser Gefahr warnt implizit z.B. Lange (2011), S. 104. In den Beiträgen bei Müller (2011a) gibt es bislang keine sicheren Anhaltspunkte, dass diese Entwicklung bereits eingetreten ist; das Argument oben verlängert lediglich bereits bestehende Entwicklungen rund um das Problem der „Gentrifizierung“ in die nähere Zukunft und zieht Parallelen zu anderen Stadtplanungs- und Aufwertungsprozessen in der modernen Großstadt.

<sup>1026</sup> Vgl. Borgstedt (2011), Müller (2011b) und Lohrberg (2011).

<sup>1027</sup> Vgl. zum Begriff von der Haide/Halder/Jahnke/Mees (2011), S. 267.

„Für die Kommunen sind Gemeinschaftsgärten eine Chance, hässliche Brachen loszuwerden, ohne hierfür nennenswerte Summen investieren zu müssen. Was die meisten Gärten an öffentlicher Förderung bekommen, würde nicht einmal für die Pflege der allereinfachsten und langweiligsten Grünanlagen reichen. Außerdem setzt man auf den vielfach erwiesenen integrativen Charakter solcher Projekte.“<sup>1028</sup>

Selbst die eklatante Rückkehr des „versteckten Hungers“ als qualitativer Mangelernährung in eine moderne Großstadt wie New York wird zum Anlass von karitativen Gartenbauprojekten, die eng mit privaten Organisationen zusammenarbeiten und auffangen sollen, was der US-amerikanische Sozialstaat den Arbeitslosen, arbeitenden Armen, alleinerziehenden Müttern, ihren Kindern und Alten verweigert.<sup>1029</sup>

Als übergeordnete Entwicklung lässt sich hier ein sozialtechnologisch-gesellschaftsplanerischer Re-Integrationsversuch<sup>1030</sup> erkennen, der sich auch im zumindest zweiseitigen Diskurs um „Zivilgesellschaft“, „Ehrenamt“ und „duale Ökonomie“ niederschlägt. Gerade der Zivilgesellschaftsbegriff, der etwa in der kritischen Lesart von Jürgen Habermas eine „Weltbürgergesellschaft“ repräsentiert, in der eine nicht-formalisierte und -institutionalisierte, politisch mündige Öffentlichkeit ihre Konflikte auf lokaler und globaler Ebene ethisch verantwortlich selbst reguliert und so mit demokratischen Einrichtungen zusammenwirkt,<sup>1031</sup> scheint durch derartige Delegation von Verantwortung in einem fremdbestimmten Gesamtrahmen an kritischem Potential zu verlieren. In diesen Diskursen wird nicht nur die gezielte Neukonstituierung von gärtnerischen Selbstversorgungsstrukturen in Zeiten sozialer Desintegration diskutiert, sondern es wird aus der gleichen Logik auch die Verwandlung von „Erwerbstätigkeiten in Lebenstätigkeiten“<sup>1032</sup> und „Eigenarbeit“<sup>1033</sup> u.ä. propagiert. Hier zeichnet sich das gleiche Muster ab: Wenn z.B. bei den bundesdeutschen „Tafeln“ aus den nicht mehr verkäuflichen Waren von Supermärkten durch unbezahlte Arbeitskräfte Gebrauchswerte in Form von Mahlzeiten für aktuell nicht am Markt partizipationsfähige Arme entstehen, werden vordergründig alle Regeln kapitalistischer Rationalität außer Kraft gesetzt. Die in diesem Fall *gezielte* Etablierung nicht-marktvermittelter Bedürfnisbefriedigung bzw. Arbeit verweist auf einen vergleichbaren gesellschaftlichen Kontext wie bei der kleinbäuerlich-gärtnerischen Subsistenz: Auch hier stößt man auf den Widerspruch zwischen den weiterhin wachsenden Megastrukturen von Ökonomie und Technologie und einer desintegrierenden sozialen und ökonomischen

---

<sup>1028</sup> Pöppelmann (2012), S. 159f.

<sup>1029</sup> Vgl. ebd., S. 157f.

<sup>1030</sup> Vgl. z.B. Vellay (2008), S. 47.

<sup>1031</sup> Vgl. zum Konzept der weltbürgerlichen Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit bei Habermas z.B. Baynes (2009) und Nanz (2009).

<sup>1032</sup> Rudolf zur Lippe, zitiert nach Goehler (2006), S. 98, die sich direkt und keineswegs metaphorisch auf den Subsistenzbegriff bezieht, a.a.O., S. 99f.

<sup>1033</sup> Vgl. Bonß (2002), S. 14ff.



Alltagspraxis, in der Armut, Ausgrenzung und selbst Hunger auftreten. Der Diskurs, der diesen Re-Integrationsversuch begleitet, zeigt, dass die weltweit sich immer weiter öffnende soziale Schere<sup>1034</sup> offenbar nicht mehr als gesamtgesellschaftliche Krisenerscheinung erkannt und behandelt wird, sondern individueller Bewältigung und privater Initiative überantwortet werden soll.

Die mögliche Instrumentalisierung von Gartenbauformen ist nicht der einzige problembehaftete Zusammenhang, der das emanzipatorische Potential dieser modernen Subsistenzformen einschränken könnte. Zu fragen ist auch, in welchem Maße die in diesem Abschnitt vorgestellten Formen des Sozialmetabolismus die relative Stabilität vormoderner, dezentraler, biokulturell angepasster Biokonversion aufweisen oder ob sich unter den vorfindlichen Bedingungen des zentralen, fossilenergetischen Großsystems nicht auch dessen Instabilitäten bis auf die Ebene der Haushalte fortsetzen.

Die materielle, ökologische und gesellschaftlich-ökonomische Grundkonstellation kleinbäuerlicher Landwirtschaft ist besonders seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zunehmend prekär. Dazu gehört vor allem der vielfach zum „Untergang des Bauerntums“ verallgemeinerte Einbruch der Billiglebensmittel und Agrarrohstoffe aus der Nordwelt in nationale Märkte des Trikont. Tatsächlich wurden viele Kleinbauern durch Marktöffnungen, Industrieimporte und die euro-amerikanische Subventionspolitik entweder in den Ruin getrieben oder zumindest marginalisiert, ihre ländlichen Gemeinschaften teilweise aufgelöst.<sup>1035</sup> Zu diesen kaum beeinflussbaren Rahmenbedingungen gehört aber auch, dass eben jenes Produktionssystem, das bislang noch in globalem Maßstab expandiert, an seine sozialmetabolischen Grenzen zu stoßen scheint. So sind deutliche Hinweise zu verzeichnen, dass seit den 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts die hochenergetisch ermöglichten Wachstumsraten der industriellen Landwirtschaft spürbar nachlassen, trotz technologischer „Durchbrüche“ wie der wissenschaftlichen Saatzucht („Grüne Revolution“ seit den 60er-Jahren) und der aktuellen Gentechnologie. Hochenergetisch produzierte Lebensmittel geraten zudem zunehmend unter den Druck steigender Energiepreise. Gleichzeitig steigt aber weltweit die Nachfrage nach Lebensmitteln bzw. nach geeigneten Flächen für ihren Anbau, weil zum einen die Weltbevölkerung wächst, weil sich aber auch Ernährungsgewohnheiten in Richtung flächenintensiver, energiereicher und tierischer Lebensmittel verschieben, weil vom Getreide bis zur Sojabohne zahlreiche Grundnahrungsmittel zu Spekulationsobjekten (Agrar-Futures) werden und weil darüber hinaus eine wachsende Menge an essbaren Pflanzen in

---

<sup>1034</sup> Vgl. Alderson/Nielsen (2003) und Rodrik (2000).

<sup>1035</sup> Vgl. Bello (2010), S. 39f.

Bioreibstoffe umgewandelt wird.<sup>1036</sup> Hinzu kommt noch die immer deutlicher hervor tretende Reduzierung von Ernteerträgen durch Folgewirkungen des Klimawandels.<sup>1037</sup> Diese chaotischen weltwirtschaftlichen Prozesse münden absehbar in eine massive Krise des Weltagrarmarktes:

„The world is entering a period of „agflation“, or inflation driving by rising prices for agricultural commodities.“<sup>1038</sup>

Es gibt nun keinerlei Hinweise, dass diese „agflation“ vor den Kleinbauern und Gärtnern haltmachen würde, es zeichnet sich sogar deutlich ab, dass die Krise des hegemonialen industriellen Produktionssystems fatale Auswirkungen gerade für diese peripheren Haushalte hat. Globale Phänomene wie Klimawandel, Landknappheit und steigende Lebensmittelpreise können etwa in der Form von Missernten nach Extremwetterlagen, „Land Grabbing“-Projekten internationaler Agrarkonzerne und Banken und steigender ökonomischer Verletzlichkeit bis auf die kleinbäuerlichen Haushalte durchschlagen, da diese keine ausreichende Widerstandsfähigkeit gegen diese Einflüsse besitzen. Sie können diese Einwirkungen bestenfalls abpuffern, sich ihnen aber nicht wirksam entziehen oder diese Zwänge gar beseitigen. Darauf deuten beispielsweise die Beobachtungen der Politologen Johnstone und Mazo hin, die im Anschluss an „Nomura`s Food Vulnerability Index“ einen Zusammenhang von sich verschärfenden sozialen Spannungen (z.B. in Form von Brotrevolten) und einer sich zuspitzenden Verletzlichkeit der Haushalte besonders in den marginalen und von Nahrungsimporten abhängigen Volkswirtschaften der Welt ausmachen.<sup>1039</sup> Die Agrarkrise mündet daher keineswegs in eine Modernisierungsrisiken mindernde, gegenläufige Stärkung der nicht-industrieförmig strukturierten Bereiche, sondern stellt die Haushalte vielmehr vor immer größere Probleme. Im Abschnitt über die Haushalte, die vor allem auf hausfrauisierte Arbeit zurückgreifen, war bereits die geringe Kontrolle der Haushalte über Warenketten und Dienstleistungen analysiert worden. Die materielle Autonomie und damit auch die „Pufferleistung“ des Kleinbauernhaushaltes ist ganz ähnlich beschränkt. Vergleicht man traditionelle und moderne kleinbäuerliche Haushalte oder auch Slumhaushalte miteinander, so fällt neben den Zwängen der Marktintegration besonders ins Auge, dass die Biokonversion zwar in einigen Teilbereichen eine Abkopplung von den großen Stoff- und Energieströmen durch kleinräumige Stoffkreisläufe (z.B. eigene Kompostierung, selbst gebaute Geräte, seltener auch lokal angepasste Sortenwahl) gestattet, aber auch häufig

---

<sup>1036</sup> Vgl. dazu besonders Bello (2010), S. 143ff.

<sup>1037</sup> Vgl. Johnstone/Mazo (2013), S. 18.

<sup>1038</sup> Johnstone/Mazo (2013), S. 20f.

<sup>1039</sup> Ebd., S. 21.

unter prekären, eigentlich kaum geeigneten Bedingungen geschieht. Das Beispiel des vormodernen tropischen Wanderfeldbaus hatte illustriert, wie eng der Zusammenhang von reflexiven Naturprozessen, die immer wieder einem flexiblen Gleichgewichtszustand zustreben und angepassten biokulturellen Nutzungsformen ist. Wenn man die landwirtschaftlichen Ausgangsbedingungen einer vormodernen Familie im dünn besiedelten Regenwald denen eines modernen Slumhaushaltes gegenüberstellt, wird die bedrohliche Instabilität greifbar, die sich aus der Ökologie der Slums fast „von selbst“ ergibt. Die stabile Nutzung des Habitats im Regenwald bildet das Ergebnis „gemächlicher“ evolutionärer „Tastbewegungen“ (Peter Kafka) und der Verarbeitung vielfältiger lokaler Erfahrungen. Der Slum dagegen entsteht in kurzer Zeit an einem oft denkbar ungeeigneten Ort mit äußerst geringen materiellen Spielräumen als in Kauf genommenes Abfallprodukt sozialer Asymmetrien im Weltsystem und einer unkontrollierten Modernisierung. Entsprechend beschreibt Davis die Umweltbedingungen an den Rändern der großen Städte des Trikont als überwiegend katastrophal: Müllberge, Verkehrswege und Siedlungen verschlingen riesige Flächen, die Verschmutzung von Wasser, Luft und Böden schreitet voran, landwirtschaftlich nutzbares Land ist in der Nähe der Siedlungen immer weniger verfügbar.<sup>1040</sup> So weichen die Armensiedlungen auf die weniger nutzbaren, bereits industriell vergifteten und z.T. ökologisch noch fragileren Areale aus. Davis nennt als extremes Beispiel einen Slum von Buenos Aires, der an der Stelle eines verschwundenen Sees, einer Giftmülldeponie und eines früheren Friedhofes im Überschwemmungsgebiet entstand. Das sei das „schlechteste Feng Shui der Welt“,<sup>1041</sup> stellt Davis sarkastisch fest. Auch die Konzentration auf geologisch instabile Berghänge oder nach Rodungen erodierende Landstriche<sup>1042</sup> zeigt die keineswegs „natürlichen“ höchst instabilen Ausgangsbedingungen urbaner Biokonversion. Es erscheint unter diesen Bedingungen fast wie ein Wunder, wenn in der Wirtschafts- und Finanzkrise seit 2008, bei sinkender Nachfrage nach Arbeitskraft und stark steigenden Nahrungsmittelpreisen in einigen afrikanischen Großstädten selbst unter prekärsten Bedingungen in wachsendem Umfang Grundnahrungsmittel produziert werden, wie die Ökotrophologin Kathrin Burger in einem Zeitungsartikel beschreibt:

„Sie fingen an, freie Flächen vor ihrer Haustür zu bewirtschaften – auf Verkehrsinseln, an Flussufern, auf Müllkippen oder entlang der Eisenbahnschienen. Bauten dort Kassava, Kochbananen, Mais und Kohl an. [...] Gärten in Accra lieferten bis zu 140 Kilogramm

---

<sup>1040</sup> Vgl. Davis (2007), S. 141ff.

<sup>1041</sup> Ebd., S. 129.

<sup>1042</sup> Ebd., S. 130ff.

Kassava und 100 Kilogramm Kochbananen. Die Kostenersparnis war zwar gering,<sup>1043</sup> aber die Produkte machten zwischen 20 und 50 Prozent der verzehrten Essensmenge aus.<sup>1043</sup>

So beeindruckend diese aus der extremen Not geborenen Anstrengungen sind, so sehr muss doch mitgedacht werden, dass es sich oft kaum um dauerhaft stabile Komplexität und keine dauerhaft praktikable Exit-Option handelt. Ein Beet auf einer chemisch verseuchten Fläche etwa eignet sich kaum für dauerhafte Nahrungsmittelproduktion (ein Problem, das auch den urbanen Gemeinschaftsgärten vertraut ist<sup>1044</sup>), es tauscht lediglich das kurzfristige Risiko des Hungers gegen das Risiko schleichender, mittelfristiger Vergiftung ein. Die Verletzlichkeit und Instabilität der Slum-Subsistenz wird aber noch durch Stadtsanierungsprogramme und die z.T. militarisierte Armuts- und Kriminalitätsbekämpfung erhöht, was regelmäßig dazu führt, dass viele Slums samt ihren Notgärten regelmäßig von der Einebnung bedroht sind.<sup>1045</sup>

Verallgemeinernd kann bis hierher also zweierlei konstatiert werden. Zum einen: Selbst wenn in den genannten Beispielen eine begrenzte dezentrale Biokonversion und selbstbezügliche Produktion neben den zentralen Megastrukturen und innerhalb der von ihnen eigentlich beanspruchten Räume zumindest temporär möglich ist, so zeigen doch gerade die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten dabei, dass es sich um verzweifelte und immer nur teilweise *risikomindernde*, aber nicht *substanziell* und *dauerhaft risikominimierende* und damit vor systemischen Schwankungen wirksam schützende Anpassungsversuche an die sozialen Großstrukturen handelt. Während diese im weitesten Sinne soziale Anpassungsleistung mit der Prekarisierung der Lebensbedingungen beständig umfänglicher wird, spielt die Anpassung an reflexive Naturprozesse mit der Verringerung der natürlichen Selbststeuerungsfähigkeit und wachsendem Komplexitätsverlust eine geringer werdende Rolle. Ein Fließgleichgewicht natürlicher Stoffkreisläufe, das als ökonomische Basis genutzt und zugleich stabilisiert werden kann, besteht nicht mehr. Die Haushalte besitzen keine wirksame Gestaltungsmacht gegenüber jenen sozialen Strukturen, die diese Risiken verursachen – und gerade deshalb sind ihre Anpassungsversuche unter den vorfindlichen Bedingungen alternativlos. Und zum zweiten ist festzuhalten: Die Strategien der kleinbäuerlichen Landwirtschaft können abgelöst vom Kontext industrieller Landwirtschaft und den Entwicklungen anderer industrieller Sektoren gar nicht verstanden werden.

Diese direkte oder indirekte Bindung an die Zwänge der Weltökonomie durchdringt als Hintergrundstruktur alle Befunde. Deshalb gewinnt ein Slumgärtner durch den aus der Not geborenen Gemüseanbau auf der Müllkippe, dem Sinnbild der Entropiemaximierung und

---

<sup>1043</sup> taz vom 19.11.10, S. 18.

<sup>1044</sup> Vgl. Pöppelmann (2012), S. 161.

<sup>1045</sup> Vgl. Zibechi (2011) und Davis (2007).

Erzeugung massenhafter Tauschwerte, eben *keine* dauerhaft berechenbare ökonomische Basis, die ihn von dieser Großökonomie emanzipieren würde, geschweige denn eine autonome Daseinsmächtigkeit und soziale Verankerung. Auch von der bei Groh für vormoderne Agrar- und Wildbeutergesellschaften festgestellten Arbeitsvermeidung und Mußpräferenz ist unter den Rahmenbedingungen des Slums keine Spur feststellbar, da weder eine flächenmäßige Extensivierung noch eine reflexive Selbststeuerung denkbar ist. Der Slumbewohner lebt und arbeitet ja gerade deshalb im Slum, weil ihm keine andere Existenzweise möglich ist und aus diesem Grund stellt sich ihm kaum jemals die Frage, welche Arbeitsbereiche über seinen *bereits gesicherten* Bedarf hinausgehen oder welche Tätigkeiten im Spektrum seiner Alltagspraxis ein *unverhältnismäßiges*, d.h. im Vergleich mit *anderen Optionen* ungünstiges Input verlangen. Weder lässt dies seine soziale, rechtliche und ökonomische Stellung als Teil der extrem marginalisierten und vom Land geflohenen kleinbäuerlichen „class“ zu, noch verfügt sein Haushalt unter den auf der Müllkippe quasi materialisierten gesellschaftlichen Systemzwängen über irgendwelche Freiheitsgrade zum Aufbau angepasster derart flexibler und stabiler, langfristig überlebensfähiger, biokultureller Strukturen.

Davis' Slumökologie mag ein extremes Beispiel sein. Im Hinblick auf ländliche kleinbäuerliche Siedler und ihre unter Umständen deutlich besseren sozialen und naturräumlichen Ausgangsbedingungen (langfristige Ansässigkeit, ökologische Stabilität, niedrigerer Besiedlungsdruck auf die Fläche etc.) sowie ihre in lokalen Gemeinschaften tradierte polytechnische Kompetenz lässt sich zumindest vermuten, dass hier eine zum Teil deutlich höhere biokulturelle Anpassung und Stabilität erzielt wird. Walden Bello gibt sich hier sehr optimistisch, wobei aber teilweise die Grenze zwischen faktischem Ist- und programmatischem Sollzustand zu verschwimmen scheint:

„[...] [D]ie traditionellen landwirtschaftlichen Technologien von Kleinbauern und indigenen Bevölkerungsgruppen [sind] Ausdruck beträchtlicher Weisheit. Sie sind darüber hinaus auch Ausdruck der Entwicklung eines meist sehr ausgeglichenen Verhältnisses von menschlicher Gemeinschaft und Biosphäre.“<sup>1046</sup>

In diesen Äußerungen muss - wie schon beim historischen Beispiel des kleinbäuerlichen Häuslingshauses der Transformationsära (Abschnitt 3.4) - mitgedacht werden, dass auch diese Formen einer anteiligen Selbstversorgung sehr eng an einem Kontext gesellschaftlicher Modernisierung gebunden bleiben. Sie bleiben, wie bei der hausfrauisierten Subsistenz, gleichzeitig Gegensatz und Ergänzung zum System der Warenproduktion, also systemisch zugleich „innen“ und „außen“. Der Gegensatzcharakter liegt in dem Umstand, dass die im

---

<sup>1046</sup> Bello (2010), S. 183.

Haushalt und Garten erzeugten Gebrauchswerte das Überleben sichern, wo die Armen über keinerlei andere Produktionsmittel verfügen (größere Flächen geeigneten Agrarlands, Gemeingüter) und auch ihre Arbeitskraft auf dem formellen Arbeitsmarkt unverkäuflich ist, wie etwa in manchen afrikanischen Großstädten mit einer Erwerbslosenquote von 80 Prozent<sup>1047</sup>. Dieser Aspekt ist dort wirksam, wo die Haushalte zwar nicht direkt marktintegriert im Sinne von Marktteilnehmern sind, aber als Objekte von den indirekten Wirkungen der Marktintegration erfasst werden – etwa dem fortlaufend gesellschaftlich durchgesetzten Ausschluss von Produktionsmitteln. Der ergänzende Charakter dagegen lässt sich an der Unterstützung der Haushalte bei Marktschwankungen festmachen, womit zugleich wie schon im Falle der Hausfrauenarbeit die kostengünstige und flexible Reproduktion von Arbeitskraft alimentiert wird. Für beide Aspekte gilt, dass dieser komplementäre Subsistenzanteil nicht dazu ausreicht, sich von den unter Umständen sehr riskanten Bindungen an den Markt abzukoppeln bzw. sich von seinen indirekten Wirkungen abzuschirmen. Die kleinbäuerlich-gärtnerische Subsistenz stellt bislang in keinem Fallbeispiel eine ökonomische Exit-Option dar, bei der die Haushalte unter Androhung der Abkopplung - sprich: des Nicht-Verkaufens von Erzeugnissen oder Arbeitskraft und der materiellen Autarkie - Einfluss auf die Bedingungen der Marktteilnahme gegenüber dominanten Marktkräften zu nehmen vermögen. Die Resilienzverluste und die Verletzlichkeit der Haushalte sind nach Anschluss an die Mechanismen von modernem Markt und Staat so hoch, dass sie auf die Funktion eines sehr begrenzten materiellen Sicherheitspolsters zurückgeworfen werden. Dies gilt sowohl für den chinesischen Landrückkehrer wie auch den Besitzer einer „capitalized family farm“. Kleinbäuerlich-gärtnerische Netzwerke, wie etwa die kollektiv koordinierten Landlosenbewegungen, sind einzelne *Versuche* in lokalem Rahmen einen ökonomischen Subjektcharakter der Haushalte und ihrer neu begründeten Gemeinschaften zurückzuerobern; ob dies sich in größerem Umfang durchsetzen wird, ist angesichts der ökonomischen Machtverhältnisse im Weltsystem bisher fraglich.

Auch der Schrebergarten, der in den Industriestaaten der Nordwelt nur unter gesicherten rechtlichen Bedingungen und erheblichem energetischen Input von außen eine gewisse Beständigkeit erreicht (im Gegensatz etwa zu vielen „wilden“ Flächenbesetzungen des „Guerilla Gardenings“), ist von diesem Problem der Instabilität und der marktkomplementären Strukturierung betroffen. Sein Konzept sieht weder materielle Autonomie noch völlige Abkoppelbarkeit in Krisenzeiten vor. Als komplementäre Option zu einem bestimmten Haushaltstypus mit Lohn- und Hausfrauenarbeit ist seine ökonomische

---

<sup>1047</sup> Vgl. taz vom 19.11.10, S. 18, dort bezogen auf die kenianische Hauptstadt Nairobi.

Stützfunktion damit immer zugleich eine des Haushaltes *und* des Großsystems. Daher ist auch dieser Haushaltstypus nur in begrenztem Maße vor Krisen der Marktintegration geschützt, im Falle eines Systemzusammenbruches wäre sogar das gesamte Arrangement von „income-pooling“ aus Subsistenz und Lohnarbeit am Ende.

Zuletzt soll noch auf das Problem der gesellschaftlichen Ungleichheit hingewiesen werden, dass sich im kleinbäuerlich-gärtnerisch wirtschaftenden Haushalt ausprägt. Wie im Abschnitt über den hausfrauisierten Konsumentenhaushalt dargestellt, wird auch in dieser Haushaltsform eine gesellschaftlich konstruierte geschlechterbezogene Asymmetrie reproduziert. Die Ausnutzung der Arbeitskraft von Hausfrauen für Subsistenz, den Erhalt der Lohnarbeitskraft und eine marginale Marktteilnahme über kleine Warenverkäufe verzahnt den teilweise selbstbezüglichen Erhalt des Haushaltes auch hier mit dem Erhalt des sozioökonomischen status quo des umgebenden Gesellschaftssystems. In dieser letztlich gewaltsam aufrecht erhaltenen Asymmetrie ist keine systemisch-stabile und den Bedürfnissen von Individuen und Gemeinschaften, geschweige denn den Erfordernissen der natürlichen und lokalen sozialen Umwelt angepasste Strukturkomplexität zu erkennen. Einem „Dissidenten“, der sich aus der Marktintegration in den kleinbäuerlichen Kernfamilienhaushalt zurückzöge, begegnete dort in der Regel nur wieder auf andere Weise der gleiche strukturierende Einfluss des Marktes, der bis in die geschlechtliche Arbeitsteilung, die gesellschaftlichen Rollenzuweisungen, die überwiegende Nicht-Anerkennung weiblicher Arbeit und die sozialen Beziehungen überhaupt reicht.

## **VII. Fazit und Ausblick: Kontinuität, Wandel und Steuerbarkeit der Subsistenz in der Geschichte**

*„Dass die Wirtschaftsgesellschaft in unserem Teil der Welt die materiellen Güter gewaltig vermehrt, dass sie Seuchen und Hungersnöte beseitigt hat, soll in seiner Bedeutung keinesfalls unterschätzt werden. Es werden heute aber auch und zunehmend die Verwüstungen offenbar, die das industrielle Zeitalter anrichtet. Unter diesem Aspekt erscheint es mir sinnvoll, sich die Vielfalt des sozialen Lebens in vergangenen Zeiten in Erinnerung zu rufen – um Verlorenes nicht auch noch in Vergessenheit geraten zu lassen, um an das anknüpfen zu können, dessen Verlust von keiner Technik zu ersetzen ist: unmittelbarer, lebendiger Austausch mit der sozialen und natürlichen Umwelt.“<sup>1048</sup>*

*Volker Stamm: Ursprünge der Wirtschaftsgesellschaft (1982)*

Subsistente Lebens- und Arbeitsweisen bilden einen „roten Faden“ der Geschichte. Als Daseinsmächtigkeit des Haushalts ist Subsistenz eingebettet in die sozialen Netzwerke, in denen Menschen ihre lokale Ökonomie gemeinschaftlich steuern. Subsistenz bildet eine anthropologische Grundstruktur der Geschichte, in der Soziales, Ökonomie, Ökologie und Kultur ein Ganzes bilden. Daher sind die sozialen Logiken der Reziprozität und Kooperation in Haushalt und Dorfgemeinschaft beispielsweise nicht zu verstehen, wenn man sie trennt von ökonomischen Risikominderungsstrategien wie der „labor-consumer-balance“ und der biokulturell angepassten Naturnutzung. In dieser notwendigen Verschränkung des Selbsterhalts des Individuums mit dem des Haushalts, in dessen Verschränkung wiederum mit dem Selbsterhalt des Nachbarn, des Dorfes als Ganzem, in dessen Verschränkung mit der Bewahrung des lokalen Wissens, der lokalen Sozialstruktur, in dessen Verschränkung mit dem Erhalt der Allmende und des Naturraumes wird frappierend auf die alte Wortbedeutung des Begriffes Subsistenz zurückverwiesen: die Metapher des Stand-Haltens. Standhalten im Fluss von Energie und Materie, der ökologischen Schwankungen, aber auch der Ein-Flüsse der sozialen Umwelt können die Subsistenzformen, weil sie universalhistorisch mit einer immensen Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit an wechselnde natürliche Umwelten und soziale Systemzwänge verknüpft sind. Zu keiner Zeit sind subsistente Überlebensstrategien des Menschen starre, ahistorisch fortdauernde und „optimal“ ihrer Umwelt angepasste Erscheinungen. Auch verkörpert zu keinem Zeitpunkt eine bestimmte Alltagspraxis einen endgültigen, stabilen „Idealtypus“ von Subsistenz, von dem sich alle Erscheinungen der Haushaltsökonomie definitorisch ableiten ließen. Damit bestätigt sich, was Wallerstein über Haushalte im Allgemeinen aussagte: „It is always an error to analyze social institutions transhistorically, as though they constituted a genus of which each historical system produced

---

<sup>1048</sup> Stamm (1982), S. 12.



a variant or species“<sup>1049</sup>. Die historische wie gegenwärtige Wandelbarkeit selbst ist der entscheidende Hinweis auf die Kontinuität subsistenzhafter Existenzweisen. Das spannungsreiche Verhältnis von Beständigkeit und Veränderung der Subsistenzformen konnte in der Untersuchung nun dahingehend genauer geklärt werden, dass sich fünf Hauptaussagen zur universalgeschichtlichen Bedeutung der Subsistenz machen lassen.

1. ***Der flächengebundene Sozialmetabolismus als sich koevolutionär anpassende Kernstruktur der Subsistenz:*** Für die Vormoderne konnte zunächst festgestellt werden, dass sich das materielle Alltagsleben in einem energetischen Fließgleichgewicht von Naturprozessen abspielt und in dem Maße umstrukturiert wird, in dem sich die Anforderungen von Habitat und sozialer Umwelt, sowohl auf lokaler wie übergeordneter regionaler und überregionaler Ebene verändern. Die koevolutionäre Ausgestaltung von subsistenzhafter Alltagspraxis ist daher selbst bei autarkiefähigen vormodernen Haushalten nicht abgelöst von den verschiedenen Ebenen des umgebenden gesellschaftlichen Systems denkbar. Gerade weil diese Beeinflussung reichlich sozialökologisches Krisenpotential birgt, dem vormoderne Haushalte wiederum mit zusätzlichen Risikominimierungsstrategien zu begegnen suchen, ist sie so unmittelbar bedeutsam. Die Frage, welche materiellen Ressourcen ein Haushalt in welcher Weise vor Ort nutzen kann, ist nicht nur von den ökologischen Rahmenbedingungen, sondern in hohem Maße auch von soziokulturellen Strukturen wie etwa lokalen Sozialnormen und übergeordneten Rechts- und Eigentumsverhältnissen abhängig. Auch das Abführen von Surplus durch Prädatoren ist in den Gesellschaften, die mit geringen materiellen Spielräumen das Umschlagen von Knappheit in Mangel zu vermeiden versuchen, direkt wirksam und illustriert die massive Beeinflussung des materiellen Alltagslebens durch die soziale Umwelt. Für die begriffliche Klärung von Subsistenz wie auch für ihre universalgeschichtliche Analyse hat sich aus diesen Gründen das sozialökologische Konzept des gesellschaftlich geordneten Stoffwechsels mit der Natur als zentral bestätigt. Der Sozialmetabolismus lässt sich als Grundlage des materiellen Alltagslebens und der ökonomischen Prozesse fassen, wobei alle menschlichen Produktionsprozesse letztlich auf kolonisierten reflexiven Stoff- und Energiekreisläufen der Natur beruhen. Das bedeutet, für die Stabilisierung der aufgebauten Komplexität muss der Erhalt der reflexiven Selbststeuerungsfähigkeit der Natur vorausgesetzt werden. Das Konzept des Sozialmetabolismus erlaubt eine eindeutige und vor allem diachron tragfähige

---

<sup>1049</sup> Wallerstein (1984b), S. 17.

Definition, die im Gegensatz zu den vereinzelt Ansätzen der bisherigen Forschung gerade die Umformungen und Krisen des Mensch-Natur-Verhältnisses berücksichtigt. Die Anpassungen des Sozialmetabolismus an die Veränderungen der natürlichen und sozialen Umwelt stellen sich konkret dar als vielgestaltige und kleinteilige Anpassungen der dezentral entwickelten und biokulturell verankerten, konvivialen Technik, der lokalen biokulturellen Nutzungsformen, der ökonomischen Kooperationsformen und Familienstrukturen. Auf diesen wichtigen Feldern der Koevolution von Haushalt, sozialer Umwelt und Natur findet ein meist äußerst vorsichtiges Tasten nach lebensstauglichen Attraktoren statt, das „Vielfalt“ und „Gemächlichkeit“ verbindet, wie sich beispielsweise an dem Beharrungsvermögen der normativ regulierten Sozialformen, aber auch an dem kaum überschaubaren Nebeneinander von verschiedenartigen biokulturellen „Lösungen“ für vergleichbare „Probleme“ des Zusammenlebens und des risikominimierten Selbsterhalts zeigt. Das evolutionär bewährte sozialmetabolische Grundarrangement der Subsistenz, die jeweils biokulturell abgestimmte Kolonisierung flächengebundener, reflexiver, selbststabilisierender Naturprozesse zu Zwecken menschlicher Produktivität, wird bei allen vormodernen Transformationen nicht in Frage gestellt, so dass das Risiko größerer sozialökologischer Zusammenbrüche und Mangelkrisen minimiert bleibt. Die mehrheitlich sehr stabilen Wildbeuterökonomien wie auch die Agrargesellschaften folgen dem Grundattraktor dezentraler Biokonversion mit niedrigen Energiemengen, wobei weder das Auftreten von Knappheitserscheinungen noch die Ausdifferenzierungen hochkultureller sozialer Umwelten etwas Grundlegendes an dieser Strategie zum dezentralen Aufbau von Strukturkomplexität ändern.

2. ***Der Modernisierungsprozess als Zäsur im Verhältnis von Haushalt und übergeordneter sozialer Umwelt:*** Mit der Emergenz der Moderne als singulärem Einschnitt der Universalgeschichte kommt es zu einer radikalen Umwälzung der sozioökonomischen wie sozialmetabolischen Anforderungen und Sachzwänge, die strukturierend auf den Haushalt einwirken. Die globale „Explosion“<sup>1050</sup> der Industrialisierung verändert heute fortlaufend und immer schneller natürliche Habitats, vor allem aber transformiert sie soziale Umwelten und setzt damit die subsistenten Alltagsökonomien einem gewaltigen Anpassungsdruck aus, der auf dem Wege der direkten Marktintegration oder indirekten Beeinflussung durch Zwänge der entsprechend strukturierten sozialen Umwelt bis auf die Ebene des einzelnen

---

<sup>1050</sup> Sieferle (1982), S. 15.

Haushalts durchschlägt. Möglich wird dies zum einen, weil im modernen Weltmarkt ökonomische Institution und allgemeiner gesellschaftlicher Funktionszusammenhang zusammenfallen, wie im Anschluss an die Argumente von Godelier und Groh festgestellt werden kann. Die Unterordnung unter äußere soziale Zwänge erreicht in der marktförmigen Moderne eine neuartige Qualität, hinter die insbesondere die ökologischen Anpassungszwänge zurücktreten müssen. Besonders deutlich konnte das bei der weitgehend anthropogen geprägten Umgebung der Slumhaushalte bzw. den kleinbäuerlich-marginalen Haushaltsformen mit ihren vielfältigen ökonomischen Abhängigkeitsverhältnissen herausgearbeitet werden. Die „Janus-Köpfigkeit“ des Haushalts zwischen Berücksichtigung der sozialen Umwelt und Selbstbezüglichkeit ist seit der Industriellen Revolution der Anknüpfungspunkt für eine universalhistorisch einzigartige großgesellschaftliche Verzweckung und expansive Kolonisierung des Haushalts. Die modernen Haushaltsformen präsentieren sich in Folge dieser Kolonisierung als Komplementärstrukturen, d.h. sie stehen im strukturellen Gegensatz zum kapitalistischen Weltsystem hinsichtlich ihrer Anteile von Nicht-Marktförmigkeit, ihrer polytechnischer Kompetenzen, sozialen Logik und selbstbezoglicher Produktivität; zugleich sind sie aber auch funktionalisierte Stütz- und Ergänzungsstrukturen hinsichtlich ihrer unbezahlten Formen von Schatten- und Reproduktionsarbeit, unter denen gerade die Subsistenzproduktion eine wichtige Rolle einnimmt.

3. ***Der Verlust der vormodernen lokalen Daseinsmächtigkeit als Folge der Integration der Haushalte in die fossilenergetische Weltökonomie:*** Die gegenseitige Stabilisierung von Haushalt und Mumfordscher „Megamaschine“ ist auch in vormodernen Zusammenhängen nachweisbar, in denen der Oikos als Surplusproduzent Herrschaftssysteme erst ermöglicht und umgekehrt einen gewissen Rückfluss von Elementen der Kultur, Arbeitsteiligkeit und Steuerungskapazität erfährt. Was vormoderne Subsistenzformen aber am deutlichsten von modernen Subsistenzformen unterscheidet, ist der mit der Unterordnung unter eine marktförmig strukturierte soziale Umwelt einhergehende weit verbreitete Verlust der autonomen Daseinsmächtigkeit und lokalen Selbststeuerungsfähigkeit. Der moderne Haushalt, der – außer bei dem extremen Typus des „Yupi“-Haushaltes – regelmäßig subsistenzförmige Produktionsformen enthält, ist von vielen vormodernen Möglichkeiten selbstbezoglicher, flächengebundener Produktion und damit auch materieller Selbstbestimmung abgeschnitten. Parallel verliert der moderne Haushalt

individuelle und gemeinschaftliche polytechnische wie auch regulative Kompetenzen der Alltagsökonomie an das übergeordnete Großsystem, dessen gleichzeitig ungeheuer wachsende technisch-wissenschaftliche Kompetenz im Rahmen einer völlig ungesteuerten Wachstumsökonomie soziale und ökologische Komplexität eher ab- als aufbaut. Das Großsystem vermag es auch, sich aufgrund der mit gigantischen Energiequanten mobilisierten Warenketten und Versorgungsstrukturen viel tiefer in die Alltagspraxis der Menschen einzugraben, als es etwa vormoderne Hochkulturen mit ihren bescheidenen technischen Apparaten, geringeren technisch-ökonomischen Ausdifferenzierungen und besonders der Flächengebundenheit ihrer Herrschaftssysteme vermochten. Auch die modernen Abhängigkeitsverhältnisse des Lohnarbeitsystems und der bürokratischen staatlichen Kontrolle sind letztlich nur möglich auf der Grundlage wachsender Energie- und Stoffströme. Ausdruck dieses Verlustes an Selbsterhaltungsfähigkeit ist die energetische Bilanz der industrialisierten Haushalte der Nordwelt, in denen einer stark gesteigerten Entropieerzeugung durch Konsum nur ein verhältnismäßig geringer Komplexitätsaufbau durch lokale Produktion gegenüber steht. Da dem industriegesellschaftlichen Haushalt damit auch eine sozialmetabolische „Exit-Option“ weitgehend entzogen ist, ist er umso stärker abhängig von den ihn kolonisierenden Großstrukturen und kann umso weniger Widerstandskräfte gegen seine wachsende Verzweckung als Arbeitskraftpool, Konsumeinheit und billige Reproduktionseinrichtung aufbieten. Der Haushalt stärkt somit beständig die Kräfte, die ihn auszehren.

4. **Die Fortdauer von kleinmaßstäblichen Subsistenzformen im Kontext großmaßstäblicher gesellschaftlich-ökonomischer Abhängigkeitsverhältnisse in der Moderne:** Andererseits stellen bestimmte Formen des Haushalts zu Zwecken der Überlebenssicherung dem Großen, Schnellen und Hochenergetischen von kapitalistischer Weltwirtschaft und fossilem Energiesystem nach wie vor das Kleine, Tastende und die dezentrale Umsetzung von Energie wenn nicht *entgegen*, so doch *bei*. Einige Subsistenzformen werden dabei (wie im Falle der mit Warenkonsum kombinierten Hausfrauenarbeit) in unterschiedlichem Maße von der Fläche und lokalen Versorgungsstrukturen abgelöst, in den weit verbreiteten kleinbäuerlichen und urban-marginalen Haushaltsformen bleibt aber noch ein größerer Anteil selbstbezoglicher Primärproduktion auf lokalen Flächen erhalten. Das bedeutet, dass diese Haushalte auch in der Gegenwart regelmäßig Knotenpunkte einer zumindest ergänzenden, selbstbezüglichen Gebrauchswertproduktion und lokaler Biokonversion

sind, ohne dass umfassende Selbstversorgungskapazitäten (z.B. vollständige lokale Ernährungssouveränität) aufgebaut werden könnten. Dieser lokale Anpassungsversuch an die tendenziell ortlosen Zwänge von Markt und Staat sieht so aus, dass reflexive Stoff- und Energieflüsse, die lokal gewonnen werden, in die Reproduktion der Arbeitskraft von Lohnabhängigen, aber auch in den Erhalt der nicht-marktfähigen Haushaltsmitglieder einfließen. Somit stellen diese Stoff- und Energieflüsse eine Fortsetzung vormoderner sozialer Einbettung und reziproker Distribution im Haushalt dar. Die großmaßstäblichen Energie- und Stoffströme, keineswegs zum Ziel allgemeiner Versorgungssicherheit freigesetzt und gesellschaftlich organisiert, stehen dem Haushalt ausschließlich auf dem Weg unmittelbarer Marktteilnahme zur Verfügung und sparen häufig die wichtigsten Bereiche des materiellen Alltagslebens aus. Diese Bereiche sind etwa die empathisch-emotionalen Betreuungs- und Pflegearbeiten, die sich in der Regel nicht der Warenlogik unterordnen lassen oder eben jene Tätigkeiten - wie z.B. die tägliche Sorge um Nahrung, Heizung, saubere Wäsche, Hygiene – die vom Markt stillschweigend als Voraussetzung der Teilnahme am Marktgeschehen betrachtet werden. Dennoch werden gerade diese Tätigkeiten, die der Schaffung von Gebrauchswerten dienen, aus einer volkswirtschaftlich verengten Sichtweise als „unproduktiv“ abgewertet und gesellschaftlich „unsichtbar“ gemacht. Somit stellt sich die Bedeutung der modernen Subsistenzproduktion als struktureller Widerspruch der Moderne dar: Godeliers universalisierter Markt bedarf seines äußersten strukturellen Gegensatzes, der Subsistenz, um überhaupt ökonomisch lebensfähig, d.h. nach kapitalistischen Gesichtspunkten profitabel, zu bleiben; ohne ein Mindestmaß an Selbsterhaltungsfähigkeit der Haushaltsmitglieder wäre die Marktintegration kaum denkbar. Die angeführten historischen und aktuellen Fallbeispiele von peripheren und krisenhaften ökonomischen Situationen, aber auch die Struktur der industriegesellschaftlichen Hausfrauenarbeit verweisen auf die Notwendigkeit der subsistenzhaften Produktion und Reproduktion im Haushalt, deren Umfang und Stellenwert sich je nach sozialer Lage und finanzieller Ausstattung des Haushalts graduell unterscheidet. Die Subsumption des menschlichen Lebens unter weltwirtschaftliche Megastrukturen reicht jedoch in aller Regel weitaus weniger weit als vom Paradigma der Modernisierung vorgesehen.

5. *Marginal, instabil und risikoreich – Subsistenzformen als verzweifelte Überlebensbemühungen:* Die Stabilität der modernen Subsistenzformen darf nicht überschätzt werden. Nicht nur die häufig höchst instabilen Slumhaushalte, auch die

vorgestellten Befunde zum modernen Kleinbauertum mit Subsistenzanteilen lassen den Schluss zu, dass die Anpassungsfähigkeit dieser Haushaltsformen im Modernisierungsprozess zunehmend an ihre Grenzen stößt. Dafür ist weniger die Zerstörung von natürlichen Lebensgrundlagen als vor allem der Einfluss der sozialen Umwelt verantwortlich. Das Phänomen der „Agflation“ etwa hat besonders nachdrücklich gezeigt, dass selbst die bewährten Risikominimierungsstrategien von Kleinbauern im schlimmsten Fall nur noch ohnmächtige Reflexe auf sich überlagernde globale Risiken unterschiedlichster Herkunft darstellen. Gegen globale Risiken wie knapper werdende Anbauflächen, steigende Lebensmittelpreise und die lokalen Folgen des Klimawandels vermag die Diversifizierung von Einnahmequellen und „income-pooling“ wenig auszurichten, zumal wenn parallel die ländlichen Sozialformen der gemeinschaftlichen Risikobewältigung und damit das mündlich bzw. handelnd überlieferte Wissen verschwinden und Knappheit längst in Mangel umgeschlagen ist, so dass noch weniger Rücksicht auf die ökologische Vernünftigkeit des ökonomischen Handelns genommen werden kann.

Als wichtiger Prüfstein des hier vorgelegten Subsistenzkonzepts hat sich das Problem der „Subsistenzdoubles“ herauskristallisiert – jener Tätigkeiten, die gewisse Ähnlichkeiten mit Subsistenzformen aufweisen, aber nur fremdbestimmte Imitationen von Reflexivität und Selbstbezüglichkeit darstellen. So war es zum einen bedeutsam, Subsistenztätigkeiten von der „Schattenarbeit“ Illichs abzugrenzen, die unmittelbar den Systemzwängen von Konsum, Lohnarbeit und bürokratischer Verwaltung der bestehenden sozialen Großstrukturen folgt. Zum anderen konnte klar gestellt werden, dass auch „zivilgesellschaftliche“ Arbeiten, „Eigenarbeit“, „Selbsthilfe“ etc. häufig Vehikel einer alles andere als selbstbezüglichen Lebensweise sind, die letztlich die Menschen zu Verwaltern ihrer „eigenen“ Notlage macht, aber keine Lösung der strukturellen Ursachen dieser Notlage bereitstellen kann. Subsistenz, als Erhalt aus – wie auch immer beschränkten - eigenen Kräften und Ressourcen verstanden, ist kaum dort zu finden, wo bereits Mittel und Ziel von zentraler Stelle vorgegeben sind und diese auch noch im Widerspruch zueinander stehen: mit freiwilliger, unbezahlter Arbeit Markt und Staat zu entlasten, d.h. ausgerechnet jene Strukturen, die den Zwang zu Lohnarbeit, Konsum und monetär beschränkter Lebensgestaltung tagtäglich durchsetzen.

Damit ist die gesellschaftliche und gegenwartsbezogene Dimension der Subsistenz berührt. Auf der Grundlage der oben zusammen geführten Ergebnisse lassen sich eine Reihe von Konsequenzen für moderne gesellschaftliche Selbstverständigungsprozesse formulieren, die endgültig die Ebene der Kritik am Wachstumsparadigma hinter sich lassen. Nachdem der

ideologische Blick auf Subsistenz gerade in der Analyse moderner Subsistenzformen widerlegt werden konnte, können subsistente Alltagspraxen nun sowohl in ihren ökonomischen, sozialen und ökologischen Leistungen als auch in ihren Grenzen diesbezüglich realistisch wahrgenommen werden.

Die eingangs aufgeworfenen gegenwartsbezogenen Fragen nach ökologischen, aufklärerischen und die individuelle bzw. gesellschaftliche Kompetenz betreffenden Aspekten der Subsistenz lassen sich nach der vorangegangenen Untersuchung nicht mehr sinnvoll voneinander trennen. Zu verwoben sind biokulturelle Abhängigkeiten von der Natur mit der Struktur der subsistenten Polytechnik und gesellschaftlichen Grundgegebenheiten wie der Einbettung der Produktion in die sozialen Beziehungen. Daher soll versucht werden, auf der Grundlage der gewonnenen Befunde ein theoretisches Konzept zu umreißen, das die drei Felder Ökologie, Emanzipation und technische Kompetenz verbindet und konkrete Handlungsperspektiven eröffnet. Drei übergeordnete Begriffe scheinen geeignet, die genannten Bereiche miteinander zu verbinden. Dabei liegt der Schwerpunkt auf Nummer zwei und drei, da hier die gestaltbaren gesellschaftlichen Arbeitsfelder liegen, die zu diskutieren sind, während Nummer eins eher feststehende, wenig wandelbare Grundlagen gesellschaftlicher Entwicklung aus der vorangegangenen Untersuchung in Erinnerung ruft. Diese drei Begriffe sind:

- **Reversibilität**, als ökologisch begründete Erfordernis jeder Ökonomie, die auch die gesellschaftliche Verfasstheit und die technischen Modalitäten des individuellen wie kollektiven Selbsterhalts einschließt,
- **Autonomie**, als dezentraler Aufbau des materiellen Alltagslebens ausgehend von den Erfordernissen des Selbsterhalts der Haushalte und deren Einbindung in kleinräumige biokulturelle und soziale Umwelten und schließlich
- **Bewusstsein**, als Ausgangspunkt jeder Form von Arbeit und ihrer gesellschaftlichen Organisation, wie auch als Ergebnis des materiellen Alltagslebens, aufgefasst nicht nur als Instrument der Steuerung, Kritik und Korrektur, sondern auch als Grundlage individueller geistiger Freiheit und Selbstbestimmung.

Die hier vorgeschlagenen Begriffe sollen weniger abstrakte gesellschaftliche „Zielperspektiven“ als vielmehr real greifbare Attraktoren des Mensch-Natur-Austauschs, der sozialen Organisation und des menschlichen Lebens in einer wünschbaren Zukunft abbilden.<sup>1051</sup> Aus diesem Grund ist damit auch keine philosophische Festlegung auf eine

---

<sup>1051</sup> Eine ähnliche Begründung für einen offenen „Rahmen“ menschlicher Geschichte bei Kafka (1994), S. 139.

bestimmte Form „guten Lebens“ beabsichtigt, sondern das Abstecken eines Rahmens, in dem angesichts der zunehmenden ökologischen und sozialen Selbstzerstörung der Moderne wieder eine Vielfalt von „Zukünften“ möglich erscheint.

1. **Reversibilität:** Die Diagnose, dass moderne Ökodestruktivität im Wesentlichen eine überlebensbedrohende Krise des global vorherrschenden fossilenergetischen Sozialmetabolismus ist, dessen Tendenz zur Entropiemaximierung und zur irreversiblen Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen nicht zu leugnen ist, lenkt den Blick zunächst auf die relative Stabilität der vormodernen Sozialmetabolismen. Der Weltagrarbericht 2008 erkennt aus diesem Grund die kleinbäuerlichen Subsistenzwirtschaft ausdrücklich als zentrales Element einer zukunftsfähigen Landwirtschaft an – allerdings ohne den multinationalen Agrarunternehmen, die im Preiskampf und „Land-Grabbing“ das Überleben der zu 90 Prozent kleinbäuerlichen Farmen gefährden, Steine in den Weg zu legen.<sup>1052</sup> Auf der Grundlage natursystemisch eng beschränkter Stoff- und Energieströme ermöglichen Subsistenzformen regelmäßig eine in hohem Maße stabile Kolonisierung von Natur. Ihre flächengebundenen, lokal angepassten Produktionsformen erlauben eben deshalb eine dauerhafte selbstbezügliche Versorgung, weil die Eingriffe in die Natur zumeist nicht so tief und destruktiv sind, dass dadurch die Reflexivität der Naturprozesse unterbrochen wird. Ökonomische Selbstbezüglichkeit basiert – vermittelt durch konviviale Werkzeuge - auf der Reflexivität der Natur, der subsistente Haushalt ist nur so stabil wie der metaphorisch passend bezeichnete Naturhaushalt, der kolonisiert wird. Vielfältige landwirtschaftliche Risikominimierungsstrategien, über die lokal verfügt werden kann, bzw. die nur in lokalen Gemeinschaften überhaupt entwickelt werden können, wie kontrollierte Gemeingüterbewirtschaftung, Sortenwahl mit langfristig stabilen Erträgen, angepasste Polytechnik, Brachezeiten, Intensivierung oder auch Extensivierung (je nach sozialökologischem Kontext) helfen trotz teils gravierender lokaler Eingriffe das stofflich-energetische Fließgleichgewicht in der Natur zu erhalten. Dem Erhalt der natürlichen Reversibilität ist die weitreichende Rückführung von organischer Materie in den landwirtschaftlichen Stoffkreislauf vorausgesetzt, da allein diese Rückführung z.B. durch Kompost, Gründüngung und Brache die energetischen Dissipationsprozesse verlangsamen kann, so dass Fruchtbarkeit, Bodenstrukturen und Biodiversität erhalten bleiben. Letztere wiederum sind systemische Voraussetzung für den zyklischen Wiederaufbau von Komplexität,

---

<sup>1052</sup> IAASTD (2009), S. 2f.



spricht: die nächste Ernte. Das Schließen der Stoffkreisläufe ist wiederum nur in einer kleinmaßstäblichen subsistenzbasierten Ökonomie denkbar, in die keine nennenswerten externen Energiequanten einfließen, etwa für die Produktion und Verteilung von Konsumgütern, Werkzeugen und Hilfsmitteln für die lokale Produktion. Großmaßstäbliches Energieinput, etwa für industrielle Düngemittel und globale Transportlogistik, würde rasch durch das niedrigere lokale Output der Produktion aufgezehrt. Die lokale Ökonomie kann aber durch Optimierung der Rezyklierung den sozialmetabolischen Spielraum ihrer Lebensgrundlagen deutlich ausweiten und so ihr Energiesystem bedeutend „ausreizen“. Dazu bedarf es weder einer übergeordneten Steuerungsinstanz, noch einer über lokal-regionale Zusammenhänge hinausreichenden Ausdifferenzierung der Ökonomie. Das heißt nicht, dass eine weitergehende Ausdifferenzierung und ein Zuwachs gesamtgesellschaftlicher Kompetenz per se negativ wären. Die universalgeschichtlichen Befunde zeigen zwar, dass die Wechselwirkung von Biosphäre und Kultur aufgrund latenter systemischer Instabilitäten aus dem Fließgleichgewicht herausfallen kann, doch ein einzelner Faktor wie der Grad der Arbeitsteiligkeit wird nur im Zusammenspiel mit anderen – vor allem sozialmetabolischen – Faktoren zu einem Risikofaktor: in dem Moment beispielsweise, da hochspezialisierte gesellschaftliche Einrichtungen nicht adäquat auf lokale sozialökologische Probleme reagieren können und auch in den Haushalten vor Ort keine Antwort auf sozialmetabolische Instabilitäten gefunden wird – etwa, weil „die Kenntnisse für einen selbstversorgenden Haushalt verlorengegangen sind.“<sup>1053</sup> Die lokalen ökonomischen Alltagspraxen können sich in deutlich höherem Maße als übergeordnete gesellschaftliche Instanzen auf das sozialmetabolische Profil des Habitats einstellen, weil die Alltagspraxis von reflexiven Abläufen, d.h. erkennbaren Tat-Folge-Zusammenhängen geprägt ist. Das bedeutet auch, dass ein Mangel an Reversibilität zuallererst lokale Überlebensrisiken erhöht, nicht die des übergeordneten sozialen Systems, dessen Zentren sich in sozialmetabolischer Hinsicht geradezu zu Energie und Materie verschlingenden „Schwarzen Löchern“ entwickeln können, eben so lange, wie ein Transfer von der Peripherie möglich ist. Denn jede ökonomische Kolonisierung der Natur, die längere Zeit über den biokulturell stabilisierten Rahmen hinausgeht, zerstört ihre eigenen Grundlagen: Die Aufhebung natürlicher Reflexivität führt deshalb in der Moderne nicht nur zum Verlust reflexiver Subsistenzproduktion und konvivialer Technik,

---

<sup>1053</sup> Bennholdt-Thomsen (1981), S. 31.

sondern auch – durch fossilenergetisches Input und Innovationen nur verzögert – in eine Abwärtsspirale der industriellen „Gratisproduktivkraft“ Natur. *Wachsende und globale* Eingriffe in den Naturhaushalt, wie sie durch die Industriegesellschaft vorgenommen werden, erfordern dementsprechend zwingend das Schaffen zusätzlicher weiträumiger energetisch-stofflicher „Senken“, nicht nur den strikten Erhalt der bestehenden Puffermöglichkeiten im System Erde, d.h. reflexiv-lebensfähige Ökosysteme. Letzteres wäre mit einem konsequenten „Wachstums“-Kurs aber nach den historischen Erfahrungen der Industrialisierung bereits unvereinbar. Einen „Ausweg“ aus der ökologischen Krise der Gegenwart bieten daher mit Sicherheit auch nicht die Strategien globaler ökologischer Steuerung, wie sie etwa als „Geo-Engineering“ von industriegesellschaftlichen Eliten diskutiert werden. Indem der Verlust ökologischer Stabilität bis hin zur Klimakatastrophe bereits als unvermeidbare Begleiterscheinung von ökonomischem Wachstum akzeptiert wird, erfährt der Ökozid eine fatale Umdeutung zur technischen Herausforderung – ungeachtet der nicht zu leugnenden Tatsachen, dass zum einen die Komplexität und das nicht-lineare Verhalten der Gesamtheit der Naturprozesse nicht nur kybernetischen Steuerungsphantasien Hohn spricht und vor allem ungeachtet des Umstands, dass mit den damit noch ungleich wachsenden Eingriffen sogar noch eine weitere Unterminierung natürlicher Reflexivität und somit Stabilisierungskapazität zu erwarten wäre. Diese „Lösung“, die schlaglichtartig die Grenzen „instrumenteller Vernunft“<sup>1054</sup> zeigt, ist nicht nur Teil des Problems, sie potenziert das Problem sogar noch. Koevolutionäre Stabilität, die der Menschheit ein langfristiges Überleben sichern könnte, ist nicht ohne ein Anerkennen jener natursystemischer Attraktoren vorstellbar, die um eine Vielfaches älter sind als die gesamte Geschichte menschlicher Ökonomie – und sich im Gegensatz zu ihr bereits als dauerhaft lebensfähig erwiesen haben. Alles andere ist gefährliche Science Fiction.

2. **Autonomie:** Die Perspektive einer „Abwicklung des Nordens“<sup>1055</sup> geht davon aus, dass ökologisch tragfähige, flächengebundene Netzwerke nur dezentral durch individuelle Emanzipationsbemühungen und Neue soziale Bewegungen „von unten“ realisierbar sind, indem die gesellschaftlich-ökologische „Krise der Herrschaftsmittel und des Herrschaftssystems“<sup>1056</sup> zu einem radikalen Umsteuern genutzt wird. Wenn es

---

<sup>1054</sup> Horkheimer (1974).

<sup>1055</sup> Spehr (1996), S. 13.

<sup>1056</sup> Ebd., S. 11.

zukünftig gelänge, in lokalen Kontexten die problematischen Megastrukturen zurückzudrängen, sie in ihrer Handlungsfähigkeit einzuschränken oder sogar abzubauen und gleichzeitig durch soziale und ökonomische Basisnetzwerke die Abhängigkeit von Lohnarbeit und Warenketten reduziert würde, könnten nicht nur ökologische und ökonomische Risiken des eigenen materiellen Lebens vermindert werden. Es könnte auch politischer Spielraum zur Bewusstseinsbildung und praktischen Veränderung der verabsolutierten Industriestrukturen entstehen. Gärten zur anteiligen, qualitativ hochwertigen Selbstversorgung und damit zur Autonomie gegenüber kaum kontrollierbaren Warenketten wären ebenso realisierbar wie damit verbundene lokale und regionale, sozial eingebettete Ökonomien: z.B. neue Formen der urbanen und ruralen Gemeingüternutzung, Tauschringe, geldlose Kooperationsnetzwerke „auf Gegenseitigkeit“, kleinräumige Marktbeziehungen mit regionaler Selbstvermarktung, Konsumgenossenschaften etc.. Auch eine Neugewinnung polytechnischer Kompetenzen in Form von gebrauchswertorientiertem Handwerk als zumindest basaler materieller „Selbstermächtigung“ des Individuums in hauswirtschaftlicher Selbstversorgung ist hier naheliegend. Materielle und soziale Autonomiebestrebungen, könnten so miteinander verzahnt werden, dass parallel auch politischer Druck aufgebaut werden könnte, um gesellschaftliche Forderungen durchzusetzen. Das entscheidende Druckmittel dabei wäre die begrenzte Abkoppelbarkeit lokaler Netzwerke vom Markt, wodurch die Ware Arbeitskraft zumindest verzögert und teurer bereit gestellt würde und Warenketten ihre Macht in Absatzeinbrüchen teilweise einbüßen würden. Eine zentrale gesellschaftliche Forderung dürfte in der politischen Auseinandersetzung die Aufhebung des Einkommens aus Privateigentum an Lebensgrundlagen wie Boden, Wasser und Wohnungen sein, wobei der ungehinderte Zugang zu Land die Voraussetzung weiterer Schritte sein dürfte: „Oberstes Prinzip der Ernährungssouveränität ist der freie Zugang zu Land.“<sup>1057</sup> Aber auch die Abwehr von Enteignungen der äußeren und inneren Natur würde durch den materiellen und sozialen Rückhalt von Subsistenzstrukturen verstärkt werden. Hier wäre beispielsweise an den Kampf gegen „Biopiraterie“ zu denken, jene ökonomische Praxis, die Gemeingüter wie Biodiversität und traditionelles biokulturelles Wissen erfasst und unter den Patentschutz der „Life-Science“-Multis stellt,<sup>1058</sup> aber auch an den intensivierten Zugriff von Wirtschaft und Staat auf die

---

<sup>1057</sup> Lemke (2012), S. 119.

<sup>1058</sup> Vgl. Shiva (1997), S. 65ff.

Körperlichkeit, Subjektivität und autonome Urteilsfähigkeit der Menschen, was Michel Foucault als „Biomacht“<sup>1059</sup> bezeichnete. Gerade die Abwehr von „Biomacht“-Strategien könnte sich als überaus wichtig erweisen, wenn man bedenkt, dass kritische Bewusstseinsbildung, die aus der verinnerlichten Fremdbestimmung ausbrechen muss, kaum allein über Rationalität im engeren Sinne, sondern auch Phantasie,<sup>1060</sup> Wünsche<sup>1061</sup>, „Ahnungen oder intuitive Vernünfte“<sup>1062</sup> erfolgt. Materielle Lebensgrundlagen müssten im Zuge der politischen „Abwicklung“ auch rechtlich in die Hände der dauerhaft an Gebrauchswerten interessierten Nutzer und Nutzergemeinschaften (zurück)gegeben werden, statt unter den Verwertungsinteressen des konkurrierenden Kapitals aufgerieben und für Profitmaximierung instrumentalisiert zu werden.<sup>1063</sup> Die Zurichtung der Lebensgrundlagen auf Warenförmigkeit wurde auch von Horkheimer und Adorno in der „Dialektik der Aufklärung“ thematisiert und in einen Zusammenhang mit der Selbstzerstörung der Moderne bzw. Aufklärung gesetzt. Gerade die Kommodifizierung der Natur und des Lebendigen verweist auf eine produktivistisch-universalistische Ideologie, die das Natürliche, Nicht-Identische real und begrifflich auslöscht. In dieser Sichtweise sind irreversible ökologische Zerstörungen und soziale Problemlagen als Ausdruck gesellschaftlicher Herrschaftsförmigkeit zwei Seiten einer Medaille.<sup>1064</sup> Ähnlich wie Horkheimer die „instrumentelle Vernunft“<sup>1065</sup> der sich verselbständigenden Moderne kritisiert, die ihre Krise nicht auflösen, sondern nur verlängern, auf immer neue Bereiche ausdehnen kann,<sup>1066</sup> so warnt Christoph Spehr davor, die Bewältigung der ökologischen Krise Staat und Wirtschaft zu überlassen, die letztlich im Rahmen des vorherrschenden Paradigmas nur an einer kurzfristig kalkulierten Reduzierung der ökonomisch-ökologischen Kosten der Modernisierung interessiert sind. Staat und Wirtschaft könnten den Problemdruck im Rahmen von grünen „Governance“-Strategien, z.B. unter dem Label der „Nachhaltigkeit“ an die Bevölkerung besonders der Südwelt, aber auch an die Prekarisierten im Norden weiterreichen, statt die

---

<sup>1059</sup> Foucaults „Biomacht“-Begriff nach Hartmann (2002): Form der Produktivität mit dem Ziel, die „Verschmelzung allen Lebens zur totalen Produktivkraft“ herbeizuführen (S. 22), „Technologie als sozialer Angriff zur Verwaltung des Körpers und rechnerischer Planung des Lebens, Besetzung des Raums der Existenz“ bis hin zum organisierten Töten (S. 110).

<sup>1060</sup> Vgl. Lenk (1983).

<sup>1061</sup> Vgl. zur subversiven Kraft des Wunsches Vinnai (2011), S. 28ff.

<sup>1062</sup> Schmidt (2004), S. 419.

<sup>1063</sup> Vgl. das Plädoyer von Kafka (1994), S. 156ff, für eine Entkapitalisierung und Begrenzung der modernen Großökonomie.

<sup>1064</sup> Horkheimer/Adorno (1969) [1944].

<sup>1065</sup> Horkheimer (1974).

<sup>1066</sup> Vgl. Horkheimer (1974).

grundlegenden Ursachen der katastrophalen Entwicklungen anzugehen. Spehr schließt daraus, dass diese technokratisch-ökologische Politik „nichts, aber auch gar nichts mit Emanzipation zu tun hat“.<sup>1067</sup> Spehrs Argumente lassen sich unmittelbar in Beziehung zu den Befunden moderner Subsistenz setzen. So ist die Bereitstellung unbezahlter Arbeit als Voraussetzung zur Marktintegration im modernen Haushalt gerade auch auf der Basis von Subsistenz ein konkretes Beispiel für Kolonisierungen des Haushalts zur Senkung von Kosten und zur Stabilisierung des Marktsystems. Zu denken ist auch an die unter emanzipatorischen Gesichtspunkten höchst uneindeutige kleinbäuerlich-gärtnerische Subsistenz: Selten ist die mögliche Kolonisierung lokaler Subsistenzformen durch die soziale Umwelt des Marktes so greifbar, wie in den urbanen Räumen der Moderne. Die historische und aktuelle Instrumentalisierung von Gemeinschaftsgärten als Aufwertungsmotor für heruntergekommene Stadtviertel, bzw. als puffernde „Armengärten“ für prekarierte und marginalisierte Lebensformen zeigt, dass auch dort versteckte Fremdbestimmung im Spiel sein kann, wo etwas so scheinbar uneingeschränkt Sinnvolles wie das Anlegen von Gärten geschieht. Unter den Sachzwängen der Großökonomie besteht offenbar kein bewusstseinsmäßiger Spielraum diese Wechselwirkung zu kritisieren und aufzuheben. Subsistenzproduktion ist für sich genommen daher auch noch nichts Emanzipatorisches. Was Spehr in seiner Analyse zur „Ökofalle“ als drohende Fremdbestimmung der Haushalte unter dem Vorwand *ökologischen* Krisenmanagements befürchtet, ist im Bereich der *sozioökonomischen* Kolonisierung seit Langem der Regelfall.<sup>1068</sup> Moderne Schattenarbeit im Sinne Illichs und die fortschreitende „Entgrenzung von Arbeit und Leben“ gehen ja gerade aus einem Abhängigkeitsverhältnis der Haushalte zum Markt hervor, in dem der Verlust der Daseinsmächtigkeit die Nutzung der Versorgungsnetzwerke wie auch das Ausgenutztwerden durch eben diese Strukturen scheinbar alternativlos macht. Wichtig für den hier verwendeten Autonomie-Begriff ist indes, dass die gesellschaftlich-praktische Konsequenz aus der Notwendigkeit dezentraler ökonomischer und Organisation und sozialer Emanzipation keineswegs *Deindustrialisierung* heißen müsste. Als sehr viel sinnvoller könnte es sich darstellen, die Potentiale der Naturbeherrschung, die in der Industriegesellschaft bislang vor allem destruktiv, weil ohne Rücksicht auf die Regeneration des lebendigen Planeten eingesetzt werden, großmaßstäblich zur Vermeidung von Mangelkrisen und für

---

<sup>1067</sup> Spehr (1996), S. 148.

<sup>1068</sup> Dies wird ebd. und bei Spehr (1997) auch vorausgesetzt.

solidarische „Nothilfen“ im weitesten Sinn (effektive Hilfen bei Hungersnöten und Naturkatastrophen, medizinische Versorgungsnetzwerke) einzusetzen und mit Formen lokaler Marktwirtschaft im Braudelschen Sinne und stabilen Subsistenzformen zu kombinieren.<sup>1069</sup> Ein derartiges Nebeneinander von Groß- und Kleimaßstäblichem würde auch die sozialmetabolischen Risiken für lokale Netzwerke streuen bzw. minimieren helfen und bei einer zu geringen Bandbreite lokaler Ressourcen auch in größerem Umfang die Selbstversorgung stützen können. Maßstab wäre dabei in jedem Fall die Frage, welche Kompetenzen die lokalen Netzwerke an größere gesellschaftliche Zusammenhänge delegieren können und müssen - ohne polytechnische Daseinsmächtigkeit und lokale Selbstbestimmung zu untergraben. Auch die Sammlung und Bereitstellung von Informationen und Wissen könnte zentral organisiert werden – etwa als „unbeschränkter Gedankenmarkt“ (Jörg Schmidt), der lokale Autonomie und biokulturelle Vielfalt erforscht und fördert statt sie auf dem Wege zweckrational eingesetzten Herrschaftswissens (z.B. als technokratische Organisation von „Ausbildung“) tendenziell einzuebnet.<sup>1070</sup> Polytechnische Bildung vor Ort, die reflexive Tat-Folge-Zusammenhänge schafft und zunächst in begrenzten Versuchsreihen Anteile von Daseinsmächtigkeit zurückgewinnt - ohne zum sofortigen Erfolg bei Strafe des Mangels verurteilt zu sein – könnte ein stetig sich weiter entwickelndes und wachsendes Gegengewicht gegenüber der spezialisierten technologischen Kompetenz der Großstrukturen sein. Darüber hinaus böte sich durch eine zunehmend lokalistische Struktur der Ökonomie auch die Möglichkeit, das menschheitliche „Experiment“ der Globalisierung zu „bremsen“, indem es auf einzelne Versuchsfelder wie eben den Informationsaustausch und die Lösung klar begrenzter Problemstellungen eingegrenzt würde, was letztlich bedeuten würde, Transformationen des Mensch-Natur-Verhältnisses nur im Rahmen koevolutionär-behutsamer „Tastbewegungen“ vonstatten gehen zu lassen.<sup>1071</sup> Die Grenzen dieser evolutionären Suchbewegung wären letztlich durch die Reichweite der Eingriffe in die Natur vorgezeichnet, die durch Haushalte und lokale Gemeinschaften vorgenommen werden könnten – womit erneut die Bedeutung der ökologischen Reversibilität aufscheint. Zum Schluss soll hier noch auf das weite Feld des spannungsreichen Gleichheitsproblems verwiesen werden. Es liegt auf der Hand, dass mit dem Problem

---

<sup>1069</sup> Vgl. die Konzeption von „Dualarbeit“, wie sie Schmidt (2004), S. 419, im Anschluss an Johan Galtung skizziert.

<sup>1070</sup> Vgl. Schmidt (1986) zu den polytechnischen Konsequenzen eines subsistenzhaften Bildungsbegriffes.

<sup>1071</sup> Vgl. Schmidt (2004), S. 419f.

lokaler Autonomie und angepasster, polytechnisch abgesicherter (Teil-) Selbstversorgung unmittelbar auch die Frage aufgeworfen wird, wie egalitär bzw. symmetrisch eine auf modernen Subsistenzformen fußende Gesellschaft beschaffen sein könnte. Die Befreiung der Bürger von den massiven materiellen Zwängen der Marktabhängigkeit, wie sie bereits bei den sozialrevolutionären „Enragés“ der Französischen Revolution anklingt, könnte sich dabei als Vorbedingung politischer Gleichheit und damit Demokratie erweisen: „Die Freiheit ist ein eitles Hirngespinnst, wenn eine Klasse von Menschen die andere ungestraft aushungern kann. Die Gleichheit ist ein eitles Hirngespinnst, wenn der Reiche mittels seines Monopols das Recht über Leben und Tod seiner Mitmenschen ausübt. Die Republik ist ein eitles Hirngespinnst, wenn die Konterrevolution tagtäglich durch den Preis der Lebensmittel voranschreitet, zu denen drei Viertel unserer Mitbürger keinen Zugang haben, ohne Tränen zu vergießen.“<sup>1072</sup> Andererseits müssen aber analog zu den historischen Befunden<sup>1073</sup> neben Bereichen annähernd egalitärer Kooperation (z.B. im Rahmen der Gemeingüterökonomie) durchaus Unterschiede der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit von Haushalten und partikularen Gemeinschaften erwartet werden, die sich in erster Linie aus sozialmetabolischen Ausstattungsmerkmalen der Haushalte ergeben können. Der Ausgleich dieser materiellen Benachteiligungen und Nöte durch gesellschaftliche Assoziationen wäre damit zwingend nötig, um nicht aus der Diversität lokaler ökonomischer Probleme neue, möglicherweise nicht weniger tiefe soziale Asymmetrien hervorzubringen. Diese Frage stellt eine politisch-utopische Herausforderung ersten Ranges dar: Wie könnten Egalität und Solidarität gesellschaftlich vorangebracht werden, ohne in Homogenisierung und Entmündigung zu enden? Der Historiker Pierre Rosanvallon hat mit den Prinzipien der „Singularität“, „Reziprozität“ und „Kommunalität“ ein politisches, rechtliches und ökonomisches Verhältnis des Einzelnen zur sozialen Umwelt umrissen, das an den hier verfolgten Autonomiebegriff anknüpft und die grundlegenden Bedingungen einer „Gesellschaft der Gleichen“ skizziert. „Singularität“ steht bei Rosanvallon für das Einbringen der individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten in die ihn umgebende Gesellschaft mit der Erwartung der Anerkennung und „Reziprozität“, also der Verknüpfung von persönlicher Autonomie mit sozialer Einbindung, die gerade nicht in die Selbstaufgabe des Individuums führt. Bei allen äußeren Anpassungen, die sich aus den Zwängen der

---

<sup>1072</sup> Jacques Roux, zitiert nach Markov (1987), S. 450.

<sup>1073</sup> Vgl. vor allem Winiwarter/Sonnlechner (2001), S. 70ff.

(ökonomischen) Kooperation ergeben, bleibt das Individuum autonom und kann von seiner Umwelt eben das gleiche respektvolle und solidarische Verhalten erwarten, das auch ihm abverlangt wird, so dass auch wenig Anlass zu egoistischer Vorteilsnahme besteht.<sup>1074</sup> Rosanvallon Entwurf liest sich hier nicht von ungefähr wie die Beschreibung einer idealen, vom sozialen Gefälle und mythischen Bewusstseinsformen der Vormoderne befreiten „moral economy“ eines Dorfes, in der individuelle Daseinsmächtigkeit und gemeinschaftlicher Selbsterhalt einander bedingen. Einige segmentäre Kleingesellschaften Afrikas mit starker Normintegration kommen dieser utopischen Skizze verhältnismäßig nahe.<sup>1075</sup> Insbesondere die lokale Verwaltung von gemeinschaftlichen und öffentlichen Gütern trägt nach Rosanvallon zur partikularen Autonomie bei, weshalb er wie Kafka die „Dekommodifizierung der Welt“<sup>1076</sup> fordert. Die lokale, in persönlichen Beziehungen verbundene Gemeinschaft steht dann auch bei Rosanvallon unter dem Begriff „Kommunalität“ für eine zumindest teilweise gemeinsame Lebenspraxis, die reziprok gewährleistete Nutzung eines gemeinsamen Raums, gemeinsame politische Einrichtungen etc. Die „Kommunalität“ wird darüber hinaus zur Grundlage einer noch weiter gefassten, tendenziell weltbürgerlichen Ethik von solidarischer Verantwortung<sup>1077</sup> - eine bedeutende bewussteinsmäßige Erweiterung eines lokalistischen ökonomischen Subsistenzkonzepts. Eine Rückbindung der Produktion an die Fläche und damit die Neukonzeption biokultureller „Quasi-Spezies“<sup>1078</sup> mag unter ökologischen und sozialen Gesichtspunkten in vielen Bereichen sinnvoll sein, eine „Flächenbindung von Bewusstsein“, die auch Universalien der Aufklärung wie Menschenrechte und Demokratie in Frage stellen könnte, stellt dagegen niemals eine wünschenswerte Zukunft dar – sowenig wie eine neue mythisch begründete Normintegration erstrebenswert wäre. Normen als gesellschaftliche Verhaltenssteuerung könnten aber aus der reflektierten Lebenspraxis heraus in gleichberechtigten Diskussionsprozessen entwickelt werden und als artifizuell und entwicklungssoffen gekennzeichnet werden. Dahinter zeichnet sich ein grundlegendes Problem ab: das Spannungsverhältnis von Vielfalt und Einheit, das sich im Gegensatz von Individuum und Gesellschaft,

---

<sup>1074</sup> Vgl. Rosanvallon (2013), S. 309ff.

<sup>1075</sup> Vgl. besonders einige Fallbeispiele afrikanischer Stammesgesellschaften des 20. Jahrhunderts bei Sigrist (1979), S. 185ff, bei denen die akephale Selbstverwaltung des Dorfes von einem Gleichheitsbewusstsein normativ bestimmt wird und die Entstehung ökonomischer und damit auch politischer Ungleichheit zumindest stark gebremst wird.

<sup>1076</sup> Ebd.: S. 351.

<sup>1077</sup> Vgl. Rosanvallon (2013), S. 309ff.

<sup>1078</sup> Siefertle (1997b), S. 48.



einzelner Kultur und Weltgesellschaft darstellt. Diese Spannung durch lokale Abschottung und partikulare, vor allem nationalistische Herrschaft und die sie begleitenden Ideologien aufheben zu wollen, würde der „Blindheit“ der gegenwärtigen globalen Transformation nur eine ebenso fatale „blinde“ Fehlentwicklung hin zu einem anderen, antimodernistischen Extrem entgegenstellen. Wie ökonomische Kleinräumigkeit und politische Mündigkeit, als „moderne Vernunft und unmodernes Leben“ (Jörg Schmidt) zusammengehen könnten, scheint vor allem eine Frage des „Zusammen-Denkens“, des Bewusstseins zu sein.

3. **Bewusstsein:** Was der „instrumentellen Vernunft“ des Wachstumsparadimas abgeht, ist die in breitem Rahmen gesellschaftlich reflektierte Zielbestimmung: Wie wollen, wie können wir unter diesen sozialökologischen Prämissen leben? Wie soll das Verhältnis von Individuum, einzeltem Haushalt und Gesellschaft einerseits und Gesellschaft und Natur andererseits beschaffen sein? Wie kann eine Gesellschaft strukturiert sein, die weder die ungesteuerten und destruktiven Züge der Moderne fortschreibt, noch in jene unaufgeklärten und unmenschlichen Züge vormoderner Gesellschaften „zurückfällt“, die zu beseitigen die Moderne zumindest ihren programmatischen Äußerungen zufolge angetreten ist? Sich individuell mit diesen Fragen zu beschäftigen und sie auch in die Gesellschaft hinein zu tragen, ist die eine Sache, eine entsprechende gesellschaftliche Transformation von erheblicher Reichweite selbst aktiv voranzubringen, während sich die „Nebenfolgen“ der Modernisierung immer weiter verstärken und rückkoppeln, eine ganz andere. Diese moderne „Diskrepanz zwischen Erkenntnismöglichkeit bzw. –forderung und der schwindenden Möglichkeit, handelnd Konsequenzen zu ziehen“<sup>1079</sup> kann daher leicht in eine „Denkfalle“ locken: Die Globalität der sozialen und ökologischen Problemzusammenhänge erfordert scheinbar ein *ebenso großmaßstäbliches* Eingreifen, was ohne Zweifel eine völlige politische Überforderung für den Einzelnen wie auch Neue soziale Bewegungen darstellt und eventuell Resignation verstärkt. Das großmaßstäbliche Eingreifen stellt aber auch einen offensichtlichen systemischen Widerspruch zu den Vorteilen von „Vielfalt und Gemächlichkeit“ dar und wirft damit ein Dilemma auf: Die Probleme werden im Denken scheinbar eher reproduziert als gelöst. Einen Hinweis zu einem möglichen Ausweg aus dieser „Denkfalle“ bietet Peter Kafkas „Selbstorganisation der Freiheit“<sup>1080</sup>. Kafkas etwas pathetischer Begriff greift

---

<sup>1079</sup> Schmidt (2004), S. 420.

<sup>1080</sup> Kafka (1994), S. 124.

auf etwas häufig in Determinismen Verschleiertes zurück, das bei Kafka nicht nur als Ausgangspunkt gesellschaftlicher Transformation dienen soll, sondern einen universellen Wert besitzt: die geistige Freiheit des einzelnen Menschen, den „freien Willen“<sup>1081</sup>. Kafka erhebt das scheinbar folgenlose Nachdenken des Individuums zur evolutionären Tastbewegung, die sich aus einer Vielfalt von vielen einzelnen Bewegungen an zahllosen Orten und in noch mehr Köpfen zusammensetzt und nach lebensfähigen Ideen sucht. Diese dezentral-individuelle, „kleinräumige“ Bewusstseinsarbeit lässt sich – metaphorisch - auch als „geistige Subsistenz“ auffassen, d.h. als der Versuch im Denken das eigene Handeln vorzubereiten und so die im Abschnitt oben beschriebene Autonomie gegenüber den Anforderungen der sozialen Umwelt und ihren Krisen zu gewinnen. „Selber denken. Eine Anleitung zum Widerstand“ nannte der Sozialpsychologe Harald Welzer sein 2013 erschienenes Buch, das als Streitschrift für individuelle kritische Urteilsbildung und lokale Wirkungsmöglichkeiten verstanden werden kann, die wiederum Voraussetzung netzwerkartiger demokratischer „Bündnisse“ zur Lösung der globalen sozialökologischen Krise sind.<sup>1082</sup> Diese Wiederentdeckungen des politischen Einzelbewusstseins, das autonomes Denken, lokales Handeln und gesellschaftliche Verantwortung miteinander verbindet, sind umso wichtiger, als im globalen Wirtschaftssystem offensichtlich rasante Entdemokratisierungsprozesse stattfinden,<sup>1083</sup> die eine Zerreißprobe für die moderne Idee des Individuums als politisches und sich selbst entfaltendes Wesen darstellen. Einerseits wird der Einzelne in Form von vorgefertigten Konsumidentitäten völlig überhöht, die ihm käuflich erwerbbarer Einzigartigkeit, Entscheidungsmacht und narzisstische Abgrenzung von anderen Menschen versprechen. Der „eindimensionale Mensch“ (Herbert Marcuse) kompensiert damit die entfremdeten Produktionsverhältnisse und die gesellschaftliche Atomisierung, er reproduziert sie aber zugleich auch.<sup>1084</sup> Der „Aufblähung“ als Konsument und der faktischen Verstrickung in die Machenschaften multinationaler Konzerne steht andererseits die in vielen zentralen sozialen und ökonomischen Fragen äußerst schwache Stellung des Einzelnen als Staatsbürger im Rahmen der etablierten demokratischen Institutionen gegenüber, zumindest dort, wo diese Institutionen sich im „alternativlosen“ Nachvollzug selbstverursachter Sachzwänge erschöpfen. Soviele

---

<sup>1081</sup> Ebd., S. 129.

<sup>1082</sup> Welzer (2013).

<sup>1083</sup> Vgl. die Beiträge in Müller/Giegold/Arhelger (2004), Klein (2007).

<sup>1084</sup> Vgl. zu dieser „inneren Landnahme“, die den äußeren Zwängen korrespondiert, Marcuse (2005) [1967].

Informationen über wachsende ökologische und soziale Risiken auch zur Verfügung gestellt werden, klafft doch die Schere zwischen diesem Wissen und entsprechend angepasstem Handeln zunehmend auseinander. Die bewusste Entscheidung des Einzelnen klimaschonende Lebensformen zu üben steht beispielsweise häufig im Widerspruch zum ökonomischen Zwang, täglich über große Distanzen mit dem Auto den Arbeitsplatz aufsuchen zu müssen. Die Ablehnung von genetisch manipulierter Nahrung bleibt für den Einzelnen folgenlos, solange die weitgehend ohne demokratische Kontrolle geschlossenen internationalen Handelsabkommen der letzten Dekaden dafür sorgen, dass etwa gentechnisch veränderte Futtermittel fast unvermeidlich in die Nahrungskette gelangen. Indem interessengeleitete politische und ökonomische Weichenstellungen, etwa in der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik als Sachzwang maskiert werden und die bürokratische Verwaltung der entstehenden Modernisierungsrisiken in die Hände einer Expertokratie gelegt wird, wird die Demokratie - wo vorhanden - immer weiter unterhöhlt. Eine faktische Gestaltungsmacht des bürgerlichen Subjekts unter den Maßgaben der hegemonialen Großökonomie bietet ansatzweise nur das unmittelbare häusliche und soziale Umfeld: die unterschiedliche Ausübung der Rolle als Konsument und instrumentalisierter Subsistenzproduzent. Wirkliche *Selbstentfaltung* wird auf Nischen und zeitliche Freiräume des „Privatlebens“ reduziert. Die historischen Ideen des autonomen bürgerlichen Subjekts und der Individualität bilden damit von der kapitalistischen Entwicklung überrollte ideelle „Überreste“ der Aufklärung, die angesichts der allgegenwärtigen Verdinglichung und Reduzierung von Menschen auf ökonomisch relevante Funktionen anachronistisch wirken mögen. Gerade diese Ideen bergen aber, der Philosophie der kritischen Theorie zu Folge, einen entscheidenden Schlüssel zur „Entschärfung“ moderner Destruktivkräfte: Sie erinnern - ungeachtet ihres ideologischen Charakters<sup>1085</sup> - an den nicht eingelösten humanen Individuationsanspruch der Moderne, der in gesellschaftlichen Krisen vollends unterzugehen droht. Dieser Anspruch, die Interessen freier Individuen in einem konsensualen „Gesellschaftsvertrag“ mit denen der Allgemeinheit zu versöhnen, ohne den Einzelnen mehr als unbedingt nötig in seinen Entfaltungsmöglichkeiten einzuschränken, hatte sich historisch zunächst gegen die Zwänge der normativ integrierten Ständegesellschaft mit ihrem Gewaltapparat gerichtet. Er ließe sich aber auch gegen die marktintegrierte Konkurrenzgesellschaft mit ihrem ungleich

---

<sup>1085</sup> Vgl. Schweppenhäuser (1996), S. 82f.

gewachsenen Gewaltapparat in Stellung bringen und stellt so einen potentiellen „Stachel“ der Kritik im Fleisch der Gegenwart dar.<sup>1086</sup> So beschäftigt sich Max Horkheimer unter dem Stichwort „Revolte der Natur“<sup>1087</sup> mit dem pathologischen Ausbruch von unterdrückter Subjektivität, die in der Moderne Eingang in die faschistischen Bewegungen findet; Theodor W. Adorno sucht eine theoretische Rettung des potentiell widerständigen Abweichenden gegen die verdinglichende Identitätslogik der Industriegesellschaft.<sup>1088</sup> Letztlich lautet der verbindende Grundgedanke: Indem Theorie, die immer auch Herrschaftsinstrument ist, das Element der Selbstreflexion und –kritik in sich aufnimmt, kann sie dazu beitragen, den Prozess der Entfremdung, deren Ergebnis sie ist, zu zügeln und wieder an die Bedürfnisse der Subjekte rückbinden – und somit Herrschaft, die nur als Einebenen von Differenz möglich ist, „abwickeln“. Die reduzierte Rationalität des Produktivismus, die einen modernen Mythos der Naturbeherrschung geschaffen hat, hat im gleichen Schritt die Kontrolle über die „Nebenfolgen“ ihrer Naturbeherrschung längst verloren und sich damit in einem „sekundären“ Naturzustand verstrickt. Sie bedarf dringend des „Eingedenken[s] der Natur im Subjekt“<sup>1089</sup>, d.h. der Einsicht, dass Rationalität und Moderne abhängig bleiben von einer äußeren und inneren Natur, die als „Mitwelt“ und Subjektivität letztlich die Grundlage der menschlichen Existenz bilden. „Durch die Beschneidung, in der dieser [der Geist; C.B.] als Herrschaft sich bekennt und in Natur zurücknimmt, zergeht ihm der herrschaftliche Anspruch, der ihn gerade der Natur versklavt.“<sup>1090</sup> Diese philosophischen Thesen sind bei allem utopischen Gehalt sehr viel näher an der materiellen Realität als vielleicht zunächst zu vermuten ist. Die Selbstkritik der Moderne, die Adorno und Horkheimer entfesseln möchten, könnte beispielsweise im Anerkennen ökologischer Rahmenbedingungen (Reversibilität) ein Verhältnis zur Natur als „Mitwelt“ mit Eigenwert gewinnen, das mit dem Erhalt biologischer Vielfalt zugleich ökonomische Stabilität sichert und kulturelle und sprachliche Diversität bewahrt.<sup>1091</sup> Die sich selbst reflektierende Moderne würde aus Einsicht in das Wesen der „globalen Beschleunigungskrise“<sup>1092</sup> auf monolithische Megastrukturen und die potentiell destabilisierenden, selbstzerstörerischen tiefen

---

<sup>1086</sup> Vgl. a.a.O.: S. 80ff.

<sup>1087</sup> Horkheimer (1974), S. 93.

<sup>1088</sup> Vgl. Schweppenhäuser (1996), S. 80ff.

<sup>1089</sup> Horkheimer/Adorno (1969) [1944], S. 39.

<sup>1090</sup> Ebd., S. 39.

<sup>1091</sup> Vgl. besonders Robischon (2012) und Glavin (2008).

<sup>1092</sup> Kafka (1994), Buchtitel.

Eingriffe in ganze Evolutionsbereiche (drohende Klimakatastrophe, Vernichtung biologischer Vielfalt vor allem durch Lebensraumzerstörung, unkontrollierte Freisetzung neuartiger chemischer Verbindungen und genetisch manipulierter Organismen, riskante Nanotechnologien, Atomenergie etc.) verzichten. Sie würde sich gewissermaßen risikomindernd in eine Vielzahl lokal steuerbarer „Modernen“ aufspalten, die sich „von unten her“ energetisch-materiell wie auch kooperativ-demokratisch aufbauen und bewusstseinsmäßig sowie in praktischer Hilfe verbunden sind. Sie würden möglichst wenige Ansatzpunkte für Prädatoren bzw. Herrschaftsförmigkeit lassen, indem sie lokale „Immanzipation (In-Hand-Nahme)“<sup>1093</sup> und zumindest teilweise selbstbezügliche Wirtschaftsformen im materiellen Alltagsleben *reflexiv* mit den Formen moderner Naturbeherrschung, etwa zur Krisenvorsorge, kombinieren. Die moderne Einsicht in den engen Wirkungszusammenhang von krisenhafter Naturbeherrschung und herrschaftsförmiger Naturverfallenheit würde gerade keine kulturpessimistische Aufgabe moderner Rationalität und neue lokale Borniertheit zur Folge haben, sondern würde aus der unbeschränkten Selbstkritik der Vernunft heraus zum Plädoyer für eine konviviale Transformierung von Alltagsleben und somit auch Ökonomie und Gesellschaft werden.

Der mit den Attraktoren Reversibilität, Autonomie und Bewusstsein aufgespannte Raum würde damit zu einem evolutionären Raum, in dem eine aufgeklärte Moderne sich bestimmter historischer sozialer, ökonomischer und ökologischer Erfahrungen bedienen würde, um sich in segmentären Suchbewegungen selbst aus der Krise ihres Naturverhältnisses und ihrer Herrschaftsverfallenheit zu befreien. Die Offenheit der Geschichte wäre damit keineswegs eingengt: Es würden damit keine lebensfähigen Entwicklungspfade unterdrückt, lediglich die Risiken eines großmaßstäblichen Scheiterns menschheitlicher Geschichte würde damit entscheidend verringert.

---

<sup>1093</sup> Schmidt (2004), S. 418.

## **VIII. Anhang: Praxisbeispiel für „moderne Vernunft und unmodernes Leben“<sup>1094</sup> – das Projekt „Oikos“ an der Universität Bremen (1987-2004)**

Die in dieser Arbeit vorgelegten Untersuchungen zur universalgeschichtlichen Bedeutung der Subsistenz sind hervorgegangen aus dem geschichts-, erziehungs- und gesellschaftswissenschaftlichen Projekt „Oikos“ an der Universität Bremen, in dem ich von 2001 bis 2004 mitarbeiten konnte. „Oikos“ war nicht nur der Name dieses Projektes, das sich theoretisch mit historischen Formen selbstversorgerischen Lebens und Arbeitens und gesellschaftlichen Entwicklungsperspektiven befasste, sondern auch „*der Oikos*“ - ein kleines Areal am Rande des Campus, eingezwängt zwischen einer Autobahntrasse und den Baustellen des Technologieparks. Auf den dort vorhandenen Resten einer seit dem Hochmittelalter extensiv genutzten Kulturlandschaft aus Flussmarsch und Niedermoor wurden seit 1987 schrittweise die Voraussetzungen für die Simulierung vormodernen, selbstversorgerischen Lebens geschaffen. Im Sinne „experimenteller Archäologie“ entstanden zwei kleine Gehöfte mit Gartenbau, Feldstück, Schmiede, Töpferofen und Obstbäumen, zeitweise auch Tierhaltung (Hühner und Milchschafe), als Ort für praktisches, forschendes Lernen in einer vormodern strukturierten Umgebung. Die an diesem Ort verbrachte Zeit, die Erfahrungen und Denkansätze aus dem „Oikos“-Projekt sind in die Konzeption und Zielsetzung der vorliegenden Arbeit entscheidend eingegangen. An dieser Stelle soll lediglich kurz die grundlegende Idee des Lebens und Lernens in vormoderner Umgebung umrissen werden, für die konkreten Ergebnisse der frühen Projektphasen kann auf den Projektbericht von 1990 verwiesen werden,<sup>1095</sup> historisch-theoretische und pädagogisch-praktische Perspektiven sind bereits an anderer Stelle dargelegt worden.<sup>1096</sup>

So wie ein Reisender nach längerer Abwesenheit bei der Rückkehr in sein gewohntes Umfeld einzelne Bestandteile seines Alltags – in der Regel nur vorübergehend – als fragwürdig und fremd empfinden kann, war der Oikos ein Ort, an dem die gewohnten Wahrnehmungsmuster und die Nicht-Reflexion industriegesellschaftlicher Wirklichkeit aufgebrochen werden konnten. Durch die Erfahrungen des „Selbst-Tuns“ (Jörg Schmidt) in Annäherung an selbstversorgerische Haus- und Gartenwirtschaft sowie den Nachvollzug technisch-sozialer Entwicklungen in eigenen Versuchen zu Landbau, Nahrungsmittel- und Keramikherstellung oder Metallurgie eröffnete sich ein kritisch veränderter Blick auf die Moderne. Wer erlebte,

---

<sup>1094</sup> Schmidt (1986): Buchtitel.

<sup>1095</sup> Schmidt (1990).

<sup>1096</sup> Schmidt (1986).

welche materiellen und arbeitsförmigen Voraussetzungen das mittags gemeinsam gekochte Essen hat - von der Ernte im Oikos-Garten oder das Ausnehmen eines Fisches über die Küchenarbeit bis hin zum Holzhacken und Feuermachen - „begriff“ buchstäblich, welche vielfältigen energetischen und arbeitsteiligen Vorleistungen sich auch hinter den alltäglich genutzten Arbeits- und Warenwelten verbergen. Eine eher intuitive Skepsis angesichts gegenwärtigen Tendenzen der modernen Industriegesellschaft zur Selbstunterminierung durch ökologische Destruktivität und die Entmündigung durch hocharbeitsteilige wie sozial desintegrative Strukturen konnte mit sozialwissenschaftlich-historischer Theoriebildung zu Modernisierungsprozessen konfrontiert und so kritisch reflektiert und konkretisiert werden. Schülerinnen und Schüler aus kooperierenden Bremer Schulklassen, die im wöchentlichen Turnus das Gelände besuchten und von mir mitbetreut wurden, gelangten häufig zu differenzierten und kritischen Einsichten in die qualitative Andersartigkeit subsistenten Lebens und die Voraussetzungen und Konsequenzen modernen Lebens im rationalisierten Konsumentenhaushalt. Eine immer wieder von einer Mehrheit der Kinder zu hörende Rückmeldung ließ erkennen, dass sie sich spezifischer Vorteile *beider* Lebenswelten zumindest ansatzweise bewusst geworden waren. In der Vormoderne entdeckten die Kinder eine Reihe wünschenswerter Möglichkeiten (z.B. Unmittelbarkeit und Intensität der Selbst-, Gemeinschafts- und Naturerfahrungen, Autonomiegewinne durch Sich-selbst-zu-helfen-wissen) und stellten diese den vielfältigen Möglichkeiten, aber auch den Grenzen und Problematiken der Industriegesellschaft gegenüber.

In mancher Hinsicht konnte der Oikos daher beanspruchen, einen „archimedischen Punkt“ *außerhalb* des alltäglichen industriegesellschaftlichen System zu bilden, einen festen Punkt, von dem aus es möglich war, die krisenhafte Welt mit anderen Augen zu betrachten und – in einem eng begrenzten Rahmen - theoretisch und praktisch „aus den Angeln zu heben“. Diese Perspektive „von außen“ ist jedoch zugleich spezifisch modern – sie stellt letztlich eine sehr konkret gegenwartsbezogene Konsequenz modernen Bewusstseins dar, genauer: der wissenschaftlichen Einsicht in das (Selbst-)Zerstörungspotential der Moderne, die „Dialektik der Aufklärung“. „Oikos“ bedeutete zugleich die Erkenntnis, dass die wachsende Reichweite ökologischer und sozialer Gefahren in der Industriegesellschaft zugleich in wachsendem Maße die Beantwortung grundlegender Fragen von Gesellschaftlichkeit, Technik und Mensch-Natur-Austausch erfordert. Die Klärung dieser gegenwartsbezogenen Fragen aber führt weit zurück in die Vielfalt materiellen und gesellschaftlichen Lebens der Vormoderne.

Die hier umrissene Grundhaltung und Zielsetzung hat auch meine Arbeit strukturiert und inhaltlich geprägt. Sie findet sich einerseits wieder in dem Versuch theoretische Distanz zur

Moderne zu gewinnen, um „von außen“, aus einer theoretischen Perspektive, dichotomische Konzepte von Modernisierung zu hinterfragen und antithetisch die universalgeschichtlichen Kontinuitäten subsistenter Lebens- und Arbeitsweisen darzulegen. Zum anderen folgt diese Arbeit einem Kerngedanken des „Oikos“-Projektes, indem sie hinsichtlich der riskanten Moderne untersucht, inwiefern „moderne Vernunft und unmodernes Leben“ als wissenschaftliche und möglicherweise auch in einem umfassenden Sinne lebenspraktische Strategie zur sozialen und ökologischen Krisenbewältigung zusammengehen können.<sup>1097</sup>

---

<sup>1097</sup> Nachtrag: 2004 wurde der Oikos durch Brandstiftung zerstört, ein Wiederaufbauversuch scheiterte im gleichen Jahr an der Umwandlung des Geländes in Gewerbeflächen für den „Technologiepark“. Seither ist dort eine planierte Sandfläche, laut Werbetafel am Straßenrand Teil einer „Area of innovation“.



## IX. Literatur

**Adorno, Theodor W. (1986) [1951]:** *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Ajami, Fouad (2000):** The new faith. In: *Foreign Policy* Nr. 119, Sommer 2000, S. 30-34.

**Akhter, Farida (2003):** Verteidigung der Subsistenz in Bangladesh: Nayakrishi Andolon und die Bewegung für ein glückliches Leben. In: *Subsistenz und Widerstand.* Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 213-219.

**Albers, Detlev/Lothar Peter (1986):** Natur, Technik, Sozialismus – eine ideengeschichtliche Skizze (I). In: *Sozialistische Politik und Wirtschaft (spw)* Heft 30. Ausgabe 1/1986. S. 45-50.

**Alderson, Arthur S./Francois Nielsen (2003):** Globalisierung und die große Kehrtwende: Entwicklung der Einkommensungleichheit in 16 OECD-Staaten. In: Walter Müller/Stefanie Scherer (Hg.): *Mehr Risiken – Mehr Ungleichheit? Abbau von Wohlfahrtsstaat, Flexibilisierung von Arbeit und die Folgen* (=Mannheimer Jahrbuch für europäische Sozialforschung; Bd. 7). Frankfurt/M.: Campus. S. 323-362.

**Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (1979):** Subsistenzproduktion und Akkumulation (= Bielefelder Studien zur Entwicklungssoziologie, Bd. 5. Hg. v. Hans-Dieter Evers, Georg Elwert, Georg Stauth und Claudia von Werlhof). Saarbrücken: Breitenbach.

**Backhaus, Jürgen (1994):** Haushalten als Komplement zum Wirtschaften. In: *Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposiums an der Universität Münster vom 6.-8. Oktober 1993.* Hg. v. Irmintraut Richarz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 231-236.

**Barnes, Peter (2008):** *Kapitalismus 3.0. Ein Leitfaden zur Wiederaneignung der Gemeinschaftsgüter.* Hg. v. d. Heinrich-Böll-Stiftung. Hamburg: VSA.

**Barnowsky, Anthony D. (1989):** The late Pleistocene event as a paradigm for widespread mammal extinction. In: Stephen K. Donovan (Hg.): *Mass extinctions: Processes and evidence.* Stuttgart: Enke 1989.

**Barraclough, Geoffrey (1974):** Universalgeschichte. In: *Universalgeschichte.* Hg. v. Ernst Schulin. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 67-86.

**Baynes, Kenneth (2009):** Weltbürgergesellschaft. In: *Habermas-Handbuch.* Hg. v. Hauke Brunkhorst, Regina Kreide und Cristina Lafont. Stuttgart: Metzler. S. 379-381.

**Beals, Alan R. (1964):** Food Is To Eat: The Nature of Subsistence Activity. In: *American Anthropologist. New Series, Vol. 66, No. 1* (Feb. 1964). S. 134-136.

**Beck, Ulrich/Anthony Giddens/Scott Lash (1996):** *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Beck, Ulrich (1996):** Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Beck, Ulrich/Anthony Giddens/Scott Lash: *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse.* Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 19-112.

**Beck, Ulrich (1986):** *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Bello, Walden (2010):** *Politik des Hungers.* Berlin: Assoziation A.

- Benjamin, Walter (1974):** Über den Begriff der Geschichte. In: Gesammelte Schriften. Bd. I.2. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenäuser. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 693-704.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1981):** Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisediskussion. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie. Bd. 14. Hg. v. H.-G. Backhaus, G. Brandt, G. Dill. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 30-51.
- Bernal, Victoria (1994):** Peasants, Capitalism and (Ir)Rationality. In: American Ethnologist. Vol. 21. No. 4. S. 792-810.
- Berthoud, Gérald (1993):** Markt. In: Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Hg. v. Wolfgang Sachs. Reinbek: Rowohlt 1993. S. 218-247.
- Birg, Herwig (1996):** Die Weltbevölkerung. Dynamik und Gefahren. München: Beck.
- Birnbacher, Dieter (1997):** „Natur“ als Maßstab menschlichen Handelns. In: Ökophilosophie. Hg. v. Dieter Birnbacher. Stuttgart: Reclam. S. 217-241.
- Birnbacher, Dieter (1979):** Was wir wollen, was wir brauchen und was wir wollen dürfen. In: Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein? Bedürfnisforschung und Konsumkritik. Hg. v. Klaus M. Meyer-Abich und Dieter Birnbacher. München: C.H. Beck. S. 30-57.
- Blessing, Werner K. (1979):** Umwelt und Mentalität im ländlichen Bayern: eine Skizze zum Alltagswandel im 19. Jahrhundert. In: Archiv für Sozialgeschichte (AfS). Bd. 19/1979. S. 1-42. [http://library.fes.de/jportal/receive/jportal\\_jparticle\\_00010392](http://library.fes.de/jportal/receive/jportal_jparticle_00010392). (Abgerufen am 12.01.12).
- Bloch, Ernst (1985):** Das Prinzip Hoffnung. In fünf Teilen. 2. Bd., Kapitel 33-42. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bollier, David (2009):** Gemeingüter – eine vernachlässigte Quelle des Wohlstands. In: Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München: Oekom. S. 28-38.
- Bonß, Wolfgang (2002):** Zwischen Erwerbsarbeit und Eigenarbeit. Ein Beitrag zur Debatte um die Arbeitsgesellschaft. In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik. Heft 14, Jahrgang 11. S. 5-20.
- Borgstedt, Silke (2011):** Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 118-125.
- Borst, Arno (2002):** Lebensformen im Mittelalter. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Boserup, Ester (1981):** Population and Technology. Chicago: University of Chicago.
- Braudel, Fernand (1986a):** Der Alltag. (= Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts; Bd. 1). München: Kindler.
- Braudel, Fernand (1986b):** Der Handel (= Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts; Bd. 2). München: Kindler.
- Braudel, Fernand (1986c):** Aufbruch zur Weltwirtschaft (= Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts; Bd. 3). München: Kindler.
- von Braun, Joachim (2009):** Food security under volatile markets and economic depression. In: Quarterly Journal of International Agriculture 48 (2009), Nr. 1. S. 1-4.
- Brauns, Thorsten/Ulrich Scholz (1997):** Shifting Cultivation – Krebschaden der Tropenländer? In: Geographische Rundschau, Heft 1/1997: Ökologie der Tropen. S. 4-10.

- Brenner, Robert (1983):** Das Weltsystem: theoretische und historische Perspektiven. In: Perspektiven des Weltsystems. Materialien zu Immanuel Wallerstein, „Das moderne Weltsystem“. Hg. v. Jochen Blaschke. Frankfurt/M.: Campus. S. 80-109.
- Bresch, Carsten (1977):** Zwischenstufe Leben. Evolution ohne Ziel? München: Piper.
- Bright, Charles/Michael Geyer (2007):** Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert. In: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen (= Reihe Globalgeschichte, Bd. 1, hg. v. Sebastian Conrad, Andreas Eckert und Ulrike Freitag). Frankfurt/M.: Campus. S. 53-80.
- Brockhaus (2006):** Brockhaus Enzyklopädie in 30 Bänden. Band 26. Artikel „Subsistenz“ und „Subsistenzwirtschaft“. 21. Auflage Leipzig: Brockhaus.
- Brunner, Otto (1968):** Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. 2. Auflage Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buchan, Ursula (2013):** A green and pleasant land. How England's gardeners fought the Second World War. London: Hutchinson.
- Bultmann, Ulrich (2008):** Landwirtschaft in der Senne. Wirtschafts- und Lebensbedingungen der Sennebauern früher und heute. In: Senne und Teutoburger Wald. Hg. v. Naturschutzzentrum Senne. Bielefeld: TPK-Regionalverlag. S. 169-180.
- Bryceson, Deborah F. (2000a):** Peasant Theories and Smallholder Policies: Past and Present. In: Deborah Bryceson, Christóbal Kay und Jos Mooij (Hg.): Disappearing Peasantries? Rural Labour in Africa, Asia and Latin America. Bourton-on-Dunsmore: ITDG. S. 1-36.
- Bryceson, Deborah F. (2000b):** Disappearing Peasantries? Rural Labour Redundancy in the Neo-liberal Era and Beyond. In: Deborah Bryceson, Christóbal Kay und Jos Mooij (Hg.): Disappearing Peasantries? Rural Labour in Africa, Asia and Latin America. Bourton-on-Dunsmore: ITDG. S. 299-326.
- Caldwell, Malcolm (1977):** The Wealth of Some Nations. London: Zed Press.
- Canetti, Elias (1980):** Masse und Macht. Frankfurt/M. Fischer.
- Childe, Vere Gordon (1975):** Soziale Evolution. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Cipolla, Carlo M. (1974):** Die zwei Revolutionen. In: Universalgeschichte, hg. von Ernst Schulin. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 87-95.
- Clausing, Peter (2010):** Mit Gewalt gegen Hunger. IMI-Analyse 2010/019. Hg. v. Informationsstelle Militarisierung e.V.. <http://www.imi-online.de/2010/05/19/mit-gewalt-gegen-hun/>. (Abgerufen am 12.01.12.)
- Collins, Joseph/Frances Moore Lappé (1980):** Vom Mythos des Hungers. Die Entlarvung einer Legende: Niemand muss hungern. Frankfurt/M.: Fischer.
- Conrad, Sebastian/Andreas Eckert (2007):** Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen: Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt. In: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.): Globalgeschichte: Theorien, Ansätze, Themen (= Reihe Globalgeschichte, Bd. 1, hg. v. Sebastian Conrad, Andreas Eckert und Ulrike Freitag). Frankfurt/M.: Campus. S. 7-29.
- Contamine, Philippe (1990):** Bäuerlicher Herd und päpstlicher Palast: 14. und 15. Jahrhundert. In: Philippe Ariès und George Duby (Hg.): Geschichte des privaten Lebens. 2. Bd. Vom Feudalzeitalter zur Renaissance. Frankfurt/M.: Fischer. S. 399-469.

- Crosby, Alfred W. (1991):** Die Früchte des weißen Mannes. Ökologischer Imperialismus 900-1900. Frankfurt/M.: Campus.
- Davis, Mike (2007):** Planet der Slums. Berlin: Assoziation A.
- Davis, Mike (2005):** Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter. Berlin: Assoziation A.
- Degele, Nina/Christian Dries (2005):** Modernisierungstheorie. Eine Einführung. München: Fink.
- Deutsches Wörterbuch (1942):** Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Zehnter Band, Strom – Szische. Leipzig: S. Hirzel. Artikel „Subsistenz“, S. 818.
- Deutsches Wörterbuch (1889):** Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Dreizehnter Band. N.O.P.Q. Leipzig: S. Hirzel. Artikel „Nahrung“, Spalte 311.
- Diamond, Jared (2008):** Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer.
- Diaz, May N. (1967):** Introduction: Economic Relations in Peasant Society. In: Peasant Society. A Reader. Edited by Jack M. Potter, Mary N. Diaz, George M. Foster. Boston: Little, Brown and Company. S. 50-56.
- Diaz, May N./Jack M. Potter (1967):** The Social Life of Peasants. In: Peasant Society. A Reader. Edited by Jack M. Potter, Mary N. Diaz, George M. Foster. Boston: Little, Brown and Company. S. 154-167.
- Dörner, Klaus (2012):** Leben und sterben, wo ich hingehöre: Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. 7. Auflage Neumünster: Paranus.
- Dornach, Bernd W. (1982):** Selbstversorgung: das vergessene Wirtschaftssystem. Bielefeld: Giesecking.
- Douwe van der Ploeg, Jan (2010):** The peasantries of the twenty-first century: the commoditisation debate revisited. In: The Journal of Peasant Studies. Vol. 37, No.1 (Jan. 2010). S. 1-30.
- Drews, Wolfram/Jenny Rahel Oesterle (2008):** Vormoderne Globalgeschichten. Eine Einführung. In: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung. Jahrgang 18 (2008). Heft 3/4. S. 8-14.
- Duerr, Hans Peter (1990):** Sedna oder Die Liebe zum Leben. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (1988):** Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ehmer, Josef/Michael Mitterauer (1986):** Zur Einführung: Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. In: Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. Hg. v. Josef Ehmer und Michael Mitterauer. Wien: Böhlau. S. 7-30.
- Elsenhans, Hartmut (2007):** Geschichte und Ökonomie der europäischen Welteroberung. Vom Zeitalter der Entdeckungen zum Ersten Weltkrieg (= Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung, Bd. 20). Hg. mit einem Vorwort von Matthias Middell. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Elsenhans, Hartmut (2005):** The Empowerment of Labor and the Transition to Capitalism. In: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung. Jahrgang 15 (2005). Heft 5/6. S. 50-79.

**Engel, Ulf/Matthias Middell (2005):** Bruchzonen der Globalisierung, globale Krisen und Territorialitätsregimes – Kategorien einer Globalgeschichtsschreibung. In: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung*. Jahrgang 15 (2005). Heft 5/6. S. 5-38.

**Engels, Friedrich (1966) [1890]:** Engels an Joseph Bloch in Königsberg. In: Karl Marx/Friedrich Engels-Studienausgabe in 4 Bänden. Hg. v. Iring Fetscher. Bd. I: Philosophie. Frankfurt/M.: Fischer. S. 226-228.

**Engels, Friedrich (1962) [1925]:** *Dialektik der Natur*. Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. MEW Bd. 20, S. 449.

**Ernst, Wolfgang (1992):** Kritik der universalgeschichtlichen Vernunft. In: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung*. Jahrgang 2 (1992). Heft 1. S. 116-130.

**Esteva, Gustavo (1993):** *Entwicklung*. In: *Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Hg. v. Wolfgang Sachs. Reinbek: Rowohlt 1993. S. 89-121.

**Evers, Hans-Dieter (1987):** Schattenwirtschaft, Subsistenzproduktion und informeller Sektor. *Wirtschaftliches Handeln jenseits von Markt und Staat*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Hg. v. Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius und Hartmut Esser (= Sonderheft 28/1987: *Soziologie wirtschaftlichen Handelns*. Hg. v. Klaus Heinemann). S. 353-366.

**Evers, Hans-Dieter/Tilman Schiel (1979):** Expropriation der unmittelbaren Produzenten oder Ausdehnung der Subsistenzwirtschaft – Thesen zur bäuerlichen und städtischen Subsistenzreproduktion. In: *Subsistenzproduktion und Akkumulation (= Bielefelder Studien zur Entwicklungssoziologie*. Bd. 5. Hg. v. Hans-Dieter Evers, Georg Elwert, Renate Otto-Walter, Georg Stauth u. Claudia v. Werlhof.). Saarbrücken: Breitenbach 1979. S. 279-332.

**Fahl, Andreas (1998):** *Landwirtschaft im Zeitalter der Agrarreformen*. In: Bettina Asch, Anke Bethmann, Richard Birkefeld, Andreas Fahl, Gerhard Dongowski, Sabine Meschkat-Peters, Alheidis v. Rohr: *Biedermeier und Revolution. Hannover 1848 (= Schriften des Historischen Museums Hannover, Bd. 13)*. Hannover: Historisches Museum. S. 38-45.

**FAO (2010):** What the new figures on hunger mean. (Interview mit Hartwig de Haen, Assistant Director-General) <http://www.fao.org/english/newsroom/news/2002/9703-en.html> (Abgerufen am 20.05.12.)

**FAO (2012):** *The State of Food Insecurity in the World*: <http://www.fao.org/docrep/016/i2845e/i2845e00.pdf>. (Abgerufen am 12.08.13.)

**Faraclas, Nicholas G. (2003):** Melanesien, die Banken und die BINGOs: Echte Alternativen gibt es überall (außer in den Aktentaschen der Berater). In: *Subsistenz und Widerstand*. Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 97-107.

**Firebaugh, Glenn (2003) :** Die neue Geografie der Einkommensverteilung der Welt. In: Walter Müller/Stefanie Scherer (Hg.): *Mehr Risiken – Mehr Ungleichheit? Abbau von Wohlfahrtsstaat, Flexibilisierung von Arbeit und die Folgen (= Mannheimer Jahrbuch für europäische Sozialforschung; Bd. 7)*. Frankfurt/M.: Campus. S. 363-388.

**Fischer-Kowalski, Marina (1997):** Dynamik und Selbststeuerung industrieller Gesellschaften. In: Marina Fischer-Kowalski, Helmut Haberl, Walter Hüttler, Harald Payer, Heinz Schandl, Verena Winiwarter, Helga Zangerl-Weisz (Hg.): *Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie. Mit Beiträgen*

von Thomas Macho, Maria Nicolini, Rolf Peter Sieferle. Amsterdam: OPA/Fakultas. S. 203-221.

**von Foerster, Heinz (1987):** Erkenntnistheorien und Selbstorganisation. In: Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Hg. v. Siegfried J. Schmidt. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 133-158.

**Foster, George M. (1967a):** Introduction: What Is a Peasant? In: Peasant Society. A Reader. Edited by Jack M. Potter, Mary N. Diaz, George M. Foster. Boston: Little, Brown and Company. S. 2-14.

**Foster, George M. (1967b):** Peasant Society and the Image of Limited Good. In: Peasant Society. A Reader. Edited by Jack M. Potter, Mary N. Diaz, George M. Foster. Boston: Little, Brown and Company. S. 300-323.

**Frank, André Gunder/Marta Fuentes-Frank (1990):** Widerstand im Weltsystem. Kapitalistische Akkumulation – staatliche Politik – soziale Bewegung. Hg. v. Hannes Hofbauer u. Andrea Komlosy. Wien: Promedia.

**Friedrich, Thomas (2006):** Reloaded. Das Ende der Utopie. In: Zeitschrift für kritische Theorie. Heft 22-23/2006. Hg. v. Wolfgang Bock, Sven Kramer und Gerhard Schweppenhäuser.

**Fuchs, Christian (2001):** Soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus. Gesellschaftliche Verhältnisse und Möglichkeiten zukünftiger Transformationen. Ohne Ort: Books on demand.

**Galeski, Boguslav (1972):** Basic concepts of rural sociology. Manchester: University Press.

**Geiss, Imanuel (2002):** Geschichte griffbereit. 6 Bde.: Daten, Personen, Schauplätze, Begriffe, Staaten, Epochen. Gütersloh: Wissen Media.

**Giddens, Anthony (1995):** Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Glatzer, Wolfgang/Gisela Dörr/Werner Hübinger/Karin Prinz/Mathias Bös/Udo Neumann (1991):** Haushaltstechnisierung und gesellschaftliche Arbeitsteilung. Frankfurt/M.: Campus.

**Glavin, Terry (2008):** Warten auf die Aras. Geschichten aus dem Zeitalter des Verschwindens. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

**Godelier, Maurice (1990):** Natur, Arbeit, Geschichte. Zu einer universalgeschichtlichen Theorie der Wirtschaftsformen. Hamburg: Junius.

**Goehler, Adrienne (2006):** Verflüssigungen. Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft. Frankfurt/M.: Campus.

**Gould, Stephen Jay (1999):** Illusion Fortschritt. Die vielfältigen Wege der Evolution. Frankfurt/M. Fischer.

**Gresh, Alain/Jean Radvanyi/Philippe Rekacewicz/Catherine Samary/Dominique Vidal (2007):** Atlas der Globalisierung. Berlin: "Le Monde diplomatique".

**Grimm, Hans-Ulrich (1999):** Aus Teufels Topf. Die neuen Risiken beim Essen. Stuttgart: Klett-Cotta.

**Groh, Dieter (1992):** Anthropologische Dimensionen der Geschichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Gronemeyer, Marianne (2012):** Wer arbeitet, sündigt... Ein Plädoyer für gute Arbeit. Darmstadt: Primus.

**Gronemeyer, Marianne (2008):** Genug ist genug. Über die Kunst des Aufhörens. Darmstadt: WBG.

**Gronemeyer, Marianne (1993):** Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt: WBG.

**Gronemeyer, Marianne (1988):** Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom (=Rowohlt's Enzyklopädie / Kulturen und Ideen; hg. v. Wolfgang Müller und Burghard König). Reinbek: Rowohlt.

**Habakkuk, John (1973):** Bevölkerungsproblem und Wirtschaftswachstum Europas im späten achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. In: Gesellschaft in der industriellen Revolution. Hg. v. Rudolf Braun, Wolfram Fischer, Helmut Großkreutz und Heinrich Volkmann (= Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 56, Geschichte). Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 207-218.

**Habermann, Friederike (2008):** Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation (=Feminist and Critical Political Economy, Bd. 1. Hg. v. Brigitte Young/Uta Ruppert). Baden-Baden: Nomos.

**Hägermann, Dieter/Helmut Schneider (1997):** Landbau und Handwerk 750 v. Chr.-1000 n.Chr. (= Propyläen Technikgeschichte, Bd. 1. Hg. v. Wolfgang König.). Berlin: Propyläen.

**Häussermann, Hartmut/Walter Siebel (2004):** Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York: Campus: 2004

**von der Haide, Ella/Severin Halder/Julia Jahnke/Carolin Mees (2011):** Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 266-278.

**Harris, David R. (1996):** The origins and spread of agriculture and pastoralism in Eurasia: an overview. In: The origins and spread of agriculture and pastoralism in Eurasia. Edited by David R. Harris. London: UCL Press.

**Hartmann, Detlef (2002):** „Empire“. Linkes Ticket für die Reise nach rechts. Umbrüche der Philosophiepolitik. Hardt/Negri, Sloterdijk, Foucault. Berlin: Assoziation A.

**Hawthorne, Susan (2003):** Der Zusammenprall von Wissenssystemen: Lokale Vielfalt an den Ursprüngen versus globale Gleichförmigkeit am Markt. In: Subsistenz und Widerstand. Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 108-121.

**Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1979) [1807]:** Phänomenologie des Geistes. In: Werke in zwanzig Bänden. Bd. 3. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Helbling, Jürg (1992):** Ökologie in nicht-staatlichen Gesellschaften. Oder: Wie steht es mit der Naturverbundenheit sogenannter Naturvölker? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 44. Jahrgang, 1992, Heft 2. S. 203-225.

**Helfrich, Silke/Rainer Kuhlen/Wolfgang Sachs/Christian Siefkes (2010):** Gemeingüter – Wohlstand durch Teilen. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

**Helfrich, Silke/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2009):** Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München: Oekom.

**Heller, Agnes (1978):** Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Hg. v. Hans Joas. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Henseling, Karl Otto (1981):** Bronze, Eisen, Stahl. Bedeutung der Metalle in der Geschichte. Reinbek: Rowohlt.

**Hobsbawm, Eric (2004):** Ein marxistischer Historiker zieht Bilanz. Wider den postmodernen Relativismus. In: Le Monde diplomatique. Nr. 7536 vom 10.12.2004, Seite 14-15.

**Hobsbawm, Eric (1994):** Age of Extremes. The short twentieth century. 1914-1991. London: Abacus.

**Hofbauer, Hannes (1999):** Subsistenz in Osteuropa: Wartehaltung statt Widerstand. In: Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika. Hg. v. Veronika Bennholdt-Thomsen, Brigitte Holzer und Christa Müller. Wien: Promedia. S. 48-60.

**Hofmann, Werner (1969):** Grundelemente der Wirtschaftsgesellschaft. Ein Leitfaden für Lehrende. Reinbek: Rowohlt.

**Holzer, Brigitte (1996):** Subsistenzorientierung als „widerständige Anpassung“ an die Moderne in Juchitán, Oaxaca, México (= Ethnien, Religionen, Konflikte. Hg. v. Abraham Ashkenasi. Bd. 7). Frankfurt/M.: Peter Lang.

**Horkheimer, Max (1974):** Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende. Frankfurt/M.: Fischer Athenäum.

**Horkheimer, Max/Theodor W. Adorno (1969) [1944]:** Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.: Fischer.

**Hradil, Stefan (2005):** Die „neue“ soziale Ungleichheit. Warum werden die meisten entwickelten Gesellschaften wieder ungleicher? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 45/2005. Hg. v. Paul Windolf. S. 460-483.

**IAASTD (2009):** Agriculture at a Crossroads. International Assessment of Agricultural Knowledge, Science and technology for Development. Global Report. Hg. v. Beverly D. McIntyre, Hans R. Herren, Judi Wakhungu und Robert T. Watson. Washington: Island Press. [http://www.unep.org/dewa/agassessment/reports/IAASTD/EN/Agriculture%20at%20a%20Crossroads\\_Global%20Report%20%28English%29.pdf](http://www.unep.org/dewa/agassessment/reports/IAASTD/EN/Agriculture%20at%20a%20Crossroads_Global%20Report%20%28English%29.pdf). (Abgerufen am 12.08.13.)

**Illich, Ivan (1982):** Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek: Rowohlt.

**Illich, Ivan (1978):** Fortschrittsmythen. Schöpferische Arbeitslosigkeit. Energie und Gerechtigkeit. Wider die Verschulung. Reinbek: Rowohlt.

**Illich, Ivan (1975):** Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek: Rowohlt.

**Johnstone, Sarah/Jeffrey Mazo (2013):** Global Warming and the Arab Spring. In: The Arab Spring and Climate Change. A Climate and Security Correlations Series. Hg. v. Caitlin E. Werrell u. Francesco Femia. Washington: Center für American Progress. S. 15-21. <http://www.americanprogress.org/wp-content/uploads/2013/02/ClimateChangeArabSpring.pdf>. (Abgerufen am 22.10.13.)

**Jürgens, Kerstin/G. Günter Voß (2007):** Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“. Heft 34. 20.08.2007. S. 3-9.

**Kafka, Peter (1994):** Gegen den Untergang. Schöpfungsprinzip und globale Beschleunigungskrise. München: Hanser.

**Kaschuba, Wolfgang (1985):** Leben im Dorf. In: Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Hg. v. Hannes Heer und Volker Ullrich. Reinbek: Rowohlt. S. 75-89.



- Kirjavainen, Leena M./Marie-J. Mermillod (1994):** Emerging problems of households in the Third World as a challenge ahead for revitalizing research and curriculum development in Home Economics. In: Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposiums an der Universität Münster vom 6.-8. Oktober 1993. Hg. v. Irmintraut Richarz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 165-180.
- Klein, Naomi (2007):** Die Schock-Strategie. Der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kluge (2002):** Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 24. Auflage Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Knöbl, Wolfgang (2007):** Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika. Frankfurt/M.: Campus.
- Ji-Hyun Ko (2005):** Geschichtsbegriff und historische Forschung bei Walter Benjamin. Ein Forschungsprogramm zu Benjamins Kategorien Geschichtem Moderne und Kritik (= Forschungen zum Junghegelianismus. Hg. v. Konrad Feilchenfeldt und Lars Lambrecht; Bd. 12). Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Kontos, Silvia (1985):** Zur Geschichte der Hausarbeit. In: Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Hg. v. Hannes Heer und Volker Ullrich. Reinbek: Rowohlt. S. 174-181.
- Kocka, Jürgen (2008):** Arbeit im historischen Grundriss. In: Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische erkundungen. Frankfurt/M. Campus. S. 445-457.
- Kocka, Jürgen (1977):** Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kolmer, Lothar (2008):** Geschichtstheorien. Paderborn: W. Fink/UTB.
- Krohn, Wolfgang/Günter Küppers (1990):** Vorwort. In: Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution. Hg. v. Wolfgang Krohn und Günter Küppers (= Reihe Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie). Braunschweig: Vieweg. S. 1-18.
- Krüsselberg, Hans-Günter (1997):** Die Fabel von der Unproduktivität der Arbeit im Familienhaushalt. Ein dogmenhistorischer Irrläufer. In: Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung. Festschrift für Rosemarie von Schweitzer. Hg. v. Uta Meier (= Reihe Stiftung „Der private Haushalt“, Bd. 32.). Frankfurt/M.: Campus. S. 85-100.
- Kuchenbuch, Ludolf (1983):** Bäuerliche Ökonomie und feudale Produktionsweise – Ein Beitrag zur Weltsystemdebatte aus mediävistischer Sicht. In: Perspektiven des Weltsystems. Materialien zu Immanuel Wallerstein, „Das moderne Weltsystem“. Hg. v. Jochen Blaschke. Frankfurt/M.: Campus.
- Kuhn, Thomas (2001) [1967]:** Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ladurie, Emmanuel LeRoy (2000):** Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor. 1294-1324. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Lambrecht, Lars/Karl Hermann Tjaden/Margarete Tjaden-Steinhauer (1998):** Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Soziologische Exkursionen (= Studien zu Subsistenz, Familie und Politik. Hg. v. L. Lambrecht, T. Mies, U. Sperling, K. H. Tjaden und M. Tjaden-Steinhauer, Bd. 1). Kassel: Jenior und Pressler.

**Landes, David Saul (1999):** Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind. Berlin: Siedler.

**Landes, David Saul (1973):** Der entfesselte Prometheus. Technologischer Wandel und industrielle Entwicklung in Westeuropa von 1750 bis zur Gegenwart. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

**Lange, Bastian (2011):** Koop Stadt? Was ist von der „kreativen Stadt“ zukünftig zu erwarten? In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 104-117.

**Langenscheidts Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache (1963).** Berlin: Langenscheidt. Artikel „subsisto“, S. 501.

**Lederer, Katrin (1979):** Bedürfnisse: ein Gegenstand der Bedürfnisforschung? In: Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein? Bedürfnisforschung und Konsumkritik. Hg. v. Klaus M. Meyer-Abich und Dieter Birnbacher. München: C.H. Beck. S. 11-29.

**Lefèbvre, Henri (1969):** Perspektiven der Agrarsoziologie. In: Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie. Hg. v. Alfred Schmidt. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 176-193.

**Lehmann, David (1986):** Two Paths of Agrarian Capitalism, or a Critique of Chayanovian Marxism. In: Comparative Studies in Society and History. Vol. 28. No. 4. S. 601-627.

**Lehmann, David (1979):** Introduction. In: Development Theory. Four Critical Studies. Edited by David Lehmann. Totowa: Frank Cass. S 1-7.

**Lemke, Harald (2012):** Politik des Essens. Wovon die Welt von morgen lebt. Bielefeld: transcript.

**Lemon, James T. (1987):** Agriculture and Society in Early America. In: Agricultural History Review. Edited by the British Agricultural History Society. Vol. 35.1. S. 76-94.

**Lenk, Elisabeth (1983):** Die unbewußte Gesellschaft. Über die mimetische Grundstruktur in der Literatur und im Traum. München: Matthes & Seitz.

**Lerch, Achim (2009):** Die Tragödie der „Tragedy of the Commons“. In: Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. Hg. v. Silke Helfrich u. Heinrich-Böll-Stiftung. München: Oekom. S. 85-95.

**van der Linden, Marcel (2003):** Die Geschichte der Arbeiterinnen und Arbeiter in der Globalisierung. In: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts. Neue Folge. 18. Jahrgang, Heft 1/2003. S. 10-40.

**Lissek, Michael (2012):** Saat des Sieges – Wie Gärtner (wieder einmal) die Welt retten wollen. Manuskript Deutschlandfunk zur Sendung vom 22.07.12:  
[http://www.deutschlandfunk.de/saat-des-sieges.866.de.html?dram:article\\_id=208601](http://www.deutschlandfunk.de/saat-des-sieges.866.de.html?dram:article_id=208601).  
(Abgerufen am 23.07.12).

**Lohrberg, Frank (2011):** Agrarfluren und Stadtentwicklung. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 140-149.

**Löbert, Horst W. (1991):** Arbeiter auf dem Lande. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des ländlichen Gesindes, der Häuslinge und Tagelöhner in der Lüneburger Heide vom 17. bis 20. Jahrhundert. Suderburg: Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide.

**Ludwig, Karl-Heinz/Volker Schmidtchen (1997):** Metalle und Macht 1000-1600 (= Propyläen Technikgeschichte, Bd. 2. Hg. v. Wolfgang König.). Berlin: Propyläen.

**Lummis, Douglas (1993):** Gleichheit. In: Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Hg. v. Wolfgang Sachs. Reinbek: Rowohlt 1993. S. 145-169.

**Luxemburg, Rosa (1975):** Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. In: Rosa Luxemburg. Gesammelte Werke, Bd. 5. Ökonomische Schriften. Berlin: Dietz. S. 5-411.

**Marcuse, Herbert (2005) [1967]:** Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. 5. Auflage München: dtv.

**Markov, Walter (1987):** Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789-1799. Bd. 2: Gesprochenes und Geschriebenes. Frankfurt/M.: Fischer.

**Martin, Hans-Peter/Harald Schumann (2004):** Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand. Reinbek: Rowohlt.

**Marx, Karl (1966) [1844]:** Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: Karl Marx/Friedrich Engels-Studienausgabe in 4 Bänden. Hg. v. Iring Fetscher. Bd. II: Politische Ökonomie. Frankfurt/M.: Fischer. S. 38-129.

**Marx, Karl/Friedrich Engels (1966) [1848]:** Manifest der Kommunistischen Partei. In: Karl Marx/Friedrich Engels-Studienausgabe in 4 Bänden. Hg. v. Iring Fetscher. Bd. III: Geschichte und Politik 1. S. 59-87.

**Max-Neef, Manfred A. (1991):** Human Scale Development. Conception, Application and further Reflections. New York: Apex Press.

**McC. Netting, Robert (1993):** Smallholders, Householders. Farm Families and the Ecology of Intensive, Sustainable Agriculture. Stanford: University Press.

**Meyer-Abich, Klaus Michael (1997):** Praktische Naturphilosophie. Erinnerung an einen vergessenen Traum. München: C.H. Beck.

**Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2011):** Von Pflanzerkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. Zur Geschichte des Community Gardening in Berlin. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 319-332.

**Mies, Maria (2003):** Über die Notwendigkeit, Europa zu entkolonisieren. In: Subsistenz und Widerstand. Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 19-40.

**Mies, Maria (2002):** Globalisierung von unten. Der Kampf gegen die Herrschaft der Konzerne. Hamburg: EVA.

**Mitchell, J. Clyde (1973):** Lohnarbeit und Bevölkerungsbewegung in Zentralafrika. In: Gesellschaft in der industriellen Revolution. Hg. v. Rudolf Braun, Wolfram Fischer, Helmut Großkreutz und Heinrich Volkmann (= Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 56, Geschichte). Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 219-242.

**Mitterauer, Michael (1986):** Formen ländlicher Familienwirtschaft. Historische Ökotypen und familiale Arbeitsorganisation im österreichischen Raum. In: Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. Hg. v. Josef Ehmer und Michael Mitterauer. Wien: Böhlau. S. 185-324.

**Moore, Barrington (1978):** Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie. Die Rolle der Grundbesitzer und Bauern bei der Entstehung der modernen Welt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Mougeot, Luc J.A. (1999):** Urban Agriculture. Definition, Presence, Potentials and Risks and Policy Challenges (=Cities Feeding People Series, Report 31). Vortrag gehalten beim “International Workshop on Growing Cities Growing Food: Urban Agriculture on the Policy Agenda”, 11.-15.10.99, in Havanna/Kuba. <http://idl-bnc.idrc.ca/dspace/bitstream/10625/26429/12/117785.pdf>. (Abgerufen am 09.09.2010).
- Mowat, Farley (1990):** Der Untergang der Arche Noah. Reinbek: Rowohlt.
- Müller, Christa (Hg.) (2011a):** Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom.
- Müller, Christa (2011b):** Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 22-53.
- Müller, Christa (1998):** Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung. Frankfurt/M.: Campus.
- Müller, Ulrich/Sven Giegold/Malte Arhelger (Hg.) (2004):** Gesteuerte Demokratie? Wie neoliberale Eliten Politik und Öffentlichkeit beeinflussen. Hamburg: VSA.
- Müller, Werner (1972):** Geliebte Erde. Naturfrömmigkeit und Naturhass im indianischen und europäischen Nordamerika. Bonn: Bouvier.
- Mumford, Lewis (1980):** Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht. Frankfurt/Main: Fischer.
- Nanz, Patrizia (2009):** Öffentlichkeit. In: Habermas-Handbuch. Hg. v. Hauke Brunkhorst, Regina Kreide und Cristina Lafont. Stuttgart: Metzler. S. 358-360.
- Nash, June (1994):** Global Integration and Subsistence Insecurity. In: American Anthropologist. New Series, Vol. 96, No. 1 (Mar. 1994). S. 7-30.
- Negt, Oskar (1984):** Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Frankfurt/M.: Campus.
- Negt, Oskar/Alexander Kluge (1981):** Geschichte und Eigensinn. Geschichtliche Organisation der Arbeitsvermögen. Deutschland als Produktionsöffentlichkeit. Gewalt des Zusammenhangs. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.
- Niethammer, Lutz (1976)** unter Mitarbeit v. Franz Brüggemeier: Wie wohnten Arbeiter im Kaiserreich? In: Archiv für Sozialgeschichte (AfS). Bd. 16/1976. S. 61-134.
- Norberg-Hodge, Helena (2002):** Modernisierungs- und Globalisierungsdruck. In: Schwarzbuch Globalisierung. Eine fatale Entwicklung mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern. Hg. v. Jerry Mander und Edward Goldsmith. München: Riemann. S. 234-252.
- Norton, Bryan (1992):** Waren, Annehmlichkeiten und Moral. Die Grenzen der Quantifizierung bei der Bewertung biologischer Vielfalt. In: Ende der biologischen Vielfalt? Der Verlust an Arten, Genen und Lebensräumen und die Chancen für eine Umkehr. Hg. v. Edward O. Wilson. Heidelberg: Spektrum. S. 222-228.
- Osterhammel, Jürgen (2009):** Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München: C.H. Beck.
- Ostrom, Elinor (2011):** Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. Herausgegeben, überarbeitet und übersetzt von Silke Helfrich. München: Oekom.

**Ottomeyer, Klaus (1977):** Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Soziales Verhalten im Kapitalismus. Reinbek: Rowohlt.

**Ottomeyer, Klaus (1974):** Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus (= Politladen-Druck 10). Gaiganz: Politladen Erlangen.

**Otto-Walter, Renate (1979):** Unterentwicklung und Subsistenzreproduktion – Forschungsansatz der Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (1979): Subsistenzproduktion und Akkumulation (= Bielefelder Studien zur Entwicklungssoziologie, Bd. 5. Hg. v. Hans-Dieter Evers, Georg Elwert, Georg Stauth und Claudia von Werlhof). Saarbrücken: Breitenbach. S. 7-12.

**Paslack, Rainer/Peter Knost (1990):** Zur Geschichte der Selbstorganisationsforschung. Ideengeschichtliche Einführung und Bibliographie (1940-1990) (= Reihe Wissenschaftsforschung, Report 37). Bielefeld: Kleine.

**Paulinyi, Ákos/Ulrich Troitzsch (1997):** Mechanisierung und Maschinisierung 1600-1840 (= Propyläen Technikgeschichte, Bd. 3. Hg. v. Wolfgang König.). Berlin: Propyläen.

**Perrot, Michelle/Anne Martin-Fugier (1992):** Die Akteure. In: Geschichte des privaten Lebens. 4. Band. Von der Revolution zum Großen Krieg. Hg. v. Michelle Perrot. 2. Auflage Frankfurt/M.: Fischer. S. 95-310.

**Peter, Lothar (2003):** Alte und neue Subjektivität von Arbeit – Max Webers Arbeitsethik und das Konzept des Arbeitskraftunternehmers. In: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts. Neue Folge. Heft 1/2003. S. 72-88.

**Peters, Ulla (1997):** Jenseits des Schrebergartens. Politisierung der Subsistenz – Perspektive für einen feministischen Internationalismus? In: Schwertfisch (Hg.): Zeitgeist mit Gräten. Politische Perspektiven zwischen Ökologie und Autonomie. Bremen: Yeti Press. S. 65-73.

**Petersson, Niels P. (2005):** Markt, Zivilisierungsmission und Imperialismus. In: Zivilisierungsmissionen: imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hg. v. Boris Barth u. Jürgen Osterhammel (= Historische Kulturwissenschaft, Bd. 6). Konstanz: UVK. S. 33-54.

**Philosophisches Wörterbuch (1991).** Hg. v. Georgi Schischkoff. 22. Auflage. Stuttgart: Kröner. Artikel „Subsistenz“ und „Substanz“, S. 704f.

**Pierenkemper, Toni (2005):** Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung – oder: Wie wir reich wurden. München u. Wien: R. Oldenbourg.

**Pöppelmann, Christa (2012):** Hier wächst die Hoffnung! Von der Laubenkolonie zum Guerilla-Garten. Hildesheim: Gerstenberg.

**Polanyi, Karl (1978):** The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Pongratz, Julia/Christian Reick (2009):** Landwirtschaft pflügt das Klima um. In: Max Planck Forschung 4/2009. München: Max-Planck-Gesellschaft, Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

**Potter, Jack M./Mary N. Diaz/George M. Foster (Hg.) (1967):** Peasant society. A Reader. Boston: Little, Brown and Company.

**Prigogine, Ilya/Isabelle Stengers (1986):** Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. 5. Auflage München: Piper.

- Projekt OIKOS (2000):** Keramik, Ziegel, Glas – die Nutzung mineralischer Ressourcen (= Geschichte selbstgemacht. Materialien zum selbst-erhaltenden Leben und Lernen. Bd. 6.2). Bremen: Universität.
- Pross, Helge (1975):** Die Wirklichkeit der Hausfrau. Die erste repräsentative Untersuchung über nichterwerbstätige Ehefrauen: Wie leben sie? Wie denken sie? Wie sehen sie sich selbst? Reinbek: Rowohlt.
- Radkau, Joachim (2002):** Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. München: Beck.
- Rapp, Friedrich (1992):** Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee. Darmstadt: WBG.
- Reichholf, Josef H. (2007):** Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends. Frankfurt/M.: Fischer.
- Richarz, Irmintraut (1997):** Die Wissenschaft von Oikos, Haus und Haushalt im Kontext sich verändernder Lebensbedingungen. In: Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung. Hg. v. Uta Meier. Frankfurt/M.: Campus. S. 101-131.
- Richarz, Irmintraut (Hg.) (1994):** Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposiums an der Universität Münster vom 6.-8. Oktober 1993. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Richarz, Irmintraut (1991):** Oikos, Haus und Haushalt. Ursprung und Geschichte der Haushaltsökonomik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Robert, Jean (1993):** Produktion. In: Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Hg. v. Wolfgang Sachs. Reinbek: Rowohlt 1993. S. 298-321.
- Robischon, Marcel (2012):** Vom Verstummen der Welt. Wie uns der Verlust der Artenvielfalt kulturell verarmen lässt. München: Oekom.
- Rodrik, Dani (2000):** Grenzen der Globalisierung. Ökonomische Integration und soziale Desintegration (= Frankfurter Beiträge zu Wirtschafts- und Sozialwissenschaften; Bd. 2). Frankfurt/M.: Campus.
- Rohbeck, Johannes (2004):** Geschichtsphilosophie zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Rosanvallon, Pierre (2013):** Die Gesellschaft der Gleichen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Roth, Karl Heinz (1994):** Die Wiederkehr der Proletarität und die Angst der Linken. Möglichkeiten und Grenzen sozialistischer Politik im Übergang zum 21. Jahrhundert. In: Die Wiederkehr der Proletarität. Dokumentation der Debatte. Karlsruhe: ISP. S. 11-36.
- Roth, Roland (1987):** Kommunikationsstrukturen und Vernetzungen in neuen sozialen Bewegungen. In: Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. v. Roland Roth u. Dieter Rucht. Frankfurt/M.: Campus. S. 66-88.
- Sachs, Wolfgang (1992):** Zur Archäologie der Entwicklungsidee. 2. Auflage Frankfurt/Main: Verlag für interkulturelle Kommunikation.
- Sbert, José María (1993):** Fortschritt. In: Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Hg. v. Wolfgang Sachs. Reinbek: Rowohlt 1993. S. 122-144.

**Schäfer, Dieter (2004):** Unbezahlte Arbeit und Haushaltsproduktion im Zeitvergleich. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. (= Forum der Bundesstatistik, Bd. 43). S. 247-273.

Abrufbar unter: [http://iaiz.aim-site.de/fileadmin/PDF/Projekte/Alltag\\_inDeutschland.pdf](http://iaiz.aim-site.de/fileadmin/PDF/Projekte/Alltag_inDeutschland.pdf). (Abgerufen am 12.08.13.)

**Schiller, Friedrich (1970) [1786]:** Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede. In: Schillers Werke. Nationalausgabe, 17. Bd.: Historische Schriften. Erster Teil. Hg. v. Karl-Heinz Hahn. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger.

**Schlegel-Matthies, Kirsten (1994):** Die „geschickliche Wissenschaft, recht Haus zu halten“ in deutschen Ökonomiken. In: Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposiums an der Universität Münster vom 6.-8. Oktober 1993. Hg. v. Irmintraut Richarz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 115-124.

**Schmid, Peter (1989):** Die phylogenetische Entwicklung der Hominiden (= Evolution des Menschen. Bd. 2.). Tübingen: Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen.

**Schmidt, Jörg (2004):** Globalisierung als unaufgeklärte Vernunft. In: Bürgerliche Gesellschaft - Idee und Wirklichkeit. Festschrift für Manfred Hahn. Hg. v. Eva Schöck-Quinteros u.a. (= Schriften des Hedwig-Hintze-Instituts Bremen, Bd. 8). Berlin: Trafo. S. 413-421.

**Schmidt, Jörg (2003a):** Unveröffentlichtes Arbeitspapier des Arbeitsvorhabens Metallurgie im Projekt Historische Globalisierungskritik (Sommersemester 2003): Modellhafte Darstellung der Eisengeräte-Versorgung einer 500-Personen-Gruppe auf der Basis von durchschnittlich 200g Eisen-Gewinnung pro Person und Jahr.

**Schmidt, Jörg (2003b):** Unveröffentlichtes Arbeitspapier des Arbeitsvorhabens Metallurgie im Projekt Historische Globalisierungskritik (Sommersemester 2003): Materialien zum gegenwärtigen globalgesellschaftlichen Metall-Umgang.

**Schmidt, Jörg (1990):** OIKOS. Theoretische und praktische Auseinandersetzungen mit der Vormoderne. Bericht über ein Projekt an der Universität Bremen 1987-1990. Bremen: Universität.

**Schmidt, Jörg (1986):** Moderne Vernunft und unmodernes Leben? Polytechnische Lern- und Lebensweisen als rational-distanzierter Umgang mit der Moderne. Bremen: Universität.

**Schmidt-Bleek, Friedrich (1994):** Wieviel Umwelt braucht der Mensch? MIPS – Das Maß für ökologisches Wirtschaften. Berlin: Birkhäuser.

**Schröder, Wolfgang M. (2005):** Mission impossible? Begriff, Modell und Begründungen der „civilizing mission“ aus philosophischer Sicht. In: Zivilisierungsmissionen: imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Hg. v. Boris Barth u. Jürgen Osterhammel (= Historische Kulturwissenschaft, Bd. 6). Konstanz: UVK. S. 13-32.

**Schulin, Ernst (1974):** Universalgeschichte. Einleitung. In: Universalgeschichte. Hg. v. Ernst Schulin. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 11-65.

**Schultz, Jürgen (2002):** Die Ökozonen der Erde. 3. Auflage Stuttgart: Ulmer/UTB.

**Schulz-Schaeffer, Ingo (2000):** Sozialtheorie der Technik. Frankfurt/M.: Campus.

**Schwarzer, Alice (1975):** Der „kleine Unterschied“ und seine großen Folgen. Frauen über sich – Beginn einer Befreiung. 7. Auflage Frankfurt/M.: Fischer.

**Schweppenhäuser, Gerhard (2010):** Kritische Theorie. Stuttgart: Reclam.

- Schweppenhäuser, Gerhard (1996):** Theodor W. Adorno zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Scott, James C. (1976):** The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in Southeast Asia. New Haven: Yale University Press.
- Selmeier, Franz (1984):** Eisen, Kohle, Dampf. Die Schrittmacher der industriellen Revolution. Reinbek: Rowohlt.
- Sennett, Richard (2009):** Handwerk. Berlin: Berliner Verlag.
- Shiva, Vandana (1997):** Biopiracy. The Plunder of Nature and Knowledge. Boston: South End Press.
- Sieferle, Rolf Peter/Fridolin Krausmann/Heinz Schandl/Verena Winiwarter (2006):** Das Ende der Fläche. Zum gesellschaftlichen Stoffwechsel der Industrialisierung (=Umwelthistorische Forschungen, hg. v. Bernd-Stefan Grewe und Verena Winiwarter; Bd. 2). Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Sieferle, Rolf Peter (2003):** Der europäische Sonderweg: Ursachen und Faktoren (= Der europäische Sonderweg; Bd. 1). Stuttgart: Breuninger-Stiftung.
- Sieferle, Rolf Peter (1997a):** Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt. München: Luchterhand.
- Sieferle, Rolf Peter (1997b):** Kulturelle Evolution des Gesellschaft-Natur-Verhältnisses. In: Marina Fischer-Kowalski, Helmut Haberl, Walter Hüttler, Harald Payer, Heinz Schandl, Verena Winiwarter, Helga Zangerl-Weisz (Hg.): Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie. Mit Beiträgen von Thomas Macho, Maria Nicolini, Rolf Peter Sieferle. Amsterdam: OPA/Fakultas. S. 37-53.
- Sieferle, Rolf Peter (1984):** Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck.
- Sieferle, Rolf Peter (1982):** Der unterirdische Wald. Energiekrise und Industrielle Revolution (= Die Sozialverträglichkeit von Energiesystemen; Bd. 2). München: Beck.
- Sigrist, Christian (1979):** Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Skutnabb-Kangas, Tove/Luisa Maffi/David Harmon (2003):** Sharing a World of Difference. The Earth's linguistic, cultural and biological diversity. Paris: UNESCO.
- Smith, Adam (1978) [1776]:** Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München: dtv.
- Smith, Joan (1984):** Nonwage Labor and Subsistence. In: Households and the World-Economy (= Explorations in the World-Economy: Publications of the Fernand Braudel Center, Vol. 3). Hg. v. Joan Smith, Immanuel Wallerstein und Hans-Dieter Evers. London: Sage. S. 64-89.
- Smith, Joan/Immanuel Wallerstein/Hans-Dieter Evers (Hg.) (1984):** Households and the World-Economy (= Explorations in the World-Economy: Publications of the Fernand Braudel Center, Vol. 3). London: Sage.
- Smith, Eric Alden/Mark Wishnie (2000):** Conservation and Subsistence in Small-Scale Societies. In: Annual Review of Anthropology. Vol. 29. S. 493-524.
- Sombart, Werner (1969) [1902]:** Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur



Gegenwart. Erster Band, erster Halbband: Die vorkapitalistische Wirtschaft. Berlin: Duncker und Humblot.

**Spehr, Christoph (1997):** Effektivierter Industrialismus. Eine Kritik der Nachhaltigkeits-Ideologie. In: Zeitgeist mit Gräten. Politische Perspektiven zwischen Ökologie und Autonomie. Hg. v. d. Gruppe „Schwertfisch“. Bremen: Yeti Press. S. 21-29.

**Spehr, Christoph (1996):** Die Ökofalle: Nachhaltigkeit und Krise. Wien: Promedia.

**DER SPIEGEL (2010):** Markus Deggerich, Michael Fröhlingdorf: Die gelbe Plage. Nr. 50/2010. S. 80-82.

**DER SPIEGEL (2010):** Kim Bode, Katharina Furin, Christian Schwägerl: Mais und Moor. Nr. 44/2010. S. 38-40.

**DER SPIEGEL (2009):** Horand Knaup, Juliane von Mittelstaedt: Die große Jagd nach Land. Nr. 31/2009. S. 86-90.

**DER SPIEGEL (2008):** Rüdiger Falksohn, Amira El Ahl, Jens Glüsing, Alexander Jung, Padma Rao, Thilo Thielke, Volhard Windfuhr, Bernhard Zand: Die Wut der Armen. Nr. 16/2008. S. 114-116.

**Stamm, Volker (1982):** Ursprünge der Wirtschaftsgesellschaft. Geld, Arbeit und Zeit als Mittel von Herrschaft. Frankfurt/M.: EVA.

**Stüben, Peter E. (1995):** Tabu und Biodiversität II. Pioniermission und die Zerstörung indigener Tabus: Folgen für die Umwelt? In: Seelenfischer. Mission, Stammesvölker und Ökologie. Hg. v. Peter Stüben (= Ökozid Extra, Bd. 4). Gießen: Focus.

**Stüben, Peter E. (1994):** Tabu und Biodiversität I – die sakrale Welt des Indigenen: Zentrum der Artenvielfalt? In: Leben und Leben lassen. Biodiversität – Ökonomie, Natur- und Kulturschutz im Widerstreit. Hg. v. Jürgen Wolters/ARA (= Ökozid, Jahrbuch für Ökologie und indigene Völker; Bd. 10). Gießen: Focus. S. 83-105.

**taz vom 11.10.12:** Interview der Journalistin Anna Klöpffer mit der Agrarwissenschaftlerin Andrea von Allwörden: Parkhäuser zu Gärten. S. 23.

**taz vom 21.08.12:** Elena Beis: Exarchia packt es an. S. 5.

**taz vom 19.11.10:** Kathrin Burger: Maispflanzen auf Verkehrsinseln. S. 18.

**Thompson, Edward P. (1987) [1963]:** Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Erster Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

**Thompson, Edward P. (1980):** Die „moralische Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. In: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M.: Ullstein. S. 66-129.

**Tivy, Joy (1993):** Landwirtschaft und Umwelt. Agrarökosysteme in der Biosphäre. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

**Tjaden, Karl Hermann (1991):** Wir brauchen eine Politische Ökonomie der Stoff- und Energieströme. In: Sozialistische Politik und Wirtschaft (spw) Heft 57. Ausgabe 1/1991. S. 41-47.

**Toynbee, Arnold (1982):** Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der großen Zivilisationen. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft.

**Tschajanow, Alexander (1923):** Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau. Berlin: Paul Parey.

- Tsouyopoulos, Nelly (1994):** Oikos, Oikonomia und die Stellung der Frau in der griechischen Antike bei Xenophon und Aristoteles. In: Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposiums an der Universität Münster vom 6.-8. Oktober 1993. Hg. v. Irmintraut Richarz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 41-50.
- Turner, Terisa E./Leigh S. Brownhill (2003):** "Frauen haben niemals kapituliert!": Die Mau-Mau und die Globalisierung von unten, Kenia 1980-2000. In: Subsistenz und Widerstand. Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 138-166.
- Ullrich, Otto (1977):** Technik und Herrschaft vom Hand-werk zur verdinglichten Blockstruktur industrieller Produktion. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- UNEP (2007): Global Environment Outlook. GEO 4. Environment for Development. Malta: Progress Press.**  
[http://www.unep.org/geo/GEO4/report/GEO-4\\_Report\\_Full\\_en.pdf](http://www.unep.org/geo/GEO4/report/GEO-4_Report_Full_en.pdf). (Abgerufen am 12.08.13.)
- UNEP (2002): Global Environment Outlook 3. Ohne Ort.**  
<http://www.unep.org/geo/GEO3/english/index.htm>. (Abgerufen am 12.08.13.)
- Vellay, Irina (2008):** Jenseits des Mehrwerts. Gebrauchsrecht und städtische Lebensweisen. In: Marxistische Blätter, Jahrgang 46, Heft 5/2008: Die Stadt als Raum für Klassenkämpfe.
- Vinnai, Gerhard (2011):** Wunschwelten und Opferzusammenhänge. Zur analytischen Sozialpsychologie der westlichen Kultur. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Vinnai, Gerhard (1985):** Der subjektive Faktor. Zum Verhältnis von Psychologie und Geschichte. In: Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung. Hg. v. Hannes Heer und Volker Ullrich. Reinbek: Rowohlt. S. 317-322.
- Volkert, Wilhelm (1999):** Kleines Lexikon des Mittelalters. Von Adel bis Zunft. München: C.H. Beck.
- Wallerstein; Immanuel (2005):** World-systems analysis: an introduction. Durham: Duke University Press.
- Wallerstein, Immanuel (1984a):** Der historische Kapitalismus. Berlin: Argument.
- Wallerstein, Immanuel (1984b):** Household structures and Labor-Force Formation in the capitalist World-Economy. In: Households and the World-Economy. London: Sage. S. 17-22.
- Watkins, Stuart (2011):** Gwashata. In: Tom Hodgkinson (Hg.): Back to the land. A Collection of Essays on the Art of Living. (= The Idler, No. 43, 2. Auflage 2011). London: Idler Books. S. 191-200.
- Weber, Max (1991):** Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Aus den nachgelassenen Vorlesungen hg. v. S. Hellmann u. M. Palyi. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weber, Max (1976):** Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Studienausgabe. 5. Auflage Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Wehler, Hans-Ulrich (1975):** Modernisierungstheorie und Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Weick, Stefan (2004):** Lebensbedingungen, Lebensqualität und Zeitverwendung. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. (= Forum der Bundesstatistik, Bd. 43). S. 412-430.

Abrufbar unter: [http://iaiz.aim-site.de/fileadmin/PDF/Projekte/Alltag\\_inDeutschland.pdf](http://iaiz.aim-site.de/fileadmin/PDF/Projekte/Alltag_inDeutschland.pdf).  
(Abgerufen am: 12.08.13.)

**von Weizsäcker, C. F./J. Juilfs (1958):** Physik der Gegenwart (= Kleine Vandenhoeck Reihe; Bd. 43). 2. Auflage Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

**Weltbank (2008):** Global Monitoring Report 2008. MDGs and the environment. Agenda for Inclusive and Sustainable Development. Washington: The International Bank for Reconstruction and Development/The World Bank.

**Welzer, Harald (2013):** Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand. Frankfurt/M.: Fischer.

**Welzer, Harald (2008):** Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird. Frankfurt/M.: Fischer.

**von Werlhof, Claudia (2003):** Fortschritts-Glaube am Ende? Das kapitalistische Patriarchat als „Alchemistisches System“. In: Subsistenz und Widerstand. Hg. v. Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas. Wien: Promedia. S. 41-68.

**von Werlhof, Claudia (1985):** Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela. Bremen: Edition Con.

**von Werlhof, Claudia/Hanns-Peter Neuhoff (1979):** Weltmarkt, Erdöl und Agrarproduktion in Venezuela. In: Subsistenzproduktion und Akkumulation (= Bielefelder Studien zur Entwicklungssoziologie. Bd. 5. Hg. v. Hans-Dieter Evers, Georg Elwert, Renate Otto-Walter, Georg Stauth u. Claudia v. Werlhof.). Saarbrücken: Breitenbach 1979. S. 175-254.

**Werner, Karin (2011):** Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Hg. v. Christa Müller. 3. Auflage München: Oekom. S. 54- 75.

**Wiersing, Erhard (2008):** Geschichte des historischen Denkens. Zugleich eine Einführung in die Theorie der Geschichte. Paderborn: Schöningh.

**Wilson, Edward O. (2002):** Die Zukunft des Lebens. Berlin: Siedler.

**Wilson, Edward O. (1995):** Der Wert der Vielfalt. Die Bedrohung des Artenreichtums und das Überleben der Menschen. 2. Auflage München: Piper.

**Wilson, John A. (1961):** Ägypten. In: Propyläen Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Hg v. Golo Mann und Alfred Heuß. Erster Band. Vorgeschichte - Frühe Hochkulturen. Berlin: Propyläen. S. 323-500.

**Winiwarter, Verena/Martin Knoll (2007):** Umweltgeschichte. Eine Einführung. Wien: Böhlau/UTB.

**Winiwarter, Verena/Christoph Sonnlechner (2001):** Der soziale Metabolismus der vorindustriellen Landwirtschaft in Europa (= Der europäische Sonderweg; Bd. 2). Stuttgart: Breuninger-Stiftung.

**Wong, Diana (1984):** The Limits of Using the Household as a Unit of Analysis. In: Households and the World-Economy. Hg. v. Joan Smith, Immanuel Wallerstein, Hans-Dieter Evers (=Explorations in the World-Economy: Publications of the Fernand Braudel Center, Vol. 3). London: Sage. S. 56-63.

**Zedler, Johann Heinrich (1962) [1744]:** Großes Vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 40: Sti-Suim. Artikel „Subsistenz“, „Subsistiren“, Spalte 1580. Fotomechanischer Nachdruck des Originals von 1744. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

**Zibechi, Raúl (2011):** Territorien des Widerstands. Eine politische Kartografie der urbanen Peripherien Lateinamerikas. Berlin: Assoziation A.

**Zizek, Slavoj (2009):** Auf verlorenem Posten. Frankfurt/M.: Suhrkamp.